Französische Geschichte

vornehmlich

im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert.

Von

Leopold Ranke.

Vierter Band.

Dritte Auflage.

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1877.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Inhalt.

Seite

Vierzehntes Buch. Politik und Krieg gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts 1
Einleitung 3
Erstes Capitel. Einheit und Macht der französischen Monarchie in den Jahren 1687, 1688 5
Zweites Capitel. Ausbruch des Krieges von 1688 . . . 18
Drittes Capitel. Kriegsereignisse von 1688 bis 1694 . . 40
Viertes Capitel. Spätere Kriegsjahre. Friede von Ryßwick 58
Fünftes Capitel. Modification der äußeren Machtstellung und der inneren Politik 81
Fünfzehntes Buch. Der Krieg über die spanische Erbfolge . . . 101
Einleitung 103
Erstes Capitel. Unterhandlungen über die spanische Erbfolge 104
Erster Theilungsvertrag 110
Zweiter Theilungsvertrag 117
Testament Carls II. 124
Berathungen in Frankreich. Annahme des Testaments . . . 133
Zweites Capitel. Gegensatz und Kriegsbereitung der europäischen Mächte 146
Drittes Capitel. Die ersten Jahre des spanischen Erbfolgekrieges 159
Viertes Capitel. Kriegsereignisse in Deutschland. Feldzug von 1704 173
Fünftes Capitel. Entscheidungen auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen 189
Ramillies 193
Turin 198
Der Seekrieg. Barcelona 205
Sechstes Capitel. Unterhandlungen und spätere Feldzüge bis 1710 213
Feldzug von 1708 219
Unterhandlungen und Feldzüge von 1709 und 1710 . . . 228
Siebentes Capitel. Friede von Utrecht 245

Seite

Sechzehntes Buch. Innere Angelegenheiten in den späteren Jahren Ludwigs XIV. 263
Rückblick und Uebergang 265
Erstes Capitel. Familie und Hof Ludwigs XIV. 271
Zweites Capitel. Wiederausbruch der jansenistischen Streitigkeiten 297
Drittes Capitel. Zustände der Verwaltung 315
Viertes Capitel. Ideen der Reform 325
Fünftes Capitel. Der Herzog von Bourgogne 338
Sechstes Capitel. Ausgang Ludwigs XIV. 351
Schlußbemerkung 369

Siebzehntes Buch. Die Regentschaft und Cardinal Fleury . . . 381
Einleitung 383
Erstes Capitel. Der Regent und die mit seinem Eintritt verknüpften Neuerungen 385
Zweites Capitel. Versuch eines neuen finanziellen Systems 396
Drittes Capitel. Emporkommen und Stellung des Cardinal Dubois 408
Viertes Capitel. Der Herzog von Bourbon-Condé . . . 418
Fünftes Capitel. Cardinal Fleury 427

Achtzehntes Buch. Zeiten der Regierung Ludwigs XV. 447
Einleitung 449
Erstes Capitel. Kriege Ludwigs XV. 451
Zweites Capitel. Irrungen zwischen der geistlichen und der weltlichen Macht 466
Drittes Capitel. Tendenzen der Literatur 477
Viertes Capitel. Conflicte der Gewalt und der Meinung gegen Ende der Regierung Ludwigs XV. 491

Vierzehntes Buch.

Politik und Krieg gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts.

In der Natur vorwaltender Mächte liegt es nicht, sich selbst zu beschränken: die Grenzen müssen ihnen gesetzt werden.

War das nicht schon einst mit dem altrömischen Reiche der Fall? Die deutschen Kaiser, welche dasselbe fortzusetzen berufen zu sein glaubten, sind nie zu vollkommener Uebermacht gelangt, aber schon, daß sie diesen Anspruch machen konnten, reichte hin, die unabhängigen Staaten und Länder zum Widerstand gegen sie aufzurufen. Bei weitem besser wurde die Herrschaft des Papstthums durchgeführt. Wer weiß jedoch nicht, wie der Kampf zuerst gegen die Ausdehnung der kirchlichen Macht über das Gebiet der weltlichen und, da dieser nicht zum Ziele führte, gegen das geistliche Prinzip der Päpste die Welt des Mittelalters nach und nach zersetzt hat. Denn, nicht zufrieden mit der Zurückweisung drückender Ansprüche, erreichen die großen Gegensätze dieser Art das innerste Selbst der vorherrschenden Gewalten und bringen allgemeine Veränderungen hervor. Das neuere Europa hatte schon zweimal etwas Aehnliches erlebt; im sechzehnten Jahrhundert, als Carl V. das Kaiserthum, wie er es besaß, zu universalem Uebergewicht zu erheben suchte, und in der ersten Hälfte des siebzehnten, als die, wenn gleich unter zwei Häuptern, doch wieder enge vereinigte spanisch-österreichische Macht, durch plötzliches Waffenglück gehoben und durch den Zug der Herstellung des Katholicismus gefördert, die unabhängige Entfaltung neubegründeter Bildungen erdrücken zu wollen schien. Hierüber waren die großen europäischen Kriege jener Zeit ausgebrochen, die ein neues System

europäischer Staaten begründeten. Eben in denen hatte die französische Krone die hohe Stufe der Macht, die sie einnahm, errungen. Nun aber entwickelte auch sie ihrerseits Bestrebungen, welche nicht allein die Unabhängigkeit ihrer Nachbarn, die Integrität des Gebietes derselben, sondern auch die allgemeine Freiheit von Europa bedrohten; wir haben gesehen, wie sich an allen Seiten ein Gefühl der Nothwendigkeit des Widerstandes gegen sie regte: ein abermaliger Weltkampf stand bevor. Ehe wir daran gehen, denselben zu schildern, fassen wir noch einmal die Lage der Dinge, die ihn veranlaßte, ins Auge.

Erstes Capitel.

Einheit und Macht der französischen Monarchie in den Jahren 1687, 1688.

Wir nehmen nicht an, daß die Monarchie Ludwigs XIV. mit unbedingter Nothwendigkeit aus den früheren Zeiten und Tendenzen hervorgegangen sei. Die Ideen Heinrichs IV., der zu der bourbonischen Größe den Grund legte, trugen doch einen ganz andern Charakter; abweichende Richtungen in vielem Bezug verfolgten Richelieu und Mazarin; in den ersten Jahrzehnten dürfte Ludwig XIV. selbst ein anderes Ideal vorgeschwebt haben. Denn nicht wie Naturgewächse erheben sich die Gebilde der Staaten: in ihren Abwandlungen hängt fast das Meiste von den Umständen, der Sinnesweise der Menschen, wie sie eben bei einander sind, den zu überwindenden Gegensätzen, dem Zwecke, welchen die vorwaltenden Geister in jedem Momente verfolgen, und dem Glück ab, mit dem das geschieht. Wenn irgendwo, so greifen hier Freiheit und Nothwendigkeit in einander. Was dem freien Entschlusse angehört, indem man es versucht, wird unwiderruflich, in seinen Wirkungen von jedem menschlichen Willen unabhängig, ein Glied in der Kette der allgemeinen Nothwendigkeiten, sobald es gethan ist, und beherrscht die Folgezeit.

So hatten Umstände, deren Niemand Meister war, und einige große Persönlichkeiten zur Aufrichtung der Monarchie Ludwigs XIV. zusammengewirkt. Man dürfte sie nicht als ein Werk der Willkür bezeichnen.

Denn nachdem einmal, ohne daß dabei viel Wahl gewesen wäre, der große Kampf gegen Spanien unternommen worden und die dem königlichen Ansehen widerstrebenden französischen Großen sich in denselben ziehen und zuweilen zur Parteinahme für den auswärtigen Feind hatten fortreißen lassen, war aus dem innern und äußeren Kriege zusammen diese zugleich in Europa überaus gewaltige und im Innern wenig beschränkte Macht hervorgegangen. Die Autorität der Krone erschien als die Hervorbringung dieses zweifachen Sieges.

So stark nun im Innern die Hand empfunden wurde, welche die Zügel ergriffen hatte, so darf man doch den allgemeinen Gehorsam, den sie fand, nicht lediglich von dieser Gewalt herleiten. Die Hingebung der Großen wie des Adels, die fast ununterbrochene Ruhe der Provinzen, die Anhänglichkeit des Bürgerstandes beruhten noch auf einem anderen, tieferen Grunde. Es waren die großen Ideen der Einheit der Nation, einer durchgreifenden gesetzlichen Ordnung und einer ruhmvollen Stellung in der Welt, die dem Königthum, welches sie repräsentirte, Dienstwilligkeit und selbst freudiges Anschließen verschafften. An Generalstände dachte man in Frankreich auch deßhalb wenig, weil sich an ihren Namen eine Erinnerung an die alten Entzweiungen knüpfte. Damals schienen sie unnütz, da das siegreiche Königthum Mittel gefunden hatte, Frankreich groß und blühend zu machen; Niemand verlangte nach ihnen. In ihren bestimmten Wirkungskreisen bewegten sich Provinzialstände und Parlamente; der Rath des Königs stellte die allgemeinen Interessen dar; der König meinte fast, durch besondere göttliche Veranstaltung in der Verwaltung derselben nicht irren zu können.[1]

Wie oben angedeutet, ließe sich vielleicht noch darüber streiten, was für eine große Nation förderlicher ist: die unbe-

[1] Eine Zusammenstellung einiger Aeußerungen des Königs in diesem Sinne in Lemontey Essai sur l'établissement monarchique de Louis XIV. Œuvres V, 119.

dingte Einheit oder das Bestehen verschiedener Bildungsformen und selbst Religionsübungen in ihrem Schooße. Die Continuität einer freien historischen Entwickelung scheint das letztere zu fordern: eine reichere Fülle lebensfähiger Erscheinungen, wie das Beispiel von Deutschland zeigt, vielleicht auch eine mannigfaltigere und kernhaftere persönliche Ausbildung wird dadurch möglich. In Frankreich jedoch hatte die Idee der nationalen Einheit den Sieg errungen: ihr hauptsächlich sind die Protestanten zum Opfer gefallen. Das auf bestimmten Gesetzen beruhende Recht derselben, ihre große Zahl, der unberechenbare Nutzen, den sie durch industrielle und mercantile Thätigkeit dem Staate leisteten, fielen in die Wagschale für sie. Aber diese Rücksichten verschwanden vor den Tendenzen der religiösen und politischen Uniformität. Man wollte eine Genossenschaft nicht dulden, die, wie in dem Grunde ihres Glaubens, so in ihrem Lehrsysteme und ihrer Verfassung auf sich selbst beruhte. Der Geist der Nationalität kam dem Königthum in seinem Gegensatz mit ihr zu Hülfe. Wir wissen wohl, wie wenig dabei Ludwig XIV. an der Herstellung der Herrschaft des römischen Stuhles lag, dessen Ansprüche er vielmehr, insofern sie ihm in der Ausübung seiner weltlichen Autorität hätten hinderlich werden können, energisch bekämpfte. Die Unterdrückung der Protestanten, durch welche die Corporation des Clerus ein seit mehr als einem Jahrhundert im Auge behaltenes Ziel erreichte, war der Preis, für den sie mit dem König gemeinschaftliche Sache gegen das Papstthum machte. Diese beiden Momente zusammen gaben der Nation das Gefühl und Bewußtsein auch einer religiösen Einheit, in welcher sich katholische Orthodoxie und katholische Unabhängigkeit mit der Idee des Königthums verschmolzen. Der Grund, weßhalb die Jansenisten die Gnade des Königs nie erlangen konnten, lag darin, daß sie den religiösen Elementen eine eigene Berechtigung vorbehalten wollten, welche in der nationalen Macht und Einheit nicht aufging.

Schon hierüber gerieth Frankreich in ein fortwährendes Mißverständniß mit Europa. Jeder Act der Gewalt, welcher gegen die Neubekehrten, die ihrer Prediger und ihrer alten Religionsübung beraubt, aber mit nichten eigentlich übergetreten waren, ausgeübt wurde, vermehrte nicht allein deren Aufregung, so daß sie ebenso schlechte Unterthanen wie Katholiken wurden, sondern erweckte eine allgemeine Antipathie in den protestantischen Ländern, die sich unter dem Einflusse der ankommenden Flüchtlinge zu Haß und Abscheu steigerte. Wir berichteten schon, daß die katholische Welt die kirchliche Haltung von Frankreich großentheils ebenfalls mißbilligte und die Sache des Papstes für die gerechtere hielt. Für den König war es ein Gegenstand der größten Aufmerksamkeit und Anstrengung, auf der einen Seite den Zusammenhang der Prälaten des Reiches mit dem römischen Hofe, von dem sie sonst so viel Vortheil und Förderung erwarteten, auf der andern die Berührung der ihrer Prediger beraubten Unterthanen mit den protestantischen Ländern zu verhindern, oder doch zu beaufsichtigen.

Ein anderes Motiv europäischer Irrungen bildeten die commerciellen Bestrebungen der französischen Monarchie, die so tief mit deren Wesen zusammenhingen. Um den französischen Handel gegen eine plötzlich erwachte Strenge der spanischen Douanen zu schützen, ließ Ludwig XIV. im Jahre 1686 seine Flotte vor dem Hafen von Cadiz erscheinen, worauf die Spanier nachgaben. Jeder Veränderung in den Handelseinrichtungen, welche den Verkehr der Holländer nachtheilig berührte, antworteten diese mit Erhöhungen des Tarifs, durch welche der französische Handelsstand in Schaden gerieth. Diese Feindseligkeiten umspannten die Welt. Im Jahre 1686 ward eine Unterhandlung mit den Osmanen unternommen, um die Holländer von dem Handel in dem türkischen Reiche wo möglich auszuschließen.[1] Die Vortheile, welche England und Venedig in der Levante

[1] Lettre du roi, 31 août 1686 in Depping Corresp. adm. III, 656.

genossen, die Waaren, die sie brachten, die Münzen, deren sie sich bedienten, die Art und Weise ihres Verkehrs waren stets der Gegenstand eifersüchtiger Aufmerksamkeit der französischen Regierung, welche jedes Mittel wahrnahm, den Handel im schwarzen Meere und den Verkehr zwischen dem Westen von Europa und Constantinopel ausschließend in französische Hände zu bringen. Dazu eben diente ihr, daß sie sich von dem Kriege der östlichen Mächte gegen die Türkei fern hielt.

Aber die allgemeinste Bewegung erregten die Verhältnisse zwischen dem französischen und dem deutschen Reiche, die aus der gewaltsamen Besitznahme deutscher Grenzlande entsprungen waren: wir müssen ihres damaligen Fortganges etwas näher gedenken.

Einmal hielt der Zustand einer einstweiligen Abtretung Alles in fortwährender Spannung. Der König betrachtete sich in den ihm durch den Regensburger Waffenstillstand überlassenen Gebieten als Herr und Meister, aber die deutschen Reichsstände sahen in Ausübung eigentlicher Souveränetätsrechte eine Eigenmächtigkeit des Königs, die nicht zu dulden sei: auf dem Reichstage drängten sich die Beschwerden über sein Verfahren. Und in Kurzem gewann es das Ansehen, als denke Ludwig XIV. an eine neue Besitzergreifung. Nach dem Aussterben der simmernschen Linie des Hauses Pfalz erhob er im Namen der Schwester des letzten Kurfürsten aus derselben, Gemahlin seines Bruders Philipp, Anspruch auf einen ansehnlichen Theil der Rheinpfalz, Simmern, Lautern, Sponheim, Germersheim. Da das Reich, aus Rücksicht auf den König, sich definitiv gegen ihn zu erklären Anstand nahm, aber einen Anspruch, der den deutschen Rechten unzweifelhaft entgegenlief, doch auch niemals billigen konnte, so rief Ludwig XIV. die Entscheidung des Papstes an. Das Reich widersprach, nicht aus Mißtrauen gegen Innocenz XI., sondern weil es nicht aufkommen lassen wollte, daß über Angelegenheiten des Reiches außerhalb des Reiches entschieden würde. Aber man sieht, wie wenig nun

der neue Kurfürst Philipp Wilhelm aus dem Hause Neuburg sich seines Landes sicher fühlen konnte. Er war der Vater der Gemahlin Kaiser Leopolds I. und genoß ein nicht geringes Ansehen bei dem kaiserlichen Hofe und den kaiserlichen Ministern. Hauptsächlich auf seinen Antrieb geschah es, daß der Bund zu Augsburg geschlossen wurde, zwar ohne ausdrücklichen Bezug auf die Pfalz, nur zum Schutze der Reichsgebiete und zur Aufrechterhaltung der bestehenden Verträge, aber doch offenbar, um ihm für unvorhergesehene Fälle einen sichern Rückhalt darzubieten. Das Haus Oesterreich in seinen beiden Zweigen verband sich hierzu mit Schweden, dem bairischen, dem fränkischen und dem oberrheinischen Kreise; jedes Mitglied machte sich anheischig, eine bestimmte Anzahl Truppen ins Feld zu stellen. Wir wissen, daß nicht alle kaiserlichen Minister diese Verbindung billigten, weil sie Frankreich nur zu neuen Uebergriffen reizen werde. Als die erste Folge derselben darf man in der That ansehen, daß der König nicht länger Bedenken trug, die Fortification von Hüningen durch die Besetzung der vorliegenden Rheininsel und die Aufrichtung einer Schanze auf badendurlachischem Gebiete zu verstärken. Er entschuldigte dieß mit der Bedrohung, die in jenem Bunde liege. Denn gegen wen könne eine Bewaffnung im Reiche gerichtet sein, als gegen ihn, den König von Frankreich? Das Bündniß war durchaus defensiver Natur; die mächtigsten Reichsglieder, wie die Kurfürsten von Brandenburg und von Sachsen, sowie die geistlichen Kurfürsten waren ihm nicht beigetreten, aber der König nahm es zum Anlaß, die Verwandlung des Stillstandes in einen definitiven Frieden zu verlangen. Im Januar 1687 forderte er den Papst auf, bei dem Kaiser auf eine Abkunft zu dringen, durch welche dieß Ziel erreicht und allen Klagen gegen ihn, die ohnehin sehr unbegründet seien, ein Ende gemacht werde. Und zwar, fügte er in seiner drohenden Weise hinzu, müsse das unverzüglich geschehen, noch vor dem Beginne des türkischen Feldzuges; denn man wisse ja, daß der Kaiser, wenn er die Türken

zum Frieden gebracht habe, seine Waffen unmittelbar gegen Frankreich wenden werde.[1] Auf dem Reichstage, an dem der Papst die französischen Anträge mittheilte, blieben sie nicht ohne Anklang. Wahrscheinlich aus der Mainzischen Kanzlei kam ein Entwurf ziemlich im Sinne von Frankreich zum Vorschein, nach welchem die Unterhandlung über den definitiven Frieden sofort vorgenommen und den Franzosen die Versicherung gegeben werden sollte, daß der Kaiser sie bis zum Abschluß desselben wegen keiner Beschwerde angreifen wolle.[2] Wenigstens am französischen Hofe versicherte man, Mainz, Cöln und Trier seien dafür, und selbst der Kurfürst von der Pfalz nicht dagegen, wenn man ihn nur der Anforderungen an sein Land überhebe. Hätte sich auch Brandenburg dafür erklärt, wäre eine dringende Gefahr von der Seite der Türken zu besorgen gewesen, so hätten die Dinge gehen können, wie einst bei dem Abschluß des Stillstandes. Aber von den Türken war jetzt für Deutschland nichts mehr zu fürchten; und der Kurfürst von Brandenburg setzte sich neuen Nachgiebigkeiten mit Eifer entgegen; seinen Reichstagsgesandten, der eine den französischen Forderungen nicht ungünstige Erklärung gab, rief er ab und erklärte ihn für strafbar. Der Antrag, über eine definitive Abtretung zu unterhandeln, ward von der Hand gewiesen. Der König begnügte sich mit einer Erklärung des Kaisers, daß er nicht daran denke, Frankreich anzugreifen, sondern den Stillstand halten wolle. Aber seine Schanze diesseit des Rheines blieb nun bestehen. Bald darauf ließ er in Trarbach ein Fort errichten, in der Mitte der rheinischen Kurfürstenthümer, und sprach seine Verwunderung darüber aus, daß man ihm das verarge; sein Recht auf die ihm durch den Stillstand über-

[1] Schriftwechsel bei Pachner, Reichsschlüsse II, 605.

[2] Spanheim: Ce projet portoit purement et simplement, de donner une assurance à la France, de vouloir incessament entreprendre le traité de paix, cependant que l'empereur sous prétexte des gravamina ne pourroit entreprendre aucune hostilité contre la France.

lassenen Länder und Festungen sei unbestreitbar, denn dieser Abkunft verdanke der Kaiser alle seine Fortschritte gegen die Osmanen, und nichts sei billiger, als daß auch Frankreich seine Grenzen für künftige Kriegsfälle in Stand setze.

Er war auch in jeder anderen Hinsicht hiefür gerüstet: an innerer wohlbegründeter und wohlgeordneter Kriegsbereitschaft konnte sich kein anderes europäisches Reich mit dem französischen messen.

Auch Die, welche die Zahl der Truppen am niedrigsten anschlagen, zählen doch 80,000 Mann zu Fuß auch in Friedenszeit unter den Waffen; sie waren ungefähr in 100 Regimenter von sehr verschiedener Stärke vertheilt; die 48 Regimenter leichter Cavallerie, die man zählte, machten auf dem Friedensfuß wenigstens 20,000 Mann aus. Aber dazu kamen noch mehrere andere Waffengattungen, die Gensdarmerie, 14 Regimenter Dragoner, das sehr zahlreiche militärische Haus des Königs, die Artillerie. In der Regel nahm man damals an, daß die Landarmee im Frieden 140,000 Mann zu Fuß und 30,000 Mann zu Pferde betrage. Ihre Energie und Kraft beruhte, wie vor Alters, vor allem auf der Theilnahme des Adels.[1] Man rechnete es dem König hoch an, daß er durch die Handhabung der einmal gegebenen Gesetze dem Duell, das früher so viele Leben forderte, ein Ende gemacht und durch sein Beispiel, seine Anordnungen so viele Kräfte der Unthätigkeit des häuslichen Herdes entrissen, für den öffentlichen Dienst gewonnen habe. Sonst hatten sich nur die jüngeren Söhne dem Kriegsdienste gewidmet, jetzt zogen die einzigen Erben ebenso freudig ins Feld, wie alle Anderen. Das Waffenhandwerk schien den Edelleuten die einzige, ihrer würdige Beschäftigung. Der König trug Sorge, durch die Einrichtung von Cadetten-

[1] Gir. Venier, Relatione di Francia: da questa scielta insieme e numerosissima parte dipende principalmente il vigore felice della monarchia.

compagnien, wo sie den Dienst von unten auf lernten, sie von der ersten Jugend an dazu zu bilden. Wie das Beispiel des Königs den Adel, so ergriff das Beispiel des Adels auch die übrigen Stände. Jedermann zeigte Lust, dem Könige im Kriege zu dienen;[1] der allgemeine Wetteifer machte die Heere so zahlreich und tapfer, ihre Ergänzung so leicht. Ein großes Verdienst verschaffte sich Louvois durch die Handhabung der äußeren Ordnung und der Mannszucht, sowie durch die Einrichtungen, die er für Lebensmittel und Kriegsbedarf traf. Daß ein so großer Körper so leicht beweglich sei, Befehl und Ausführung, wie man sich ausdrückt, zusammengehe, erregte die Bewunderung des damaligen Europa.

Die Armeeverwaltung ward bereits als ein Theil des allgemeinen Staatshaushaltes betrachtet. Die Vertheilung der Garnisonen nach allen Seiten auf Punkte, wo sie aus militärischer Rücksicht nicht immer unbedingt nothwendig sein mochten, wird damit gerechtfertigt, daß durch ihre Anwesenheit mannigfaltiger Verbrauch und damit Umlauf des Geldes in Gegenden komme, die dessen sonst entbehren müßten. Man berechnete das Nationaleinkommen überhaupt auf 600 Millionen Livres, wovon ungefähr der fünfte Theil in die Hände des Königs kam und nun allgemeineren Zwecken diente. Denn dahin vor allen Dingen gingen die national-ökonomischen Ueberzeugungen der Zeit, daß das baare Geld so reichlich wie möglich vorhanden und in fortwährendem Umlauf bleiben müsse. Die militärischen Aufwendungen waren die vornehmsten, durch welche die Regierung die Bewegung dieses für die Adern des Staats unentbehrlichen Lebenselementes zu erhalten suchte.

Noch war in keinem andern Staate an die Verbindung

[1] G. Venier, sono queste compagnie seminarii d'uomini esperti e conserve d'officiali, da dove ben spesso possono essere grandi soggetti. — Ad imitazione (della nobiltà) l'ordini inferiore ritiene il desiderio di servire il re nelle armate, onde si vedono cosi numerose e con tanta felicità augumentate.

zwischen militärischer Macht und administrativem Gedeihen gedacht worden; noch existirte Preußen nicht.

Damals stand Frankreich, selbst in Bezug auf die Marine, über England. Unter Ludwig XIV. gab es eine französische Seemacht von hundert Linienschiffen, England zählte deren nur sechzig.[1] Und der Unterschied war noch größer in der Beschaffenheit, als in der Zahl. Dort waren die Dinge dem Zufall überlassen: hier herrschte Ordnung, Strenge und ein Alles umfassender Gedanke. Unter anderm war es bei der Einrichtung commercieller Verbindungen mit dem Osten und Norden einer der vornehmsten Gesichtspunkte, die Materialien zum Schiffbau herbeizuschaffen: es gab Schulen für Schiffbau und Navigation, an die man anderwärts nicht dachte.

Eben diese Verbindung von Application und Energie mit den vorhandenen gewaltigen Kräften, der ererbten und erworbenen Weltstellung war es, was dem französischen Reiche seine Bedeutung und sein Selbstgefühl verlieh.

Ludwig zwang damals, wie wir so eben sahen, seinen ungerechten Willen dem Reiche der Deutschen auf; er schickte seinen Gesandten abermals nach Rom, um dem Papst in seiner Hauptstadt Trotz zu bieten; seine Galeeren nöthigten die spanischen durch gewaltsamen Angriff, die französische Flagge zu begrüßen; in den drei verbundenen Königreichen nahm die unter Jakob II. vorherrschende Richtung ihr Muster von Frankreich und rechnete auf dessen Unterstützung. Im Norden hatte es zwar Schweden nicht mehr, aber um so eifriger Dänemark für sich; die Türken fühlten, daß ihr Bestehen davon abhange, daß der König von Frankreich sich den übrigen christlichen Mächten nicht beigeselle, und zeigten sich in jeder Frage gefügig; sie überließen es dem König, die Barbaresken zu züchtigen. Bis in die entferntesten Länder des Orients hatte sich der Ruhm

[1] Marana, il trionfo di Parigi: 1687 (Ms. der kaiserl. Bibl.) schlägt die Kriegsflotte zu 258 Segeln an (darunter 36 Galeeren).

des abendländischen Königs verbreitet, der alle seine Feinde besiege und wisse, was sich gegen Freunde gezieme.

Noch hatte Ludwig von seinen vornehmsten alten Absichten keine aufgegeben.

Von der spanischen Erbfolge war in diesem Augenblicke nicht so viel die Rede, weil der König von Spanien noch in jungen Jahren stand, vielleicht noch Nachkommenschaft bekommen und wenigstens lange leben konnte. Sobald aber dieser Fürst von einem ernstlichen Krankheitsanfall heimgesucht und dann etwa die österreichische Erbfolge in Aussicht gestellt wurde, wie einmal im Jahre 1687, erhob Ludwig XIV. seine Stimme. Er ließ den König von Spanien warnen, nicht die von Gott selbst für sein Reich bestimmte Successionsordnung anzutasten; sollte dieß geschehen, so werde er alle Mittel anwenden, um die Rechte seines Sohnes, Monseigneur des Dauphin, aufrecht zu erhalten.[1]

In Versailles ließ man sogar den Plan nicht fallen, das Haus Oesterreich vom deutschen Throne zu verdrängen. Bei dem Regierungsantritt Friedrichs III. von Brandenburg brachte der französische Minister den früher zu diesem Zwecke verabredeten Vertrag auf das wärmste zur Sprache.[2] Es war ohne allen Erfolg, aber der Gedanke ward festgehalten, und in Wien behauptete man zu wissen, daß bei den einflußreichsten deutschen Fürsten über die Besetzung des kaiserlichen Thrones mit einem französischen Prinzen unterhandelt werde.

Bei manchem Wechsel der Beziehungen zu Polen erschien es doch als das unwandelbare Bestreben der Franzosen, durch einen entschiedenen Einfluß auf die Politik dieses Landes dessen mächtige Nachbarn, den Kaiser, Rußland, Brandenburg, indirect

[1] Aus der Instruction Ludwigs XIV. an Harcourt, 1. Jan. 1698.

[2] Spanheim, der bei dieser Gelegenheit von der ganzen Sache zuerst hörte, nachdem er so viele Jahre Gesandter in Frankreich gewesen war, gibt seinem neuen Herrn davon sehr ausführlich Bericht; dieser antwortet ablehnend.

zu bedrohen.[1] Es gab in Polen eine Partei, die sich nichts Besseres wünschte, als einen französischen Prinzen an ihrer Spitze zu sehen.

Auch die alten Anschläge gegen Holland waren noch nicht vergessen. Die kaiserlichen Minister haben den republikanischen gesagt, daß sie nicht schlecht unterrichtet gewesen seien, wenn sie eine Verbindung zwischen Jakob II. und Ludwig XIV. gegen sich argwöhnten: der Sinn der beiden Könige sei auf eine Zerstörung der Republik gegangen und dieß der wahre Grund gewesen, aus welchem Frankreich der Fortsetzung des türkischen Krieges ruhig zugesehen habe, damit nämlich der Kaiser anderweit beschäftigt bleibe. Diesem selbst habe man zugleich Eröffnungen über die Vereinigung der Häuser Bourbon, Oesterreich und Stuart gemacht.[2]

So mancherlei nach allen Seiten gerichtete Entwürfe beschäftigten nicht allein die Gedanken Ludwigs XIV. und seiner Minister, sondern gaben in ihrer Politik sich kund. Sie sind in sich selbst nicht eben ohne inneren Widerspruch: man darf nicht behaupten, daß sie einen mit Bewußtsein ergriffenen Plan, sich der Universalmonarchie zu versichern, enthielten: aber sie umfassen die abendländische Welt und verrathen einen unbegrenzten Ehrgeiz. Meister von Frankreich, unbedingter, als es jemals einer seiner Vorfahren gewesen war, wollte Ludwig XIV. in demselben Maße auch mehr als sie, der Meister von Europa,

1 Wie es in einem Schreiben an den großen Kurfürsten heißt: „Frankreich suche die polnische Freundschaft, um dadurch den Kaiser, Moskau, Schweden und Brandenburg zugleich infestiren zu können, es wolle dort absolutum dominium führen. Der Gedanke tauchte auf, von den Söhnen Sobieski's den einen zum polnischen, den andern zum ungarischen Thron zu befördern.

2 Graf Strattmann sprach 25. Februar 1689 dem holländischen Gesandten Hope von dem fortgesetzten Plan Frankreichs, to ruin and destroy totally that republic; this was the cause of all the proposals mady by France and England for uniting the houses of Austria, Bourbon and Stewart.

sein und diese Macht in seinem Hause für alle Zeit feststellen. Nicht als hätte er zu jener Zeit daran gedacht, einen europäischen Krieg für diesen Zweck zu unternehmen. Während man das jenseit der französischen Grenzen vermuthete, leugneten es Die, welche ihm nahe standen. Er war zu sehr mit der Beendigung der protestantischen Reduction, der Herstellung der Finanzen, mit seinen Bauwerken beschäftigt, zu sehr an seinen Hof gebunden, häufigen Uebungen der Frömmigkeit hingegeben. Auch war die Landeseinrichtung nicht dazu geeignet, einen Krieg zu provociren, den man hätte für weitaussehend und langwierig halten müssen.

Dazu aber reichte die finanzielle und militärische Verfassung bereits wieder hin: wenn die Gelegenheit sich darbot, oder die Ehre es zu fordern schien, einen großen Schlag auszuführen und es darauf ankommen zu lassen, was daraus folgen werde. Einem hohen Ziel, wiewohl es vorleuchtete, mit Enthusiasmus nachzujagen, luden Jahre und Umstände nicht mehr ein. Jeder auftauchenden Feindseligkeit aber mit aller Kraft zu begegnen, dazu war man aus ehrgeizigem Selbstgefühl und Glückeszuversicht allezeit bereit.

Zweites Capitel.

Ausbruch des Krieges von 1688.

Eine der wichtigsten Angelegenheiten, welche damals Europa und Deutschland beschäftigten, bildete, wie schon öfter, die Besetzung des erzbischöflichen Stuhles zu Cöln. An und für sich mächtig, war das Erzbisthum unter Maximilian Heinrich von Baiern durch die Verbindung mit den Stiften Lüttich, Münster und Hildesheim, in welchen derselbe nach und nach gewählt worden war, zu einem geistlichen Gebiet und einem Umfang erwachsen, wie man kaum jemals ein anderes in Deutschland gesehen hatte, und durch seine geographische Lage sowohl, wie durch seine Rechte im Reiche von hoher politischer Bedeutung. Vorlängst aber stand es unter dem Einfluß von Ludwig XIV. Der Kurfürst hatte versprochen, seine Truppen niemals gegen ihn ins Feld rücken zu lassen, niemals einen Coadjutor ohne Gutheißen desselben anzunehmen: er war in Deutschland der vornehmste Widersacher des Bundes von Augsburg: noch im Jahre 1687 fesselte er sich durch einen neuen Subsidienvertrag an Frankreich. Denn, wie man weiß, die ganze Zeit seiner Regierung hindurch folgte er den Rathschlägen der Brüder Franz Egon und Wilhelm von Fürstenberg, eben der Männer, die unter allen Deutschen jener Zeit gegen Ludwig XIV. die unwandelbarste Ergebenheit hegten. Nach dem Tode Franz Egons hatte Wilhelm durch den König das Bisthum Straßburg erhalten, aber er erschien dort eben so selten, wie früher sein Bruder: er zog es vor, von Bonn her die inneren und

äußeren Angelegenheiten des Erzstiftes Cöln zu leiten. Als er, auf den Antrag des Königs zum Cardinal erhoben, nicht mehr Oberhofmeister eines Erzbischofs sein konnte, trug er Sorge, daß seine Stelle durch einen seiner Neffen vertreten wurde. Das Capitel war mit seinen Verwandten, Freunden und Geschöpfen fast erfüllt.

Als nun Maximilian Heinrich in die Jahre kam, wo man seinen Abgang erwarten konnte, trat die Frage hervor, ob das Kurfürstenthum auch fortan in dieser Abhängigkeit von Frankreich erhalten, oder ob es von dieser Macht wieder losgerissen werden solle.

Im November 1687 verlautete plötzlich, daß in Cöln von der Wahl eines Coadjutors die Rede sei. Maximilian Heinrich, der bisher niemals davon hatte hören wollen, zeigte sich mit einem Male von der Nothwendigkeit einer solchen Vorkehrung, „damit das Stift in den kommenden Stürmen vor Unheil geschützt sei," durchdrungen. Und kein Zweifel konnte sein, woher der Anstoß zu diesen Dingen kam, wohin die Absichten gingen. Am 7. Januar 1688 ward der Cardinal Fürstenberg trotz aller Widerrede und Gegenwirkung von achtzehn Stimmen unter neunzehn zum Coadjutor postulirt.[1] Der französische Hof, der zu diesem Erfolg besonders beigetragen hatte, hegte die Meinung, daß Fürstenberg hierdurch auch der Nachfolge so gut wie versichert sei, wenn das Erzstift erledigt werde.

Früher, als Jemand erwartet hätte, trat dieser Fall ein; am 3. Juni 1688 starb Maximilian Heinrich.

In den vacanten Stiften nahmen hierauf die Capitel allenthalben die Regierung in die Hand, und die Wahlbewegungen begannen mit um so größerer Lebhaftigkeit, da ihr Ausfall für die allgemeinen Verhältnisse Bedeutung hatte.

Denn das leuchtet ein, daß die Wahl Fürstenbergs in dem=

[1] Relatione della coadjutoria ed elezione dell' Arcivescovato di Colonia, von dem damaligen Nuntius, Monsignore Tanara. Ms. der Bibliothek Corsini zu Rom.

selben Grade, wie sie der König von Frankreich wünschte, dem Kaiser und den mit ihm verbündeten Reichsfürsten verhaßt sein mußte. Der Kaiser gab zu vernehmen, daß man ihm nicht zumuthen könne, in dem höchsten Rath des Reichs einen Mann zu sehen, den er schon einmal habe gefangen halten müssen, der sein persönlicher Gegner sei. Durch einen seiner angesehensten Staatsmänner, den Grafen Kaunitz, ließ er dem Capitel vorstellen, daß Fürstenberg der französischen Krone durch Huldigungseid und Naturalisation verwandt, ihr untergeben und eigen sei; von jeher habe er die Partei derselben im Reiche gehalten.[1] Er wagte das ungewohnte Wort, das Recht der Wahl sei kein ganz und gar unbedingtes; das Absehen dabei müsse auf die Wohlfahrt des Reiches gerichtet sein. Vor allem regte sich ferner das Haus Baiern, welches das Erzstift Cöln, das es den Protestanten aus den Händen gewunden zu haben behauptete, nun seit einem Jahrhundert verwaltet hatte und sich nicht wieder entreißen lassen wollte. Der Domdechant Karg kam von München herbei; er fügte den Vorstellungen das Versprechen hinzu, daß die erzbischöflichen Tafelgelder zur Tilgung der Schulden des Stiftes verwandt werden sollten, wenn man bei dem Haus Baiern bleibe. Mit dem Kaiser und selbst dem Kurfürsten von der Pfalz dießmal einverstanden, brachten die Baiern den Bruder ihres Kurfürsten, Joseph Clemens, in Vorschlag.

Dagegen aber erwiderten die Anhänger Fürstenbergs, eben dieser lange Besitz des Hauses Baiern sei ein Grund, es jetzt auszuschließen: man müsse das Stift von dieser Knechtschaft befreien. Denn niemals würde wieder ein nicht dem höchsten Range der Fürsten angehöriges Mitglied des Capitels Hoffnung haben, gewählt zu werden, wenn jetzt ein Mann, der demselben viele Jahre lang als Dechant und Domherr gedient habe, vor

[1] Proposition, welche von dem kaiserlichen Abgesandten Grafen von Kaunitz Excellenz dem Hochwürdigsten Domkapitul zu Cöln den 16. Juli 1688 vorgelesen worden. Bei Londorp. AA. PP. XIII. 610.

einem jungen Prinzen von 17 Jahren zurückweichen müsse. Der König von Frankreich seinerseits war bereit, Fürstenberg mit jedem Mittel zu unterstützen: er würde sofort Truppen nach dem cölnischen Gebiet geschickt haben, wenn dieser, der noch ohnedieß durchzudringen hoffte, es nicht selbst verbeten hätte.[1]

Eine besondere Schwierigkeit für Fürstenbergs Wahl lag darin, daß er, weil er noch ein anderes Bisthum besaß, nicht eigentlich gewählt, sondern nur postulirt werden konnte. Für die Wahl würde die einfache Mehrheit der Mitglieder des Capitels hingereicht haben: für die Postulation waren zwei Drittheile der Stimmen erforderlich. Fürstenberg suchte sich dadurch zu helfen, daß er noch zuletzt auf das Bisthum Straßburg Verzicht leistete; allein mancherlei formelle Bedenken machten dieß unwirksam, man war in der Sache schon zu weit vorgeschritten; der Papst war vergebens um ein Breve der Wählbarkeit für ihn angegangen worden. Fürstenberg ließ es endlich selbst auf den Act der Postulation ankommen, der am 19. Juli vorgenommen ward.[2] Das Capitel zählte vierundzwanzig Stimmen; Fürstenberg bedurfte wenigstens sechszehn, und auf diese, ja noch mehrere hätte er rechnen können, wenn alle seine Anhänger ihm treu geblieben wären. Aber in dem Cölner Capitel saßen auch Priester, auf die es doch den größten Eindruck machte, daß der Kaiser sich so ernstlich gegen Fürstenberg erklärte und, wie unzweifelhaft verlautete, auch der Papst gegen ihn war; mehrere von denen, welche Fürstenberg früher ihre Stimme gegeben hatten, fielen jetzt von ihm ab: der Cardinal

[1] Nach Tanara machte der französische Gesandte wiederholt darauf aufmerksam: che le frontiere erano piene di soldatesche Francesi, pronte a prevenire li moti che havessero potuto disegnarsi dalle pontenze vicine.

[2] In der Decas dubiorum, welche dem fürstenbergischen Manifest exacta facti species entgegengesetzt wurde, ist dieß der erste Punkt. Cum insinuetur, quod Emin. Dom. Cardinalis de Fürstenberg fuerit vere et proprie eligibilis, non obstantibus impedimentis — et nihilominus per viam postulationis processum sit — rogo cur non tenendam voluerint viam electionis?

hatte nur die einfache Mehrheit, dreizehn Stimmen. Von den übrigen Stimmen fielen neun auf den Herzog Joseph Clemens von Baiern, der zwar noch sehr jung und ebenfalls schon mit anderen Bisthümern versehen war, aber von dem Papste, der die Verdienste, welche sich sein Bruder im Türkenkrieg erworben, dadurch belohnen wollte, ein Breve der Wählbarkeit erlangt hatte. Die dreizehn Stimmen hielten sich damit nicht für geschlagen. Sie bildeten ja doch die Mehrheit, und gleich als sei nur von einer einfachen Wahl, nicht von einer Postulation die Rede gewesen, ließen sie den bisherigen Coadjutor als Erzbischof von Cöln proklamiren. Die Beamten und die Kammern wurden zu dem Eid genöthigt, daß sie keinem andern als eben dem von der Mehrheit der Domcapitulare Anerkannten gehorchen würden; Fürstenberg bezog die erzbischöflichen Gemächer und begann als Kurfürst des Reiches aufzutreten. Daß der westfälische Kreis eine Anzahl Mannschaften in die Stadt einrücken ließ, diente ihm bald darauf zum Anlaß, sich mit der Kanzlei und dem Siegel des Capitels nach Bonn zu begeben, wodurch die Mitglieder, welche gegen ihn gestimmt hatten, von allem Antheil an der Regierung ausgeschlossen wurden.

Aber dagegen nahmen eben diese ihrerseits ihre Rechte wahr. Sie zogen sogar die Gültigkeit der Stimmen, welche für Fürstenberg gewesen waren, in Zweifel, da sie von ihm oder dem König von Frankreich erkauft worden seien: sie protestirten gegen Alles, was im Namen des Capitels außerhalb der amtlichen Sitzungen desselben vorgenommen würde; in der Stadt Cöln waren sie die Meister.

In den übrigen Stiften war der Erfolg für Fürstenberg noch ungünstiger. In Münster und Hildesheim hatte er an sich keine Aussicht; die Wahlen wurden unter dem Einflusse von Brandenburg auf andere Candidaten gerichtet. In Lüttich entspann sich ein lebhafter Wahlkampf. Der französische Gouverneur von Luxemburg ward an Ort und Stelle geschickt, um für Fürstenberg zu wirken; unter anderm bedrohte der König das

Capitel mit einer Erhöhung der Grenzzölle, wenn es sich nicht für Fürstenberg erkläre; aber hier warf der Einfluß der Generalstaaten und des Prinzen von Oranien ein Gegengewicht in die Wagschale; bei der Wahl blieb Fürstenberg in der Minderheit, sein Mitbewerber, der Domdechant von Eldern, ging aus dem Wahlacte als Fürstbischof hervor.

Ein bemerkenswürdiger Erfolg war es schon, daß in so vielen Landschaften, wo der französische Einfluß vorgewaltet, ein entgegengesetzter zur Geltung gelangte. Um so mehr lag Ludwig XIV. daran, dieser Gegenwirkung wenigstens in Cöln zu widerstehen: er hatte keinen Augenblick gesäumt, die Wahl Fürstenbergs als gültig anzuerkennen: in der Mehrheit des Capitels sah er das Capitel und erklärte sich entschlossen, die Freiheit seiner Wahl aufrecht zu erhalten.

Nun aber ward hier noch eine andere Macht in den Streit gezogen. Die Entscheidung über die zweifelhafte Wahl stand dem römischen Stuhl zu,[1] der nun ein für die Verhältnisse zwischen Frankreich und Deutschland unendlich wichtiges Wort zu reden hatte. Wir wissen, daß zwischen dem römischen und dem französischen Hofe die bittersten Streitfragen schwebten. Zu den Irrungen über die Regale und die vier Propositionen des Clerus war im Jahre 1687 noch eine neue über das Recht der Quartierfreiheiten der in Rom beglaubigten fremden Gesandten hinzugekommen. Um den Mißbrauch, der damit verbunden war, abzuschaffen, hatte Innocenz XI. erklärt, fortan keinen Gesandten irgend einer Macht in Rom aufnehmen zu wollen, der nicht auf diese Freiheiten Verzicht leiste. Ludwig nahm diese nicht an und für sich in Schutz, aber er behauptete, durch eine einseitige Verfügung des Papstes über ein Recht seiner Gesandten nicht gebunden zu werden, man hätte vorher Rücksprache darüber

[1] Tanara legt Werth darauf, daß er für vollkommen glaubwürdige Protocolle gesorgt habe. „Si previdde“, sagt er, „che li capitulari si sarebbero divisi“, so daß man nicht glauben kann, daß sich Fürstenberg über den Ausfall getäuscht haben sollte.

mit ihm nehmen müssen; einen neuen Botschafter, den er nach Rom schickte, Marquis von Lavardin, versah er mit allen Mitteln, die ihm seinen Einzug in Rom sicherten, ohne jene Verzichtleistung ausgesprochen zu haben. Der Papst, der den Einzug nicht verhindern konnte, schloß den Gesandten von der Kirchengemeinschaft aus, und als derselbe dennoch in der Kirche St. Louis zur Communion gelassen wurde, belegte er auch diese Kirche mit dem Interdict. Indem nun hierüber Alles in die größte Aufregung gerieth (in Paris nicht minder als in Rom), trat die Cölnische Irrung ein. Der Papst fürchtete weitere Fortschritte der französischen Macht so gut wie irgend ein anderer seiner Zeitgenossen. König Ludwig XIV. meinte ihn dadurch zu schrecken, daß er ihm seinen Entschluß, zu den Waffen zu greifen, ankündigen ließ, ihn gleichsam für alles das Unglück, das aus dem Krieg entspringen könne, verantwortlich machte. Aber in Rom machte diese Drohung dießmal keinen Eindruck. Die Congregation von Cardinälen, welche zur Untersuchung der Sache niedergesetzt worden war, verwarf die Ansprüche Fürstenbergs; der Papst erkannte Joseph Clemens als Kurfürsten von Cöln an.

Für König Ludwig hatte dieser Ausspruch eine zweifache Seite und rief ihn zur Thätigkeit in beiderlei Richtung auf.

Um Innocenz XI. zu begegnen, dessen Parteilichkeit am Tage liege und den man hindern müsse, Urtheilssprüche zum Nachtheil von Frankreich zu erlassen, legte der Generalprocurator des Parlamentes eine Appellation an das allgemeine Concilium ein. Die in Paris anwesenden Prälaten wurden zu einer außerordentlichen Versammlung berufen;[1] der Erzbischof Harley bemerkte derselben, daß die Appellation in Gemäßheit der früher über die gallicanischen Freiheiten gefaßten Beschlüsse geschehe, nach welchen der Papst, sowie jede andere kirchliche Person, der

[1] Pièces justificatives concernant l'assemblée de 1668. Procès verbaux du clergé. V. App. 301.

allgemeinen Kirchenversammlung unterworfen sei. Was 1682 als Theorie erschien, sollte 1688 praktische Wirksamkeit erhalten. Die Versammlung bezeichnete das Verfahren des Königs als weise und sprach ihm ihren ehrfurchtsvollen Beifall darüber aus. Die Sorbonne, welche sammt dem Parlament schon das Interdict der Kirche St. Louis für null und nichtig erklärt hatte, glaubte nun ihre alten Grundsätze in Frankreich triumphiren zu sehen und schloß sich in eifriger und einhelliger Adhäsion an. Da der General der Jesuiten sich an die römischen Grundsätze hielt, so wurden die französischen Mitglieder dieses Ordens, die an sich dem König nicht widerstreben mochten, wie denn Cardinal Fürstenberg ihr großer Gönner und Beförderer war, oder vielmehr ihre Provinzialen ausdrücklich bedeutet, allen Verkehr mit dem General abzubrechen, mit welchem der König unzufrieden sei. Es war, als sollte der Moment zur Durchführung der vollen kirchlichen Unabhängigkeit benutzt werden.

Hauptsächlich aber meinte Ludwig XIV. es nicht geschehen lassen zu dürfen, daß der von dem Papst bestätigte und nun von dem Kurfürstencollegium in aller Form anerkannte Gewählte der Minderheit in Besitz der cölnischen Lande gelange.[1] Er hatte sein Wort für Fürstenberg verpfändet. Von Wien und von Regensburg, sowie vom Haag ward ihm geschrieben, man halte dafür, nach der Auswanderung so vieler Protestanten mit einem so großen Theil des Nationalvermögens, und von den übrigen mit Empörung bedroht, werde er nicht mehr fähig sein, einen großen Krieg zu bestehen. Sein Ehrgeiz war, zu beweisen, daß seine Unternehmung gegen die Protestanten ihn nicht im mindesten geschwächt habe, daß für ihn der Krieg noch immer leichter sei als für irgend einen von den anderen Fürsten von Europa.

Ein großes Ereigniß jener Tage trug bei, ihn in dieser Haltung zu befestigen. Den Waffenstillstand, auf dem der

[1] Vgl. Ennen: Frankreich und der Niederrhein I, 493.

allgemeine Friede beruhte, hatte man in Deutschland angenommen, weil man nicht zugleich einen doppelten Krieg — gegen die Franzosen und gegen die Türken — führen konnte; der König hatte ihn beliebt, weil er nicht geradezu als der Verbündete der Osmanen erscheinen mochte. Seitdem aber war in den Verhältnissen des südöstlichen Europa ein vollkommener Umschwung eingetreten. Noch niemals, seit dem Bestehen ihres Reiches, hatten die Osmanen Niederlagen erlitten, wie in diesem Kriege, in welchem Venetianer, Polen, Russen den Anstrengungen des Kaisers und des um den Kaiser her vereinigten Reiches zur Seite traten. Da zuerst eroberte das Haus Oesterreich die Herrschaft über Ungarn, in einer großen Schlacht, wie sie einst auch die Osmanen durch eine solche gewannen; fast auf denselben Feldern ward sie geschlagen; hierauf fielen ihre festen Plätze einer nach dem andern in die Hände ihrer Feinde: die Ungarn erkannten den Kaiser als ihren erblichen König an; endlich am 6. September 1688 ward auch das große Bollwerk, an dessen Besitz sich die Herrschaft über das Gebiet der untern Donau knüpfte, die Stadt Belgrad, von den deutschen Fürsten und Heerschaaren, welche die Sache des Kaisers führten, erstürmt. Welch ein Wechsel in wenig Jahren. Im Jahre 1683 war Wien in Gefahr, den Türken in die Hand zu fallen. Im Jahre 1688 baten die Türken um Frieden, und in Wien ward überlegt, ob man ihnen denselben gewähren oder den Krieg bis zur Eroberung von Constantinopel, welche möglich schien, fortführen solle.[1] Der Kaiser Leopold nahm im östlichen Europa eine Stellung ein, wie noch niemals einer seiner mächtigsten Vorfahren: er ward wieder mit einem gewissen Recht als das Haupt der Christenheit betrachtet; daß er das sei, war ein Argument, mit dem man ihn zur Fortführung des Krieges zu bewegen suchte. Für ungegründet darf man es nun wohl nicht erklären, wenn die

[1] Auszug aus einer Denkschrift des Grafen Jörger hierüber bei Mailath, österreichische Geschichte IV. 231.

Franzosen Besorgnisse für sich selbst und ihre Verhältnisse zu Deutschland hieraus schöpften. Hatten sie früher oftmals behauptet, der Kaiser denke daran, mit den Osmanen Frieden zu schließen, um seine Waffen gegen sie zu wenden, so machte das jetzt mehr Eindruck, da der Friede auch von den Türken gesucht wurde. Und konnten nicht, nachdem die Dinge sich so ganz verändert hatten, die kaiserlichen und deutschen Kriegsvölker allenfalls auch nach beiden Seiten sich schlagen, der französischen und türkischen? Der Kaiser hatte erklärt, er werde den Stillstand halten; aber niemals war er zu dem Versprechen gebracht worden, den einstweilen zugegebenen Zustand in einen definitiven zu verwandeln. Abgesehen von allen Planen, die man ihm beimaß, in der Umgestaltung der Machtverhältnisse lag ein Moment der Besorgniß für die Franzosen: kein anderes freilich als eben das, daß die Deutschen stark genug werden dürften, die Auslegung des Münsterschen Friedens, welche dem Sinne, in dem sie ihn geschlossen hatten, entsprach, nun auch ihrerseits mit Nachdruck wieder geltend zu machen.

In Frankreich regte sich die Meinung, daß die große Streitfrage, ehe es so weit komme, mit den Waffen ausgemacht werden müsse. Noch war die Absicht nicht entschieden gefaßt. Die Drohungen, welche gegen den Papst ausgesprochen wurden, waren doch mehr darauf berechnet, denselben mit einer allerdings in den Dingen liegenden Möglichkeit zu schrecken, als daß sie auf einem unwiderruflichen Beschlusse beruht hätten. Wem wäre entgangen, was sich dagegen sagen ließ, wenn der König aufs Neue die Verträge aus den Augen setzen und sein Reich den noch immer beschwerlichen, nicht abzuschneidenden Folgen des Krieges aussetzen wollte? Colbert Croissy machte kein Hehl daraus; der König selbst war noch zweifelhaft. [1]

Da kehrte, nach vollzogener Badekur, der feurige Louvois

[1] Spanheim versichert, Croissy avouoit que les suites (d'une nouvelle guerre) pouvoient être douteuses et les évènements fâcheux. (9. Sept.)

an den Hof zurück. Wer kennt nicht die tausend Mal wiederholte Erzählung, daß eine — bei dem Bau von Trianon — vorgekommene mißliebige Aeußerung des Königs den Minister überzeugt habe, er müsse seinen Fürsten durch Kriegshändel beschäftigen. Ich weiß nicht, ob die persönlichen Verhältnisse von Louvois, wie schon berührt, ihn nicht vielmehr dem Frieden hätten geneigt machen müssen, da sein Freund und Parteigenosse Peletier die Finanzen sonst unmöglich weiter zu verwalten fähig war. Wenn aber auch etwas Wahres an dem Vorfall wäre, so würde er doch nur ein höchst untergeordnetes Motiv enthalten. Die Beweggründe lagen darin, daß der Krieg sich ohnehin nicht mehr mit Ehren vermeiden ließ und daß der letzte Augenblick gekommen zu sein schien, um die Verwandlung des Stillstandes in einen definitiven Frieden zu erzwingen. Noch war dieß möglich, da ja der Krieg im Osten noch fortdauerte und die Waffenerhebung von der französischen Seite die Türken bewegen mußte, wie es geschah, ihn fortzusetzen.[1] Ließ sich nicht denken, daß der Kaiser einen Vertrag mit Frankreich, durch welchen die Ruhe von dieser Seite hergestellt würde, selbst unter nachtheiligen Bedingungen, dem Einhalt seiner orientalischen Unternehmungen, die so ungeheure Aussichten darboten, vorziehen, daß aus Rücksicht auf den Orient selbst der Papst

[1] Spanheim: Mémoire sur les conjonctures présentes. Ms. Le Marquis de Louvois combattit dans l'esprit de S. M. la répugnance qu'elle avoit, à en venir à la reprise des armes; luy en fit valoir d'une côté la prétendue nécessité pour relever et soutenir la gloire du roi et la reputation de la France, prévenir les desseins et les facilités qu'on avoit autrement à l'attaquer, d'ailleurs pour intimider le pape, d'autre part les facilités qu'il y trouveroit et la gloire de donner encore une fois la loy à ses ennemis, de profiter de la conjoncture et forcer la conversion de la trêve en paix avant la guerre du Turc finie, — à quoy on se détermina d'autant plus vite dès qu'on sceut la prise de Belgrad, et qu'on jugea par là l'affaire de Hongrie comme finie et l'empereur en état de donner la loy au Turc, pour ensuite la venir donner comme on disoit à la France, et en prendre sujet ou prétexte de toutes les prétendues contreventions faites à la trêve.

in der fürstenbergischen Angelegenheit auf eine Abkunft eingehen werde? Auf der einen Seite stellte Louvois dem König die Nothwendigkeit und Ausführbarkeit des Vorhabens, auf der andern die großen Erfolge, welche es verspreche, vor. Wollte man aber dazu schreiten, so war kein Augenblick zu verlieren.

Am 14. September kam ein noch zuletzt von dem König mit einem eigenhändigen Schreiben an den Papst abgesandter Staatsbeamte zurück und meldete, daß er in Rom nicht einmal Audienz habe erhalten können; am 20. September traf ein Courier des Kurfürsten von Baiern ein, welcher seiner Schwester, der Dauphine, das Nähere über die Einnahme von Belgrad mittheilen sollte; unter dem Eindruck dieser zusammentreffenden Nachrichten, welche die wenigstens durch Drohungen nicht zu erschütternde Festigkeit des Papstes und den Anwachs der kaiserlichen Macht zugleich erkennen ließen, wurden alle Bedenklichkeiten aus den Augen gesetzt und der Beschluß gefaßt, den Krieg zu erneuern. Schon waren eine Anzahl Regimenter vorläufig in Marsch gesetzt; am 22. September erhielt der Dauphin Befehl, an ihrer Spitze in das überrheinische Deutschland einzudringen.[1] Die Erlaubniß, sich dem Thronfolger und seinem Heere anzuschließen, wurde als eine persönliche Gunst betrachtet. Wie früher, so hielt man auch damals für das Rathsamste, den Krieg mit einer Belagerung zu beginnen; denn hauptsächlich in der Belagerung bestand die Stärke der französischen Armee. Man hatte Philippsburg ins Auge gefaßt, und bereits am 6. Oct. langte der Dauphin vor dem Platze an, um das Werk zu beginnen. Der Ingenieur Vauban wollte gleichsam ein Beispiel von Belagerungskunst aufstellen; er zeigte dem jungen Fürsten, wie er seine Angriffe zu machen habe, und bezeichnete den Tag, an welchem die Festung gefallen sein müsse. Niemand zweifelte, daß diese Eroberung und die daran sich knüpfende unfehlbare Besetzung der Rheinpfalz den größten Eindruck auf

[1] Journal de Dangeau II, 167. 170.

Kaiser und Reich machen würde. Der König erklärte in seinem Manifest, weder das Eine noch das Andere wolle er behalten, auch Freiburg, das er uneinnehmbar gemacht zu haben sich schmeichelte, wollte er herausgeben, nachdem er die Festungswerke zerstört habe; er verlange nichts als einen definitiven Frieden auf dieselben Bedingungen, wie am 15. August 1684 der Stillstand geschlossen worden sei; übrigens werde er zufrieden sein, wenn man dann auch Philippsburg schleife und den Anspruch seines Bruders auf die Pfalz durch eine Geldsumme abkaufe.[1]

Und, auf den französischen Standpunkt eingehend, dürfte man diese Politik nicht geradezu als verfehlt bezeichnen. Wer von Allen war sofort gerüstet, um dem Einbruch der überlegenen Kriegsheere zu widerstehen? Sollte es nicht möglich sein, wie in früheren Zeiten so oft, einen oder den andern der mächtigeren deutschen Fürsten zu gewinnen? Villars war damals in München und versuchte mit dem Kurfürsten eine Abkunft über die Ansprüche seines Bruders auf das Erzbisthum Cöln zu Stande zu bringen; er berichtete von eingehenden Aeußerungen, die er vernommen habe.[2] Wenn aber in Deutschland ein innerer Hader mit dem türkischen Kriege zusammentraf, wie hätte es dem weiteren Vordringen der Franzosen widerstehen sollen? Gleich in dem ersten Anlauf wurden sie Meister von Heidelberg und Mannheim, Mainz und Bonn. Die Bedingungen, welche Ludwig XIV. stellte, schloßen das größte vorliegende Interesse, einen großen Gewinn für ihn, einen unersetzlichen Verlust für das deutsche Reich, in sich ein. Man sieht nicht, wie dieß in seiner damaligen Lage der Nothwendigkeit hätte entgehen sollen, sich denselben zu unterwerfen.

Wohl war zu erwarten, daß auch dießmal die Spanier und

[1] Mémoires des raisons qui ont obligé le roi à reprendre les armes. Im Sept. 1688. Du Mont VII, II, 170.

[2] Mémoires de Villars I, 370. Die Vorschläge, von denen die Rede war, erscheinen etwas deutlicher, jedoch noch ziemlich verworren bei Pufendorf I, §. 39. Das Manifest ist mit absichtlicher Schonung Baierns verfaßt.

die Republik der Niederlande mit Kaiser und Reich gemeinschaftliche Sache machen würden: doch hatten die früheren Erfahrungen gezeigt, daß das nicht ausreiche. Das Schicksal Deutschlands und des Continents hing offenbar von der Haltung Englands in dieser Angelegenheit ab.

Es ist hier nicht der Ort, die Natur und den Gang der inneren englischen Irrungen auseinanderzusetzen. König Jacob II. von England, obwohl von anderer Gesinnung, auch in Bezug auf die Religion einer abweichenden Richtung zugethan, denn er hielt sich an den Papst und billigte den Türkenkrieg von ganzem Herzen, — erschien doch übrigens in Bezug auf die allgemeine Förderung des Katholicismus als der Verbündete Ludwigs. Er konnte nicht daran denken, das katholische Bekenntniß zum herrschenden in England zu machen: allein schon indem er demselben auch nur wieder Raum verschaffen wollte, stieß er mit feierlich abgefaßten Landesgesetzen zusammen, über die er sich, kraft der höchsten Gewalt, die dem Königthum beiwohne, hinwegsetzen zu dürfen glaubte. Er hatte hiebei eine viel schwerere Stellung, als Ludwig XIV. Der französische König hob in dem Edict von Nantes ein Gesetz auf, das wesentlich von dem Königthum ausgegangen und den Gewalten des französischen Reichs abgerungen worden war. Der König von England verletzte ein Gesetz, das von den gesetzgebenden Gewalten des Reichs selbst herrührte und welchem sein Vorfahr sich hatte unterwerfen müssen. Es war die Acte, durch welche das protestantische Bekenntniß zur Bedingung der Theilnahme am Staat gemacht wurde. Eben in diesem Gesetz aber sahen die Engländer gleichsam das Palladium ihrer althergebrachten Freiheiten: statt die Abschaffung desselben zuzugeben, faßten sie bei dem ersten Versuch dazu die Absicht, das Anrecht auf den Thron von dem Bekenntniß abhängig zu machen, die Testacte auch auf das Königthum selbst auszudehnen. Die Würdenträger der anglicanischen Kirche und die weltlichen Großen gingen hierin dem Volke voran.

Das Unternehmen der mächtigen Männer, die sich zu diesem Zweck vereinigten, war nicht allein ein ausschließend englisches; zu den großen Verwickelungen von Europa trat es dadurch in Verhältniß, daß eben der Mann, der bisher in Krieg und Frieden dem französischen König am entschiedensten entgegengearbeitet hatte, Wilhelm III. von Oranien, ihnen zu Hülfe zu kommen eingeladen wurde. Indem dieser Fürst dem Antrag Folge zu leisten beschloß, meinte er Religion und Gesetz zu schützen, die Rechte seiner Gemahlin, einer Tochter Jacobs II., wahrzunehmen und zugleich den König von Frankreich zu bekämpfen.

Jacob II. war nicht eigentlich von Ludwig XIV. abhängig, aber eine lebendige Sympathie vereinigte sie. Ludwig wünschte auch seinerseits den Fortgang des Katholicismus in dem Nachbarlande; Jacob hätte sich den europäischen Gewaltschritten Ludwigs XIV. niemals widersetzt. Doch galt ihre Verbindung noch für enger, als sie es war.

Wenn eben in den Zeiten, als die deutschen Irrungen in Gang kamen, jenes Einverständniß zwischen den englischen Mißvergnügten und dem Statthalter von Holland unter Genehmigung der Staaten getroffen wurde, so hat man mit Recht gefragt, warum Ludwig XIV. seine Waffen nicht sofort gegen Holland gewendet habe, mit dem er so manchen Streit auszumachen hatte. Die Antwort ist: König Jacob stimmte damit nicht überein, er war vielmehr dagegen.

Gleich im Anfang dieser Bewegung hatte Ludwig XIV. den Holländern erklären lassen, die erste Handlung der Feindseligkeit, welche sie gegen England begehen würden, werde er als eine gegen Frankreich selbst ausgeübte, als einen Friedensbruch betrachten. König Jacob sprach sich mißbilligend über diese Erklärung aus, da sie ein Verständniß der beiden Kronen andeute, das ihm von seinen Unterthanen nachtheilig ausgelegt werden dürfte.

Im September 1688, als sich Ludwig zum offenen Bruch mit dem Kaiser und dem Papst anschickte, sandte er noch einmal

einen seiner Diplomaten, des Namens Bonrepaux, nach England, nicht sowohl, wie man gemeint hat, um dem König von England seine Unterstützung zuzusagen, als um ein Bündniß zu gegenseitiger Hülfleistung mit ihm zu schließen, für den Fall, daß die eine oder die andere Macht von den Deutschen oder von den Holländern angegriffen werde. Aber der englische Hof sah darin eine Ungleichheit. Er wollte sich nicht für ein paar von den Franzosen ungerechter Weise besetzte Orte zum Kriege verpflichten, während es sich in England um die Religion und die Verfassung handle. Jacob II. ließ sich überreden, daß die Unterhandlung Ludwigs nur den Zweck habe, die Herstellung eines guten Vernehmens zwischen ihm und der englischen Nation zu verhindern.[1]

Bald nachher, als an dem Unternehmen des Prinzen von Oranien kein Zweifel mehr war, hat sich Ludwig XIV. erboten, die Belagerung von Philippsburg aufzugeben und seine gesammte Macht gegen Holland zu verwenden. In den deutschen Berichten wird versichert, daß dieser Antrag von den geheimen Räthen des Königs von England ernstlich erwogen, aber nur von einigen Mitgliedern desselben empfohlen worden sei; die übrigen verwarfen ihn. Denn weder Jacob II. noch seine Räthe hatten eine Vorstellung von der Gefahr, in welcher sie sich befanden. Sie wiesen alles von sich, was die Aufregung der Nation vermehren und den König Jacob mit dem Haß, den Ludwig XIV. auf sich gezogen habe, beladen könne.[2]

Im November 1688 hielt es der König von Frankreich für dringend, der Republik den Krieg zu erklären; hauptsächlich,

[1] Ich nehme diese Notiz aus Ronquillos Berichten an den spanischen Hof, der darüber mit König Jacob selbst sprach. Es cierto que Bonrepos hizo el ofrecimiento de todas las fuerças de Francia y con pretexto de quererlers romper los Holandeses y Alemanes la guerra propuso la reciproca assistencia de las fuerças de este rey. El ofrecimiento se admitio gratamente si la ocasion se ofreciese, pero la reciproca no se concedio.

[2] Pufendorf de rebus Friderici III. I, §. 73.

um sie in ihrer Unternehmung gegen England, die nunmehr begann, zu unterbrechen, aber in seinem Manifest vermied er auch dann noch die Erwähnung derselben. Denn zwar war der Prinz von Oranien bereits in England gelandet, aber noch hatte es nicht das Ansehen, daß die Nation sich für ihn erklären werde. Ludwig XIV. ging jetzt selbst auf den Gesichtspunkt Jacobs II. ein, seine Stellung ihm nicht dadurch zu erschweren, daß er geradezu als sein Verbündeter erscheine.

Aber wie bald zerrann jeder Anschein von Widerstand der Engländer gegen eine Invasion, die ihnen vielmehr willkommen war. Das Heer Jacobs II. war ein solches, in welchem der rein militärische Gehorsam noch nicht vorwaltete; die Führer desselben folgten, in der Weise der englischen Bürgerkriege, ihren religiösen und politischen Sympathien. Jacob II. hatte auch sie beleidigt und entfremdet, ohne ihnen Furcht einzuflößen: einer nach dem andern fiel von seinem Kriegsfürsten ab. Das Beispiel des Heeres aber riß das Land mit sich fort, die Anhänger des Königs wagten sich nicht zu regen. Jacob, der im Zuge günstiger Umstände Alles zu hoffen pflegte, verzweifelte eben so rasch an Allem, sobald dieser große Unfall ihn traf; durch seine Flucht ließ er dem Nebenbuhler das Reich in der Hand; in Kurzem trat dieser selber als König auf. Von hoher Bedeutung für alle Folgezeit war die Entscheidung der inneren Angelegenheiten. Die Nation unterwarf das Königthum ihrem Gesetz; in diesem Streite, der in der Tiefe der ältesten Jahrhunderte entsprungen war, behielt das parlamentarische Princip die Oberhand. Für den Augenblick jedoch wurde die allgemeine Aufmerksamkeit bei weitem mehr dadurch angeregt, daß Wilhelm von Oranien, der größte Gegner, den Ludwig XIV. überhaupt hatte, an die Spitze der englischen Regierung trat und der bisherigen Politik derselben — einer Politik offener Verbindung oder stillschweigender Beistimmung zu den Unternehmungen dieses Fürsten, durch welche dessen Macht wesentlich gefördert worden war — ein Ende machte.

Man kann sagen: die Ideen der alten und neuen Zeiten erschienen zugleich im Kampfe gegen das Königthum Ludwigs XIV. Auf der einen Seite war es noch einmal das oberstrichterliche Amt des Papstthums in kirchlichen Dingen, die Autorität des Kaiserthums, die Idee des Reichs deutscher Nation, die Vereinigung Aller im Kampfe gegen die Osmanen; auf der andern war es der gereizte Protestantismus und die Regierungsform der beschränkten Monarchie, so daß der Fürst selbst, der die ihm gezogenen Schranken überschritt, durch den Verlust seiner Krone dafür büßen mußte.

Eine Zeitlang erschien es zweifelhaft, ob die beiden einander fremdartigen Weltelemente sich in der That vereinigen würden. An dem Hofe von Wien fehlte es nicht an Leuten, welche aus dem einfach österreichischen Gesichtspunkte für rathsam hielten, die französischen Vorschläge, denen in diesem Augenblicke noch neue Erläuterungen hinzugefügt wurden, anzunehmen, alle Kräfte gegen die Türkei zu wenden, sich mit den Engländern nicht einzulassen. Wie hätte man dort ein Unternehmen so geradehin billigen sollen, das sowohl gegen einen legitimen Fürsten, als gegen das katholische Interesse gerichtet war. König Ludwig trug Sorge, daß diese Seite der Sache von Rom her in Anregung gebracht wurde: der Beichtvater der Kaiserin, ein Jesuit, machte diese Fürstin darauf aufmerksam. Aber Kaiser Leopold, wie immer geheimnißvoll, klug und voll Verständniß, gab wenig darauf. Anfangs forderte er noch, daß dem Prinzen von Wales die Nachfolge nach König Wilhelm, und den Katholiken ein gewisser Antheil an den öffentlichen Aemtern vorbehalten werden solle, wenn auch nicht ohne neue Garantien der englischen Verfassung in Kirche und Staat; da aber die Ereignisse weiter führten, so begnügte er sich mit den Entscheidungen des Parlaments, das dazu volles Recht besitze, und mit der Versicherung des neuen Königs, daß den Katholiken keine Gewaltsamkeiten zugefügt werden sollten. König Jacobs enges Verhältniß zu Frankreich, die Theilnahme, die wenigstens seine Gesandten noch

zuletzt für Fürstenberg kundgegeben hatten, seine ganze Haltung in den europäischen Angelegenheiten war dem Kaiser widerwärtig und verhaßt: bedürfe er Schutz, so möge er den in Frankreich suchen, dem er von jeher angehangen habe. Dagegen mußte es zu Gunsten des Hauses Oesterreich ein großes Gewicht in die Wagschale werfen, wenn England unter einer neuen Regierung sich gegen Frankreich wendete, wenn es diese Macht zur See angriff. Bezeichnend für die Stimmung der Anhänger des Katholicismus und der Legitimität, als sie es über sich gewannen, sich mit dem Prinzen von Oranien zu vereinigen, ist die Instruction des Königs von Spanien an einen seiner Gesandten. Er trägt ihm auf, alles zu vermeiden, was eine Anerkennung der Rechtmäßigkeit der Absetzung Jacobs in sich schließen könne, aber Wilhelm zugleich zum Kriege mit Frankreich anzutreiben, ihm dazu die Hülfe von Spanien zu versprechen; direkt dürfe man nichts dafür thun, ihn auf dem englischen Throne zu befestigen: wenn es aber der Lauf der Ereignisse mit sich bringe, so könne man auch nichts dagegen haben. Eben der spanische Gesandte Borgomain, ein Mann, der dem Kaiser immer das zu sagen wußte, was ihm am meisten einleuchtete, ihn insgeheim sah und dann auch zu den Sitzungen des geheimen Raths gezogen wurde, setzte sich jeder Annäherung an Frankreich am wirksamsten entgegen. Schon war die alte, in den gefährlichsten Krisen geschlossene Allianz zwischen dem Kaiser und den Generalstaaten erneuert worden. In denselben Tagen, in welchen die englische Krone auf Wilhelm III. übertragen wurde, gegen Ende Februar 1689, erklärte auch der Kaiser sich bereit, einen Offensiv- und Defensivtractat mit den Generalstaaten und mit England einzugehen.[1] Die Bedingungen erschienen später als Vorschläge der Generalstaaten, denn man hielt es der Würde des Kaisers nicht für angemessen, selbst

[1] Extract from the journal in the time of Mr. Hope's abode at the imperial court at Vienna (Nov. 1688 bis 19. July 1689); in dem Appendix zu M. Sutton, Lexington Papers, 341.

Vorschläge zu machen, die ja zurückgewiesen werden könnten; in der That aber sind sie von Graf Strattmann an die Hand gegeben und so nach dem Haag gesendet worden. Ihre Grundlage ist: gemeinschaftlicher Krieg aus allen Kräften; Herstellung der kirchlichen, sowie der politischen Zustände auf den Fuß des westfälischen und des pyrenäischen Friedens; Unterstützung des ältesten der Söhne des Kaisers bei der römischen Königswahl und des jüngeren zur Erwerbung der spanischen Succession, im Fall daß Carl II. ohne rechtmäßige Erben sterbe.[1] Ein unermeßlicher Vortheil des Kaisers, wenn dergestalt seine eigensten Interessen von den beiden Seemächten angenommen und zur allgemeinen Sache von Europa gemacht wurden. Der Conflict, welchen Ludwig XIV. hervorrief, gedieh Oesterreich zum Gewinn: niemals hatte es eine günstigere Conjunctur gehabt, sie konnte nicht glücklicher und entschiedener ergriffen werden. Die Seemächte, denen alles darauf ankam, daß nicht etwa Frankreich eine Abkunft mit Deutschland treffen und seine ganze Macht gegen sie wenden möge, gingen ohne Bedenken darauf ein, die Republik, sowie der König Wilhelm. Sie hätten nur gewünscht, daß der Kaiser zugleich den Frieden mit den Osmanen geschlossen, oder, da das nicht geschah, in dem Tractat selbst sich zur Verwendung einer bestimmten Anzahl von Truppen gegen Frankreich verpflichtet hätte. Wenn auch das letztere nicht zu erreichen war, so zog man in Betracht, daß das Interesse des Gesammthauses Oesterreich, das damals aufs Neue mit dem lothringischen vereinigt wurde, von selbst auf das Mächtigste zur Anstrengung

[1] So lautet die Bestimmung in den Articles serving for ingredients in the treaty of alliance, welche in Wien entworfen und mit sehr geringer Veränderung im Haag angenommen wurden; nach dem Journal von Hope: the lawfull succession of the monarchy of Spain, that belongeth to the august house of the emperor, to wich is now designed the Archduke of Austria, second son to his imperial Majesty. In dem Tractat selbst hielt der Kaiser jedoch nicht für gut, die Sache so bestimmt auszudrücken, da man sie im Haus Oesterreich noch nicht so genau festgesetzt habe, wahrscheinlich aus Rücksicht auf den König von Spanien.

aller Kräfte antreibe. Der Vertrag ward am 12. Mai zu Wien abgeschlossen; schon im April hatte König Wilhelm, dem die Bedingungen mitgetheilt worden waren, seinen Beitritt zu denselben erklärt. Wie von Holland und den protestantischen Fürsten in Deutschland, die zum Gelingen seiner Unternehmung wesentlich beigetragen hatten, so ward er nun auch von dem Kaiser, dem Herzog von Lothringen und dem König von Spanien nach dem Beispiel des Kaisers als König begrüßt.

Sah doch der Papst selbst in Wilhelm III. seinen Verbündeten, wie einst Paul III. in Johann Friedrich von Sachsen, Urban VIII. in Gustav Adolf von Schweden. Der allerchristlichste König hatte keinen Bundesgenossen, der die Waffen hätte ergreifen können, als die Osmanen, welche sie für sich selbst führten.

Dadurch nahm nun aber der Krieg, den Louvois nicht ohne gewichtige Gründe, aber zur ungünstigen Stunde angerathen, und den man in kürzester Frist glücklich zu beendigen gemeint hatte, eine überaus weitaussehende Gestalt an. Louvois hatte gehofft, die obschwebenden Irrungen mit dem deutschen Reiche durch einen raschen Schlag zu beendigen, er hatte neue Entzweiungen in demselben erwartet; aber nicht allein hielt sich das deutsche Reich in einer ungewohnten Eintracht, wie man sie seit Jahrhunderten nicht erlebt hatte und in den folgenden Zeiten kaum einmal wieder erleben sollte; — protestantische und katholische, geistliche und weltliche, süddeutsche und norddeutsche Interessen standen zu einander; — sondern auch das Haus Oesterreich erhob sich, obgleich der Anlauf dießmal nicht gerade gegen seine besonderen Gebiete ging, in dem Bewußtsein der künftigen Gefahr derselben mit Glück und Energie; es formulirte sie vor den Augen von ganz Europa. Holland wollte nicht immer aufs Neue für seine Existenz fürchten müssen, sondern sich der Bedrängnisse ein für allemal entschlagen; und, was die Hauptsache ist, England schickte sich zu einem ernstlichen Kampfe gegen Frankreich an. War es nicht in der Absicht,

einen solchen unmöglich zu machen, geschehen, daß Richelieu mit den Regungen der nationalenglischen Opposition gegen die Stuarts bei ihrem Ursprung in Verbindung trat? Vor ihrer im Siege begriffenen Macht wich Mazarin zurück und suchte sie für sich zu gewinnen. Ludwig XIV. war mit den restaurirten Stuarts verbündet, nicht eben um sie zu absoluten Fürsten zu machen:[1] er trat auch mit ihren Gegnern in Verbindung; sondern um durch die Gegensätze, welche die innere Entzweiung erhielten, sich freie Hand in Europa zu verschaffen.

Nun aber hatten die parlamentarischen Bestrebungen die Oberhand gewonnen; zunächst als deren Vorfechter ging Wilhelm III. mit seiner neuen Krone aus dem Kampfe hervor und schritt nun dazu, die Kraft der englischen Nation in den Kampf gegen Frankreich zu führen; die Regungen, deren sich Frankreich einst hatte bedienen wollen und können, als sie in der Opposition waren, traten ihm, zur Herrschaft gelangt, in voller Feindseligkeit entgegen.

Wir haben das Emporkommen dieser Monarchie, ihrer Ideen und Formen in unaufhörlichem Ringen beobachtet; jetzt aber traten die Tage der Prüfung und der Gefahr für sie ein. Es würde einseitig und historisch ungerecht sein, wollten wir sie nicht in den neuen Kampf begleiten, der noch ein Vierteljahrhundert hindurch Europa beschäftigen sollte.

[1] In einer an Tallard bestimmten Instruction lautet eine später ausgestrichene, aber darum nicht weniger ein aufrichtiges Bekenntniß enthaltende Stelle: L'intérêt du roi s'accordera toujours avec celui de la nation anglaise, en ce qu'il ne conviendra jamais à S. M. qu'un roi d'Angleterre soit trop absolu.

Drittes Capitel.

Kriegsereignisse von 1688 bis 1694.

Noch zwei Tage früher, als Vauban angekündigt hatte, war Philippsburg und gleich darauf die gesammte Pfalz in die Hand des Dauphin gefallen; eine Medaille rühmt ihn, daß er innerhalb eines Monats zwanzig Städte in Besitz genommen habe. Tief in Schwaben und in Franken trieben die Franzosen Brandschatzungen ein.

Schon in der Mitte October erschien Marquis Boufflers an der Spitze von 20,000 Mann vor Mainz. Es war erst fünfzehn Jahre her, daß ein weitschauender und thatkräftiger Kurfürst-Erzbischof seine Hauptstadt regelmäßig hatte befestigen lassen, damit, durch die neuen Bastionen gesichert, Fürst und Capitel ruhig bei Land und Leuten bleiben möchten.[1] Kaum aber zeigte sich eine feindliche Macht vor den gewaltigen Bollwerken, so hatte weder der Fürst noch sein Capitel den Muth, sich derselben zu bedienen, die Vertheidigungslinie zu vertheidigen. Bei der geringen Anzahl der Mannschaften, über die sie geboten, schien ihnen gerade der Umfang derselben ihre Behauptung unmöglich zu machen: sie wurden den Franzosen ohne Widerstand eingeräumt, die nun sofort Hand anlegten, sie noch zu verstärken, und eine Besatzung hineinwarfen, welche sie zu halten vermochte.

Coblenz und Cöln wurden noch durch rechtzeitiges Ein-

[1] Vgl. Schaab, Geschichte der Bundesfestung Mainz, S. 223.

treffen nachbarlicher Hülfe geschützt. Aber wie Trier, von seinem Erzbischof verlassen, in der That nicht hatte gerettet werden können, so wurden die Festungen des Cölner Erzstiftes, Neuß, Bonn, Rheinberg und Kaiserswerth von dem Cardinal Fürstenberg aus freien Stücken den Franzosen überliefert; diese sollten sie für ihn gegen Kaiser und Reich behaupten.

Auf diese Weise waren die Franzosen Meister der vier vorliegenden Kurfürstenthümer geworden: sie beherrschten den Rhein weit und breit an beiden Ufern, so wie den Neckar.

Unschätzbare Vortheile, wenn nun der Krieg mit den zuerst gefaßten Absichten weiter geführt werden konnte: sie waren recht geeignet, die deutschen Patrioten, die von der Haltbarkeit jener Festungen und Städte einen ganz andern Begriff gehabt hatten, zu entmuthigen und sie zur Annahme des Friedens zu stimmen. Aber als der große Bund geschlossen ward, fühlte sich Alles in demselben Grade zum Widerstand angefeuert, da es am Tage lag, daß Frankreich nunmehr Feindseligkeiten von größerer Nachhaltigkeit zu bestehen haben würde, als bisher.

Zunächst hatten die Franzosen für Verstärkung der Vertheidigungsanstalten längs des Oceans Sorge zu tragen. Bei 50,000 Mann Milizen, welche die Pfarren stellen mußten, wurden an den Küsten von Guyenne, Bretagne und Normandie vertheilt und geübten Offizieren zur Einübung anvertraut, um die bedroht scheinenden Punkte zu schützen. Besonders auf Guyenne war die Aufmerksamkeit gerichtet, wie denn in der That in England gleich Anfangs ein Anfall auf die Provinz beabsichtigt worden ist, weil sie noch Hugenotten in Menge enthielt, von denen man meinte, sie würden sich bei der ersten Gelegenheit erheben; Galeeren wurden daselbst in Stand gesetzt, um jede Annäherung kleiner Fahrzeuge zu hindern.

Aber überdieß mußte der Krieg in den Niederlanden und an den Pyrenäen geführt werden. Die Franzosen versicherten zwar, daß sie 300,000 Mann aufstellen und von diesen gewiß die Hälfte im offenen Felde würden verwenden können, aber

wenigstens in dem ersten Feldzug haben sie diese Anzahl nicht von ferne erreicht. Wohlunterrichtete Männer berechnen, daß sie Anfangs an den Pyrenäen 10,000, in den Niederlanden etwa 40,000 Mann, in Deutschland gewiß ebenfalls nicht mehr im activen Dienste hatten. Wie es sich aber auch mit der Richtigkeit dieser Ziffern verhalte: auf keinen Fall waren die Franzosen stark genug, alle die Plätze, welche sie am Mittelrhein besetzt hatten, zu behaupten.

Die Unfähigkeit, dieß zu bewirken, die Verlegenheit, in die sie dadurch geriethen, führte sie zu einer gräßlichen Handlung. Sie entschlossen sich, von den eingenommenen Plätzen nur die beiden mit den besten Werken versehenen, Philippsburg und Mainz, ernstlich zu vertheidigen; was sollte aber mit den übrigen geschehen? sollten sie den vordringenden deutschen Heeren einfach wieder überlassen werden?

Vauban hatte von der Citadelle von Mannheim, Friedrichsburg, die mehr durch Verrath als Ueberlegenheit der Waffen gewonnen worden, bemerkt, daß man sie um keinen Preis wieder in die Hände der Deutschen dürfe gerathen lassen; sie könne dann an dieser wichtigen Stelle bis zur Unbezwinglichkeit befestigt werden und jetzt oder in Zukunft viel zu schaffen machen.[1] Dann äußerte Marschall Duras, der mit dem Oberbefehl am Rhein betraut war, für die Vertheidigung von Mainz und von Philippsburg werde aus jenen zwar nur mittelgroßen, aber begüterten Ortschaften eine Gefahr entspringen, da sie dem deutschen Heere Hülfsquellen zu seinen Angriffen bieten würden. Folgerichtigermaßen regte sich der Gedanke und ward von dem erbarmungslosen Louvois ergriffen, daß es das Beste sei, die Städte zu zerstören und ihre Einwohner nach dem französischen Gebiete wegzuführen. Man wünschte besonders, die Pfalz in einen so wehrlosen Zustand zu setzen, daß der Kurfürst nicht

[1] Spanheim 3. Jan. 1689: dans l'unique vue de l'importance de ce poste, de l'estat imprenable où, au dire de l'ingénieur Vauban, on le pourroit mettre — pour en ôter l'occasion aux ennemis.

daran denken könne, dahin zurückzukehren und wieder festen Besitz zu ergreifen.[1] Aber auch die Bemerkung soll gemacht worden sein, daß dann um so leichter zwischen den Verbündeten wegen der Quartiere Streit ausbrechen werde.[2] In früheren Zeiten war immer der gute und der böse Krieg unterschieden worden. Daß die Maßregel, die Frankreich vor hatte, allem Kriegsgebrauch entgegenlief und ein unbeschreibliches Unheil über ein großes blühendes Land verhängte, konnte Diejenigen nicht irren, die einer vermeinten Beleidigung wegen Genua beschossen, dem Vorurtheil der religiösen Einheit zuliebe Hunderttausende ihrer eigenen Angehörigen mit den äußersten Gewaltthätigkeiten bedrängt, und schon in dem letzten Kriege ähnliche Verwüstungen, wiewohl in kleinerem Umfange angeordnet hatten. Sie hatten nur dafür Sinn, daß sie dadurch in den Stand kommen würden, die eingenommene militärische Stellung im Ganzen zu behaupten: — wie den Einwohnern von Speier angekündigt worden ist, der König habe nicht Truppen genug, eine so große Stadt wie die ihre zu bewahren, aber auch der Feind dürfe hier keinen Unterhalt finden, nicht die Handreichung eines einzigen Menschen solle ihm zu gute kommen, deßhalb müsse Speier verlassen und geschleift werden; nicht etwa durch Mißvergnügen über die Einwohner werde der König zu diesem Entschlusse bestimmt, die Beschaffenheit der Dinge bringe es so mit sich. Wie Speier, so wurden Worms, Mannheim und Heidelberg der Verwüstung preisgegeben; die Schlösser und die Dörfer, die Zinnen der Mauern und die Bürgerwohnungen, die Rathhäuser und die Dome, die Brücken über die Flüsse, die Grabstätten der alten Kaiser: der Besitz der lebenden Generation

[1] Venier: Il palatinato ruinato et esposto, l'elettore non ardisce di recondurvisi.

[2] Spanheim Relation V, 184. Le conseil du roi ou du ministre de la guerre a eu encore la vue d'en tirer l'avantage que la division pour les quartiers entre les princes armés de l'empire ne pourroit qu'en procurer.

und die Denkmale der Vergangenheit, unschätzbar in diesem alten Lande der Cultur. Man kann noch heute die Holzschnitte der Zeit, in denen über den Thürmen und Dächern so vieler altberühmten und kunstgeschmückten Städte die herausschlagenden Flammen und die darüber liegenden Rauchwolken abgebildet sind, nicht ohne Herzeleid ansehen.

Der Herzogin von Orleans, Elisabeth Charlotte, hatte man den Dauphin, als er nach Philippsburg ging, als ihren Ritter bezeichnet, der ihr Recht an die Pfalz mit dem Schwert vertheidige, und sie meinte später selbst, daß die Erinnerung an sie, die alte Hingebung an ihr Haus, dazu beigetragen habe, daß derselbe in der Pfalz so gut wie keinen Widerstand fand. Aber von Anfang an ahnte sie Unheil. Zum Erstaunen und Mißfallen des Hofes und des Königs verhielt sie sich schweigsam bei der Vertheidigung ihrer Rechte, oder äußerte sich mit Kälte und Besorgniß. Wie mußte sie es empfinden, als die Dinge nun, trotz der Bitte, die sie für Mannheim und Heidelberg einlegte, eine so entsetzliche Wendung nahmen. Sie betrachtet sich als die Ursache zu dem Ruin ihres Vaterlandes,[1] den sie von der Ferne mit durchlebt, als wenn sie gegenwärtig wäre: mitten im Schlaf fährt sie auf, und Alles stellt sich ihr vor, wie es früher gewesen war, sich unter dem fürsorgenden Auge ihres Vaters erst recht gestaltet hatte, und wie es nunmehr geworden sein mußte, und in welchem Zustande sie sich selber befand; in lautem Weinen brachte sie die Nächte zu.

Wenn aber diese Gewaltsamkeiten dienen sollten, Mainz zu vertheidigen, so ward der Zweck dadurch nicht erreicht. Die deutschen Streitkräfte, welche sich unter dem Herzoge von

[1] Elisabeth Charlotte an die Kurfürstin Sophie, 20. März 1689: „Sollte man mir aber das Leben darüber nehmen wollen, so kann ich doch nicht lassen zu bedauern und zu beweinen, daß ich so zu sagen meines Vaterlandes Untergang bin, und über das Alles des Kurfürsten meines Herrn Vaters seliger Fürsorge und Mühe auff einmal so über den Hauffen geworfen zu sehen.“

Lothringen sammelten, wurden durch die Hülfstruppen, welche der Kurfürst von Baiern freiwillig herbeiführte, stark genug, um zugleich die Belagerung der Stadt zu unternehmen und die Belagernden vor einem Entsatz zu schützen. Aus den großen Magazinen von Frankfurt und Coblenz ward die Armee ununterbrochen auf das Beste verpflegt. Die französische Besatzung, die aus mehr als 10,000 Mann bestand, wehrte sich gut; aber noch ehe der Versuch, sie zu entsetzen, zu dem sich Duras eben anschickte, ernstlich gemacht werden konnte, sah sie sich bereits zur Capitulation genöthigt. Indessen waren Rheinberg, Kaiserswerth und Bonn durch die brandenburgischen Waffen bezwungen worden. Wie ein Jahrhundert später, so haben schon damals die Deutschen die Gebiete am mittlern und niedern Rhein, die den Franzosen auf das Leichteste in die Hände gerathen waren, mit ungeheuren Anstrengungen wieder eingenommen. Am oberen Laufe dieses Stromes dagegen konnten sie nichts unternehmen; auch in den nächsten Jahren richteten sie daselbst nichts aus. Den Franzosen kam es für die Behauptung ihrer dortigen Stellung sehr zu Statten, daß Kaiser und Reich einen ansehnlichen Theil ihrer Streitkräfte an der türkischen Grenze verwenden mußten, wo sie schon wieder nicht so entschieden im Vortheil waren.

Indessen aber hatte der Krieg in den Niederlanden begonnen. Die Verbündeten, durch die spanisch-niederländischen Streitkräfte, denn mittlerweile war auch der Krieg zwischen Spanien und Frankreich ausgebrochen, verstärkt, erfochten im Jahr 1689 Vortheile im Felde und sprengten die französischen Linien bei Gent; im Jahr 1690, auf einem Congreß, der im Haag gehalten ward, faßten sie die Absicht, die vornehmste Anstrengung in diesen Gegenden zu machen. Aus den spanischen und holländischen Truppen, sammt den Hannoveranern, sollte ein Heer von 48,000 Mann gebildet werden und unter dem Fürsten von Waldeck vordringen; ein, wie man hoffte, noch stärkeres Heer sollte der Kurfürst von Brandenburg, der selbst mit

20,000 Mann im Felde erscheinen wollte, an der Mosel und Maas befehligen. Hier schien es nun zu den großen Entscheidungen kommen zu müssen.

König Ludwig fand nothwendig, den besten seiner Generale, der in den letzten Jahren nicht eben in Gnade gewesen war, den Verbündeten entgegenzustellen. Es war der Marschall von Luxemburg, ein Mann, in dem sich, wenn jemals in einem andern, die Leidenschaftlichkeit eines nach Glanz und Genuß trachtenden Privatlebens mit einem echten Talent für öffentliche Geschäfte und besonders für den Krieg verband. In Paris stürzte er sich in den Strudel der ehrgeizigen Intriguen, persönlichen Feindseligkeiten, Zerstreuungen und Immoralitäten, die das Leben der Gesellschaft ausmachten. Er ging von Condé zu Louvois, von diesem zu den Colberts und den Freunden der Frau von Maintenon über, um sein Glück zu machen. Er ist in jene Processe verwickelt worden, die damals wegen systematischer Vergiftungen an der Tagesordnung waren, doch hielt man sich überzeugt, daß er kein Verbrechen begangen, sondern sich nur in Besitz von Mitteln habe setzen wollen, durch die er sich der Gnade des Königs oder auch der Gunst der Damen versichern könne.[1] Für ehrlich, zuverlässig, uneigennützig galt er nicht, eher für das Gegentheil. Aber dabei gab es im Felde keinen unternehmenderen Führer, keinen Offizier, der ihn an persönlicher Tapferkeit übertraf. Wie sich selbst, so gestattete er auch seinen Truppen mehr, als durch die Gesetze erlaubt war. Er hatte nichts gegen ihre Unordnungen, wenn sie nur ihre militärischen Pflichten erfüllten. Mehr mit seinem Beispiele als mit seinem Befehl trieb er sie dazu an; sie folgten ihm mit unbedingter Hingebung, wie der gemeine Mann, so die vornehmsten Herren; die Prinzen von Geblüt wünschten unter ihm zu dienen. Diesen Führer nun, der besonders den niederländischen Krieg vollkommen verstand, setzte Ludwig XIV. den

[1] Spanheim, Relation de la cour de France.

Verbündeten entgegen,[1] mit dem Auftrag, vor allem die Befestigungen an der Sambre gegen ihre Anfälle zu behaupten und sie nur dann anzugreifen, wenn er eine gute Gelegenheit dazu sehe. Bald boten die Zögerungen der Spanier und die Streitigkeiten der deutschen Fürsten über den Oberbefehl, die wieder erwachende Eifersucht zwischen Oesterreich und Brandenburg dem Marschall eine solche dar.[2] Er konnte den Fürsten von Waldeck angreifen, bei Fleurus am 1. Juli, ehe noch die brandenburgischen und spanischen Truppen herbeikamen, in einem Augenblick, wo, im Widerspruch mit Natur und Art der Länder, die Franzosen an Reiterei überlegen waren. Ihr größter Vortheil aber entsprang aus dem Talent des Feldherrn. Die Kriegskundigen der späteren Zeiten haben die Kühnheit und Geschicklichkeit bewundert, mit welcher der Marschall den Fürsten zugleich in seiner ganzen Fronte beschäftigte und in seinem linken Flügel umging; zumal da die Schlachtordnungen jener Zeit, ohne Divisionen, zu Bewegungen dieser Art an sich nicht vorbereitet waren; der Marschall vollzog sie ohne Verwirrung und mit großem Nachdruck; Waldeck hat vielleicht ein Drittheil seiner Truppen auf dem Platz gelassen.

Einen für den ganzen Feldzug entscheidenden Erfolg konnte jedoch dieser Sieg nicht hervorbringen, da die Verluste der holländischen Armee durch die ankommenden Verstärkungen ersetzt wurden, und der Kurfürst von Brandenburg, dessen Oberbefehl erst nach der Schlacht vom kaiserlichen Hofe anerkannt wurde, sich bewogen fand, über die Maas zu kommen, um die Fortschritte der Franzosen in Brabant aufzuhalten. Der Kurfürst hätte es gern zu einer neuen Schlacht gebracht; aber dazu reichten weder Waldecks Vollmachten hin, noch wollten sich auf der andern Seite die Franzosen dahin treiben lassen. Nicht

[1] Beaurain, Histoire militaire de Flandres 18.

[2] Aus den Worten Pufendorfs erkennt man die Streitpunkte: Ostendebatur per summam iniuriam electori impingi quae ab aula Viennensi admissa sunt. (S. 241.)

einmal eine große Belagerung mochte Luxemburg unternehmen, aus Besorgniß, daß er durch die Uebermacht der verbündeten Heere wider seinen Willen in die Nothwendigkeit zu schlagen gebracht werden könne. Es war ihm genug, daß er dieselben von den Winterquartieren ausschloß, die ihnen am vortheilhaftesten gewesen wären.

Das Uebergewicht, das König Ludwig in diesem Augenblick behauptete, ward durch eine Seeschlacht verstärkt, welche Tourville bei dem Cap Beveziers der vereinigten holländisch-englischen Escadre lieferte. Durch geschickte Bewegungen wußten die Franzosen derselben den Vortheil des Windes abzugewinnen, sie zwischen zwei Feuer zu nehmen und sie so in die größte Verwirrung zu bringen.[1] Die französische Flotte beherrschte hierauf die Meerenge; in Holland befürchtete man eine Landung.

Und auch noch auf einem andern Kriegstheater war König Ludwig glücklich. Bei dem Ausbruch des Krieges hatte er der piemontesischen Regierung Bundesgenossenschaft und eine gemeinschaftliche Unternehmung gegen Mailand angeboten.[2] Herzog Victor Amadeus hielt es jedoch und ohne Zweifel mit Recht für einen größeren Vortheil, wenn er sich der festen Plätze, welche die Franzosen seit den Zeiten Richelieus an seinen Grenzen oder innerhalb derselben besaßen, bemächtigen könne. Er neigte sich zu den Verbündeten, die ihm königliche Ehren und ansehnliche Hülfe versprachen. Und welche Aussichten eröffnete es, wenn es ihm gelang, in das südliche Frankreich vorzudringen und die Sympathie der Hugenotten für die Verbündeten zu erwecken. Aber auch hier brachten es die Franzosen zu einer Schlacht, ehe die Verstärkungen der feindlichen Streitkräfte alle vereinigt waren, und erfochten einen glänzenden Sieg (bei Staffarda 18. August 1690). Die Bravour

[1] Lettre de Vilette, 15 juillet, bei E. Sue, Marine, IV, 374.

[2] So versichert Piero Venier, Relatione di Francia: avrebbe avuto il duca parte dagli acquisti et altra parte quelli principi italiani che ci fossero entrati.

ihrer Truppen, besonders der Infanterie, welche, nachdem sie geschossen, noch einmal den Degen in die Hand nahm und in unerschöpflicher Freudigkeit die Gegenwehr der Piemontesen, ihrer spottend, über den Haufen warf, und die besonnene Kühnheit des Feldherrn, Catinat, wirkten dazu zusammen.[1] Und Catinat errang zugleich große strategische Erfolge: Savoyen, der Paß von Susa, Saluzzo, fielen in die Hände der Franzosen, im nächsten Jahre Montmelian und Nizza.

Ueberhaupt hatten sie im Jahre 1691 noch allenthalben das Uebergewicht: in den Pyrenäen ward Urgel erobert; die Flotte des Mittelmeers beschoß Barcelona; in den Niederlanden konnten sie wieder zu Belagerungen schreiten. Damals ward Mons eingenommen; im Jahre 1692 erschien Ludwig XIV. noch einmal selbst bei der Armee und eroberte Namur; man hatte Mittel gefunden, hier 150,000 Mann ins Feld zu stellen; Charleroi ward eingeäschert, Furnes erobert, ein Anfall der Verbündeten bei Steenkerke siegreich zurückgewiesen.

Anstrengung aller Kräfte, eingeübte Kriegsordnung, das Feuer der Truppen, die Ruhmliebe der Offiziere und das Talent einiger großen Generale schien den Franzosen die Ueberlegenheit über das gesammte Europa zu sichern.

Erst nunmehr aber erschien der stärkste Feind mit ungetheilter Kraft auf dem Kampfplatz.

Von nicht geringer Bedeutung war es eine Zeitlang, daß König Jacob II. von Frankreich, wohin er geflohen war, sich nach Irland zurückwandte und hier, von der großen katholischen Mehrheit der Einwohner mit Freuden empfangen, von König Ludwig unterstützt, zu einer beinahe allgemeinen Anerkennung gelangte. Ein Augenblick trat ein, in welchem es schien, als werde sich Schottland dießmal zu Irland schlagen, und wo die besiegte Partei in England auf eine glückliche Wiederaufnahme

[1] Relation écrite par Catinat sur le champ de bataille. Mémoires de Catinat I, 119.

des Kampfes rechnete. Auch nachdem der schottische Krieg, wie König Wilhelm sagte, durch den Tod eines einzigen Mannes, Grafen Viscount-Dundee, beendigt worden, hielt der geringe Erfolg, welchen die englische und protestantische Armee im Jahre 1689 in Irland hatte, die Geister in schwankender Erwartung.[1] König Jacob hatte ein Heer von mehr als 30,000 Mann und die besten Städte und Provinzen im Besitz; das englische Heer zählte nicht mehr als 17,000 Mann und war auf einige wenig günstige Landstriche beschränkt, Niemand ging zu ihm über; es litt trotz des guten Geldes, mit dem es bezahlte, Mangel an Lebensmitteln.

So schwer es auch König Wilhelm fiel, gegen den Vater seiner Gemahlin persönlich ins Feld zu gehen,[2] so mußte er sich doch dazu entschließen: er begab sich im Sommer 1690 nach Irland. Es war der Streit der Inseln unter einander, den er daselbst ausfechten mußte, aber die Heere hatten ein allgemein europäisches Ansehen. Die Hälfte der englischen Armee bestand aus Ausländern; die Befehlshaber waren zu zwei Drittheilen Ausländer, alle Protestanten; eine nicht geringe Anzahl derselben französische Flüchtlinge. Dem König stand zunächst ein Mann zur Seite, der den höchsten Rang in der französischen Armee erlangt, diesen Dienst aber verlassen hatte, als für die Protestanten keine Stelle mehr in demselben war, der Marschall Schomberg. Kein Anderer hat für das Unternehmen gegen England mehr gethan, sowohl für den Beschluß, wie für die Ausführung. So waren auch die besten Truppen Jacobs II. Franzosen, welche unter dem Duc de Lauzun herbeigekommen waren. „Siehe da, unsere Verfolger," rief ein Führer der französischen Reformirten seinen Leuten zu, als er des Heerhaufens französischer Soldaten, deren Schaaren sie einst in ihrer Heimath bedrängt hatten, ansichtig wurde. Der

[1] Ronquillo 3. Dec. 1689. Los Irlandeses que estan por el rey Guillermo, muy discontentos y los del rey Jacobo muy animados.

[2] Burnet, mit dem er davon sprach: History of his own time. 551.

Gegensatz ist ungefähr derselbe, wie in den Hugenottenschlachten des sechzehnten Jahrhunderts, bei Jarnac und Moncontour; aber damals siegten die Katholiken, an der Boyne dagegen, wo dießmal Wilhelm III. und Jacob II. zusammentrafen, wurden sie besiegt. Es war am 1. Juli 1690. Wilhelms Vortheil lag darin, daß er eine größere Anzahl wirklich eingeübter Truppen mit sich führte, durch die er den zuchtlosen und ehrgeizigen Iren überlegen war, und daß er zum Angriff schritt, als Jacob bereits angefangen hatte, Vorkehrungen zu seinem Rückzug zu treffen. Schomberg blieb in der Schlacht, aber die Sache, die er verfochten hatte, behielt den Platz; und dieser Sieg gab nun nicht nur der protestantischen Partei ihr Uebergewicht in Irland zurück, sondern seine Wirkung erstreckte sich weit über die orangistisch-irischen Interessen hinaus; die Tapferkeit und das Glück König Wilhelms erneuerte seine Reputation; die Holländer und Engländer schlossen sich wieder enger zusammen; die allgemeinen Angelegenheiten Europa's konnten mit größerer Ruhe und Theilnahme ins Auge gefaßt werden.

Das Jahr 1691 gehörte noch dazu, um den Sieg in Irland vollkommener zu befestigen. Ein Holländer, van Ginkel, und ein französischer Flüchtling, Rouvigny, thaten das Beste bei der Herstellung der englischen Herrschaft; der Erste erwarb sich dabei den Titel eines Earl von Athlone, welchen Ort er mit großer Anstrengung eroberte, der Andere den eines Lord Gallway; er hatte in der Schlacht, in deren Folge dieser Ort fiel, vorzüglich zum Siege beigetragen. An der Spitze der Irländer stand ein französischer General, St. Ruth, der deßhalb gewählt worden war, weil er sich als einen großen Gegner der Protestanten gezeigt hatte und man die Meinung hegte, er werde um dieses Rufes willen den Irländern willkommen sein. Er fiel in der Schlacht, welcher Rouvigny sein Emporkommen verdankte.

War nun aber auch Irland verloren, — durch die Capitulation von Limerik ward der Krieg so gut wie beendigt, —

so gab Jacob II. darum die Hoffnung auf seine Wiederherstellung nicht auf; denn auch sein Gegner ward allmählich in innere Streitigkeiten verwickelt, welche ihm die Gemüther entfremdeten. Schon meinten Manche, bei der Zurückführung Jacobs II. noch größere constitutionelle Freiheiten zu erlangen, als Wilhelm zu bewilligen für rathsam hielt; Andere wurden durch dessen kirchliche Haltung nicht befriedigt. Es kam ein Augenblick, wo Jacob II. der anglicanischen Kirche, der Katholiken in Irland, der Presbyterianer in Schottland zugleich sicher zu sein meinte: einige der mächtigsten Oberhäupter, unter ihnen solche, die zu seiner Verjagung das Meiste beigetragen, traten in geheime Verbindung mit ihm. Er gab der Hoffnung Raum, daß bei der ersten Gelegenheit die Landmacht in den Niederlanden und die Flotte, die im Canal kreuzte, zu ihm übergehen, eine Landung ihn auf seinen Thron wieder zurückführen werde. Ludwig XIV. scheint diese Erwartungen getheilt zu haben. Er ertheilte seinem Admiral Tourville den bestimmten Befehl, eine Schlacht anzunehmen, wo er die Feinde treffe, mögen sie nun so stark sein, wie sie immer wollen.[1] Die vereinigte holländisch-englische Flotte aber war in der That die stärkste, welche noch je auf dem Ocean gesehen worden, und vollkommen zuverlässig. Manche zweifelhafte Befehlshaber hatte Wilhelm noch zu rechter Zeit entfernt; andere hielt das Gefühl der Ehre in Pflicht. Admiral Russel, der mit Jacob in Verbindung stand, ließ denselben doch wissen: würde es zu einem Zusammentreffen zwischen beiden Flotten kommen, so würde er als Offizier und Engländer fechten, er würde selbst auf den König schießen lassen, wenn er ihn auf dem Deck eines französischen Schiffes erblicke.

Die Flotten trafen an der Bai von La Hogue zusammen (gegen Ende Mai 1692): ihr Streit nahm einen entscheidenden Ausgang. Als die Franzosen die Uebermacht ihrer Feinde

[1] Relation de Villette in den Mém. de Villette, 136.

inne wurden, wollten sie zurückgehen, hiebei aber erlitten sie eine vollkommene Niederlage. Zwölf ihrer Schiffe wurden unter den Augen des Admirals, welcher der Sache nicht mehr helfen konnte, verbrannt, im Angesicht des König Jacob selbst, der an die Küste gekommen war.[1]

Ein Seetreffen, wie die Schlacht von Lepanto, durch welches das Uebergewicht von der einen auf die andere Seite überging. Die Franzosen, wie sie damals waren, hätten wahrscheinlich die Engländer allein, oder die Holländer allein mit Glück bekämpfen können, aber der vereinigten Macht beider Nationen zu widerstehen waren sie nicht fähig.

Noch war ihre Uebermacht zu Lande unbezweifelt: im Jahre 1693 wurde auch diese erschüttert.

Von den beiden Armeen, welche die Franzosen in den Niederlanden aufstellten, sollte die eine, unter Boufflers, an der Maas vorschreitend, Lüttich angreifen; die andere unter Luxemburg diesen Anfall durch schützende Bewegungen decken. Ludwig XIV. setzte sich selbst an die Spitze der ersten, wie er zu thun pflegte, wenn er eine Unternehmung für unfehlbar hielt. Aber da seine Mittel durch die Anstrengungen und Verluste des vorigen Jahres stark erschöpft waren, konnte er dießmal nicht so zeitig, wie er pflegte, sondern erst Anfang Juni im Felde erscheinen. König Wilhelm hatte Zeit behalten, seine Rüstungen zu vollenden, und nicht nur die Besatzung von Lüttich verstärkt, die benachbarten Festungen in guten Stand gesetzt, sondern auch in der Nähe von Löwen eine Stellung genommen, von welcher aus er den Belagerern von Lüttich sehr beschwerlich hätte werden können. Indem die Franzosen gegen diese Stellung heranrückten, schien es ihre bestimmte Absicht zu sein, ihn aus derselben herauszuwerfen. Aber sie war von 100 Stück Geschütz vertheidigt; die Armee Wilhelms zählte

[1] Relation du combat naval donné le 29 Mai 1692 bei E. Sue V, 78.

40,000 Mann zu Fuß, 20,000 Mann zu Pferd.[1] Gegen eine solche Macht anzugehen, trug Ludwig XIV. doch Bedenken. In einem Kriegsrath, der zu Gemblours gehalten ward, wurde erwogen, daß ein Angriff auf Lüttich unter diesen Umständen nicht rathsam sei; vor der Stärke der feindlichen Streitkräfte zurückweichend, begab er sich unverrichteter Dinge nach Versailles zurück.[2]

Ein Grund für diesen Entschluß lag auch darin, daß es möglich schien, durch die Verstärkung der Rheinarmee, die eben damals Heidelberg wieder besetzte, einen großen Erfolg in Deutschland zu erkämpfen. Der Dauphin begab sich mit einem Drittheil des niederländischen Heeres an den Oberrhein; er hoffte sich des fränkischen und schwäbischen Kreises zu bemächtigen und die deutschen Fürsten zu einem Frieden im französischen Sinne zu nöthigen. Aber man hatte dießmal auch hier ein volles Bewußtsein von der Bedeutung des Augenblicks. Markgraf Ludwig von Baden, der auf Bitten des schwäbischen Kreises mit dem Oberbefehl betraut worden war, erklärte dem Kurfürsten von Sachsen, auf dessen Hülfe alles ankam, daß er ihm diesen Vorrang abtreten und unter ihm dienen wolle; die Lage sei so gefährlich, daß er sich ohne Weigerung als gemeiner Soldat einstellen würde. Noch zur rechten Zeit trafen die sächsischen Truppen und die übrigen Reichsvölker bei ihm ein, voll von Begierde, sich mit dem Feinde im offenen Felde zu messen; aber der Markgraf hatte sich vorgenommen, denselben, wie man sagte, mit Hacke und Spaten zu besiegen, nicht mit dem Schwert. Als die französischen Feldherrn die Stärke der deutschen Verschanzungen wahrnahmen, verzweifelten sie, dieselben zu über-

1 Ralph, History of William III. T. 2, 438.

2 Beaurain, Campagne de Flandres, 1693, 10 hat eine, wenn gleich nicht ganz offene Mittheilung über diesen Kriegsrath. Das Erstaunen, welches die Abreise des Königs, deren Motive man nicht kannte, hervorrief, spiegelt sich in der Erzählung von St. Simon I, 98, die dann überall wiederholt worden ist.

wältigen; sie ließen die Faschinen liegen, mit denen sie die Gräben auszufüllen gedacht hatten. [1]

Wohl blieben die Franzosen auch dann noch die stärkeren im Feld; auf dem rechten Rheinufer trieben sie drückende Contributionen ein, namentlich im Württembergischen; in den Niederlanden verlor König Wilhelm die Schlacht von Neerwinden gegen den Marschall von Luxemburg; aber bedeutende Folgen knüpften sich hieran nicht; bei den Unternehmungen, auf die es der französischen Kriegsmacht eigentlich ankam, hatte sie einen unüberwindlichen Widerstand gefunden.

Und weiter brachte sie es auch im Jahre 1694 nicht. Eine beabsichtigte Invasion in Deutschland brach sich abermals an der festen Stellung des Markgrafen in Heilbronn; in den Niederlanden ließen es die französischen Truppen ihr vornehmstes Bestreben sein, die Linien, die sie an der Schelde und Lys zur Deckung ihrer weiteren Besitzungen gezogen hatten, zu schützen und den Feind durch die Bedrohung von Lüttich und Mastricht in Athem zu halten. Ihre glänzendste Handlung in dem Feldzug war eine rasche Bewegung der Armee, durch welche sie einem Anfall der Verbündeten bei der Brücke von Espierre zuvorkam; der König hat ihr für ihren hier bewiesenen Eifer in einem besondern Schreiben gedankt.

Doppelt empfindlich war unter den schwieriger werdenden Umständen der Verlust des Feldherrn, der bisher am meisten den Ruf der Ueberlegenheit der französischen Waffen aufrecht gehalten hatte, des Marschalls von Luxemburg. Kurz vor seinem Tod (Anfang 1695) hat er den König aufmerksam gemacht, daß er von Jahr zu Jahr Fortschritte in der feindlichen Armee bemerkt habe, und ihre militärische Trefflichkeit täglich zunehme.

An einer andern Stelle entwickelte dieser Krieg schon eine Gefahr für Frankreich selbst.

1 Wagner, Vita Leopoldi, II, 253. Vgl. Relationis historicae autumnalis continuatio. 1693. 75.

Für sich allein nicht furchtbar, wurde doch der Herzog von Savoyen durch die allgemeine Combination, welcher er sich anschloß, zu tapferem Widerstand und kühnem Angriff fähig. Im Jahr 1691 vertheidigten ihm hauptsächlich deutsche Truppen und ein Bataillon französischer Flüchtlinge unter St. Julien aus der Dauphiné die Festung Coni gegen einen sehr ernsten Anfall. Im Jahr 1692 gelang es ihm, mit der Hülfe, welche die Verbündeten ihm leisteten, den Waldensern seiner Gebirge, die er nun nicht mehr verfolgen durfte, und den französischen Flüchtlingen, die sich in großer Anzahl bei ihm eingefunden — der junge Schomberg führte einen stattlichen Heerhaufen, der aus lauter Protestanten bestand, Waldensern und Hugenotten — im südlichen Frankreich einzudringen; er nahm Embrun durch eine Art von Belagerung unter der Leitung seines Vetters, des Prinzen Eugen.

Was man allgemein erwartet hatte, daß die Reformirten des südlichen Frankreich sich bei diesem Anlaß erheben würden, geschah nicht; sie waren indessen vollends entwaffnet worden; und wie hätten sie Zutrauen zu dem Führer fassen sollen, der früher selbst die härteste Verfolgung über die Glaubensgenossen hatte ergehen lassen. Aber es war schon etwas, daß die französische Grenze überschritten und das, was am Rhein geschehen war, hier an den Alpen durch Represalien erwiedert wurde.

Im Jahr 1693 fühlte sich der Herzog stark genug, die wichtigste militärische Position der Franzosen in diesen Gegenden, die Feste von Pinerolo, zu belagern; er schickte sich eben an, es zu bombardiren,[1] als sich Catinat gegen ihn erhob und ihn bei Marsaglia aus dem Felde schlug. Ein Ereigniß von Bedeutung, in so fern dadurch die bedrohte Festung entsetzt wurde; andere Folgen, welche selbst Ludwig XIV. sich davon versprach, traten nicht ein. Auch im Jahr 1694 hielt sich der tapfere und einsichtige französische Feldherr nur in der Defen-

[1] Lettre de Catinat au roi, 19 sept. 1693. Mém. de Catinat II, 193.

sive. Man urtheilte, daß er auch dadurch schon etwas Außerordentliches leiste, da zur Behauptung einer Stellung, wie er sie einnehme, eigentlich der Besitz von Coni und Turin gehört haben würde.

Entschiedneren Erfolg hatten die Franzosen in Catalonien; sie sprengten die spanischen Verschanzungen am Ter, nahmen Girona und Palamos und konnten daran denken, ihre alten Absichten auf Barcelona auszuführen; alle Berichte des Anführers, Herzog von Noailles, erweckten diese Hoffnung. Hier aber leistete ihm nicht allein die kleine spanische Armee, die noch im Felde war, und die Befestigung des Platzes Widerstand; das Entscheidende lag darin, daß der Sieger von La Hogue, Russel, mit einer starken Escadre im Mittelmeer erschien und Tourville, der jene Unternehmung unterstützen sollte, nöthigte, sich nach Toulon zurückzuziehen, so daß Barcelona unerobert blieb.

Indessen beherrschte eine andere englische Escadre die Küsten des Oceans. Dieppe und Gravelingen wurden in Asche gelegt, Havre de Grace größtentheils ruinirt. Wie dann, wenn es den Engländern gelang, womit sie unaufhörlich umgingen, eine Landung an der einen oder der andern Küste zu vollziehen?

Man kann die letzten Monate des Jahres 1694 und die ersten von 1695 als die Epoche einer allgemeinen Wendung in den großen Machtverhältnissen ansehen. In den Franzosen regte sich eine Ahnung davon, daß die feindlichen Kräfte, die sie aufgeregt hatten, ihnen zu stark sein würden. Der venetianische Gesandte, der damals nach Frankreich kam, fand die Nation voll von Unmuth, daß sie auf ein System der Vertheidigung zurückgebracht sei. [1]

[1] Acerbo è il senso di questa natione, d'haver dovuto in questo anno convertir per l'inegualità delle forze la gloria delle passate azioni nella necessità della difesa. (Dispaccio d'Erizzo 1. Oct. 1694.)

Viertes Capitel.

Spätere Kriegsjahre. Friede von Ryßwik.

Auch andere Motive für eine Veränderung der bisherigen Politik waren eingetreten.

Inmitten des Kampfes, noch ehe er sich so gefährlich anließ, war der vornehmste Urheber desselben, der Repräsentant der Tendenzen der Eroberung und Gewalt, Louvois, gestorben (15. Juli 1691). Sein Tod hat vom ersten Augenblick an viel zu reden gegeben. Der venetianische Gesandte erzählt, König Ludwig, unzufrieden mit der Aufhebung der Belagerung von Coni und überhaupt verstimmt darüber, daß es zum Kriege mit Piemont gekommen war, habe dem Minister die Schuld davon beigemessen; denn der Ausbruch der Irrungen rühre hauptsächlich daher, daß Louvois, der das sehr einträgliche Amt eines Oberpostmeisters bekleidete, eine von dem Herzog unabhängige Post in Turin einzurichten versucht habe. Louvois, so lautet diese Nachricht weiter, hierdurch gekränkt, habe um seine Entlassung gebeten, der König, in zornigem Unmuth, dieselbe verweigert, und Frau von Maintenon dem Minister gesagt, es bleibe ihm nur die Wahl zwischen fortdauerndem Dienst und der Bastille.[1] Damit trifft die Traditon der meisten Memoiren zusammen, in denen man wissen will, Louvois habe

[1] Piero Venier, Relatione di Francia, 1696. Er schreibt das Ereigniß dem estremo cordoglio, das er empfunden habe, zu, prevenendo il tributo della natura l'infermità della sorte, che li soprastava.

gefürchtet, in die Bastille gesetzt zu werden; man habe ihn, im Vorgefühl seiner Ungnade, in tiefen Gedanken, mit sich selbst redend, herumgehen sehen. Louvois war vor Kurzem aus dem Bade zurückgekommen, und Jedermann beglückwünschte ihn über sein gutes Aussehen. An jenem 16. Juli, als er eben mit dem Könige gearbeitet hatte, begegnete er der Herzogin von Orleans und war kaum abzuhalten, dieser das Geleit nach ihrer Wohnung zu geben: als er in der seinen ankam, eine Viertelstunde darauf, ward er vom Tode überrascht. Die Herzogin und viele Andere glaubten, er sei vergiftet worden; Frau von Maintenon, die mit ihm allerdings nicht gut stand, durch einige mißliebige Worte, welche er gegen den König hatte fallen lassen, gereizt, habe daran wenigstens einen indirecten Antheil gehabt; man nannte den Arzt, der ihn, um sich bei ihr in Gunst zu setzen, vergiftet haben werde. So mancherlei Vergiftungen in dieser Epoche auch vorgekommen sein mögen, das Wahrscheinlichere bleibt immer, daß ein apoplektischer Zufall diesem durch heftige Bewegungen des Leibes und der Seele erschütterten Leben plötzlich ein Ende machte.

Mit diesem Todesfall aber trat eine Veränderung in dem Ministerium ein, welche als eine Modification des Systems angesehen werden konnte. Zwei Männer wurden in das Conseil aufgenommen, deren Wahl eine stillschweigende Verdammung der bisher befolgten Grundsätze in sich schloß:[1] jener Pomponne, der in dem Augenblick hatte ausscheiden müssen, als die aggressiven Richtungen in der Verwaltung die Oberhand bekamen, und der Vorsteher des Finanzrathes, Beauvilliers, der durch reine Sitten, Gelassenheit und Leutseligkeit sich die allgemeine Hochachtung erwarb.

Einen Nachfolger von Louvois in dessen Weise wollte Ludwig XIV. nicht. Wohl ging das Kriegsministerium an den

[1] Venier: volendovi dare al mondo una muta accusa, che tutte le violenze procedevano del defunto ministro, et che all' avvenire subintrarebbe la moderazione e pacatezza.

Sohn des Verstorbenen, Barbezieux, nach dem Rechte der Anwartschaft, das er besaß, über; aber mehr die Ausführung, als die Leitung der Geschäfte fiel ihm anheim.

Der wirksamste unter den damaligen Ministern war Pontchartrain, welcher die Controle der Finanzen mit dem Ministerium der Marine vereinigte, wie einst der ältere Colbert. Seine Erscheinung kündigte einen Mann von Geist an; und nicht allein im gesellschaftlichen Leben, sondern auch in den Geschäften bestätigte er diesen Eindruck: die Raschheit seines Blickes und die Unumwundenheit seiner Entscheidungen gefielen der Welt; aber bald fand man, daß er von der Marine nichts Rechtes verstehe und in den Finanzen nicht selten entscheide, ehe er untersucht habe. Ein Colbert war er bei weitem nicht.

Und doch hatte er fast eine noch schwerere Stellung. Denn auch dieser Krieg erforderte in den ersten Jahren 60 Millionen, in den späteren noch eine höhere Summe an außerordentlichen Aufwendungen: die Hülfsquellen aber waren um vieles dürftiger, als früher. Wie viel baares Geld hatten die geflüchteten Protestanten aus dem Lande mitweggeführt; aber noch mehr hatte es zu bedeuten, daß eine Anzahl Manufakturen, welche früher Frankreich allein angehörten, in Holland, England, Deutschland, und wo sonst die Flüchtlinge Aufnahme gefunden hatten, entstanden waren und den Betrieb der französischen schwächten. Auch sonst erlitt der Handel in diesem Kriege großen Abbruch. Die schon zu einer gewissen Blüthe emporgekommene Niederlassung zu Pondichery ward von den Holländern besetzt; um St. Christoph und St. Eustachius kämpften die Franzosen unglücklich mit den Engländern; am empfindlichsten aber war das Handelsverbot, das in Spanien gegen sie erging und das ihren Verkehr mit Südamerika betraf: Tausende von Webestühlen zu Lyon und Tours standen still.[1] Die nordwestlichen Küstenlande

[1] P. Venier: Le prese de corsari, la proibizione in Spagna, la mancanza del danaro hanno illanguidito il corso del commercio.

verloren durch den stockenden Salzhandel, der seine Richtung nach Portugal nahm. Nicht geringen Nachtheil brachte die lange Dauer des Türkenkriegs und das Unwesen der überhandnehmenden Corsaren. Wenn man Ausfuhr und Einfuhr der geprägten Metalle verglich, so belief sich die erstere um vieles höher; der Ankauf fremder Pferde, — denn die einheimischen Gestüte wollten trotz aller Regierungsanstalten nicht gedeihen, — kostete allein des Jahres 8 Millionen. Vorgenommene Münzveränderungen hatten, zumal da sie sich wiederholten, den schlechtesten Erfolg. Und da weder neue Auflagen, noch Aemtercreationen, oder Donative der Geistlichkeit, der Städte, der Provinzialstände hinreichten, den Bedarf des Momentes zu decken, so mußte man zu neuen Anleihen schreiten. Von den zur Grundlage derselben bestimmten Fonds kam jedoch die erwartete Summe bei weitem nicht auf:[1] die Renten des Hotel de Ville fielen um 20 Procent. Man entschloß sich zu mancherlei Beschränkungen im Haushalt und den Gnadenbezeugungen des Königs — auch die Hofleute murrten zuweilen darüber; — aber wie wenig ward damit gewonnen. Die Lieferanten der Armee-Bedürfnisse konnten nicht mehr vollständig bezahlt werden: die Folge davon war, daß die Soldaten schlechteres Brod bekamen.

Wurde es unter diesen Umständen nothwendig, auf den Abschluß des Friedens zu denken, so bot auch dieser fast unübersteigliche Schwierigkeiten dar.

Ludwig XIV. beschied sich selbst, daß an die Durchführung von Absichten, wie sie im Jahre 1688 gefaßt worden waren, nicht mehr zu denken sei. Schon da kam er davon zurück, als er den Dauphin im Jahre 1693 nach Deutschland gehen ließ. Er war damals bereit, einen Theil der Reunionen heraus-

[1] Venier erwähnt: l'annua gravosa corrisponsione di 30 milioni di lire, del capitale del qual è debitore la corona per metà prima di questa guerra, per l'altra che asciende a 300 milioni dopo il principio d'essa.

zugeben, den Herzog von Lothringen herzustellen, seinen Anspruch auf die Pfalz fallen zu lassen, wenn ihm nur die Stadt Straßburg abgetreten werde. Gegen Ende des Jahres 1693 gab ein Bevollmächtigter Ludwigs XIV. auf einer Zusammenkunft mit einem der Vertrauten des Königs Wilhelm, Dykveld, in Bezug auf den allgemeinen Frieden ziemlich eingehende Erklärungen: aber er bestand darauf, daß Straßburg und Luxemburg der französischen Krone verbleiben sollten. Für dieses bot er eine Entschädigung an, die er namhaft machte; für das erste ließ er eine solche hoffen.

Auch auf Seiten der Verbündeten standen die Dinge nicht so vortheilhaft, daß sie ohne Wanken an ihren ursprünglichen Absichten festgehalten hätten. Die Herstellung des Zustandes, wie er im pyrenäischen Frieden bestimmt worden war, gaben sie auf: denn die Spanier, welche darauf hauptsächlich drangen, leisteten viel zu wenig, als daß man so viel Rücksicht auf ihre besonderen Wünsche und Ansichten hätte nehmen mögen. Aber dabei beharrten doch die Bevollmächtigten des Kaisers und der beiden Seemächte, die im Haag beisammen waren, daß man auf die Bestimmungen des westfälischen und des nimwegischen Friedens zurückkommen müsse. Noch hielten sie dafür, daß Luxemburg für die Niederlande, Straßburg für die Sicherheit und Integrität von Deutschland unentbehrlich sei: sie wiesen die Eröffnungen der Franzosen zurück.

Vornehmlich um dieser beiden großen Plätze willen mußte also der Krieg wieder aufgenommen werden: Ludwig XIV. entschloß sich dazu, obgleich die gewohnten Mittel nicht mehr dazu hinreichten; aber der Zweck selbst, für den er fechten zu müssen glaubte, verschaffte ihm neue Hülfsquellen. Wir wissen, wie sehr er davon überzeugt war, daß er dieser Bollwerke zur militärischen Sicherheit seines Reiches bedürfe. Er stellte der Nation vor, in welcher Gefahr sie sein würde, wenn Kaiser und Reich nach beendigtem Türkenkriege sich zu einem Angriff auf Frankreich entschlössen und dann das Land ohne dieselben fänden.

Und der Antheil, den er dadurch wenigstens bei den höheren Klassen erweckte, war so groß, daß er es wagen konnte, eine neue direkte Auflage zu fordern, welche ihnen hauptsächlich zur Last fallen mußte, die Capitation, eine Einkommensteuer in sehr ausgedehntem Maßstabe. Im Januar 1695 ward das Edict darüber in das Parlament gebracht, und die Erwägung der Nothwendigkeit erstickte jeden Widerspruch; nur mußte das Versprechen hinzugefügt werden, die Umlage nicht über den Krieg hinaus zu verlängern: auf diese Bedingung, sagte der erste Präsident, wollen wir das Edict annehmen, unser Blut und unsere Kinder, unser Hab und Gut gehören dem König.[1] Ein royalistisch-patriotischer Enthusiasmus ergriff noch einmal die Gemüther. Ein Jeder beeilte sich, die Summe, auf welche er geschätzt war, unverzüglich zu zahlen; der König nannte Die, welche sich hiebei hervorthaten, des Abends in seiner Gesellschaft, was denn dazu diente, den Wetteifer dafür zu beleben. Bald darauf bewilligte der versammelte Clerus dem König auf das erste Wort, das er darüber an denselben richtete, 10 Millionen Livres. Dessen Beweggrund war, daß der Ruhm des Königs zugleich der Religion angehöre, und daß der König bisher von den ihm geschehenen Bewilligungen einen heiligen Gebrauch gemacht habe. In diesem Sinne drückte man sich auf allen Kanzeln, auf den Kathedern der Sorbonne aus.[2] Die Fremden können ihr Erstaunen nicht bergen, daß hier zu Lande die

[1] Nach dem Dispaccio d'Erizzo, 28. Jan. 1695 ward das Versprechen nur mündlich ausgedrückt. Der erste Präsident fügte dann jenen Worten hinzu: riceviamo sopra di noi il presente gravissimo peso con patto e conditione espressa, che finirà col periodo della guerra, ma così desideriamo che sia distintamente esposto nella dichiarazione hora letta: la quale con tale articolo e non altrimente s'intende da noi verificata. So befahl alsdann der König. In questa maniera terminato il gran affare della capitazione, si risvegliano le solite massime di generosità et di predominio nel ministero.

[2] Erizzo 4. Febr. Gli oracoli della Sarbonna, gli argumenti delle catedre et de pulpiti, non insegnano che obedienza e devotione a popoli.

Monarchie auch die Klöster beherrsche, überhaupt jeder Wille dem König unterworfen sei.

Ludwig XIV. fühlte sich damals bewogen, mit den Prinzen von Geblüt, die, ohne dazu verpflichtet zu sein, bei den außerordentlichen Anstrengungen mit ihrem Beispiele vorangegangen waren, den Plan des künftigen Feldzuges zu besprechen.

Der vornehmste Gedanke war und blieb, Frankreich eben nur auf allen Seiten zu vertheidigen. Dazu wurden die Küsten allenthalben in Stand gesetzt und mit leichten Fahrzeugen versehen. Ein Heer von 100,000 Mann ward unter dem Marschall Villeroy nach den Niederlanden geschickt, wo der stärkste Angriff der Verbündeten zu erwarten war, mit dem Befehl jedoch, es niemals auf eine eigentliche Schlacht ankommen zu lassen.[1] Zweimal traf Villeroy mit der Macht der Verbündeten zusammen, und es hätte bei ihm gestanden, eine Hauptschlacht anzunehmen, — beide Male wich er in dem letzten Moment zurück. Er verhinderte nicht, daß Wilhelm III. und Coehorn, — allerdings vielleicht die beiden größten Talente für den Landkrieg, welche Holland hervorgebracht hat, die jetzt durch eine sonderbare Verflechtung der Dinge dahin gelangt waren, die Kraft von England und Norddeutschland in den Kampf gegen Frankreich zu führen, — Namur wieder eroberten. Man hat das immer für die größte militärische That Wilhelms III. gehalten. Sehr ernstlich waren indessen die französischen Küsten bedroht worden. Lord Russel hatte in dem Golf von Lyon und dem ligurischen Meere, an der catalonischen Küste, lange gekreuzt; als er endlich vor Toulon erschien, unternahm er doch nichts Entscheidendes. Lord Berkeley bombadirte St. Malo und Dünkirchen, ohne diesen Städten einen bedeutenden Schaden zu thun. Um sich zu rächen, ließ Ludwig XIV. Brüssel bombardiren. Er vermochte nicht mehr eine große Flotte in See zu

[1] Di non tentare la fortuna se non con piccoli partiti, wie es Erizzo ausdrückt.

schicken, aber seine Caper brachten dem englisch-holländischen Handel die schwersten Verluste bei. Es war die Zeit der Jean Bart und Gouay-Trouin, die sich auf allen Meeren furchtbar machten.

So stand es, als Carl XI. von Schweden im Anfang des Jahres 1696 vermittelnde Unterhandlungen übernahm; aber nie werden Vermittelungen etwas vermögen, wenn nicht bereits ein entscheidendes Uebergewicht des einen über den andern Theil zu Tage gekommen ist. König Ludwig XIV. sprach von einem Aequivalent, das er für Luxemburg und Straßburg zu geben bereit sei: aber welches Aequivalent ließ sich finden, um Die zu befriedigen, denen der Verlust dieser Plätze angemuthet wurde? — Wollte er zum Frieden gelangen, so mußte er einen andern Weg betreten.

Auch diplomatische Negotiationen sind eine Art von Kriegführung; sie fordern wenigstens eben so viel Einheit des Gedankens und Entschlossenheit. Um den übrigen Feinden begegnen zu können, beschloß Ludwig, sich von Einem freie Hand zu verschaffen: er trat mit dem Herzog von Savoyen in Unterhandlung. So enge sich dieser Fürst auch den Verbündeten anschloß, so hatte er sich doch niemals vollkommen von Frankreich losgesagt; vielmehr in dem Augenblick, daß er seine Waffen in das französische Gebiet trug, hat er doch auch einen seiner höheren Beamten, der sich als Bauer verkleiden mußte, nach Pinerolo geschickt, um eine Vermählung seiner noch überaus jungen Tochter mit dem künftigen Thronerben, Herzog von Burgund, in Antrag zu bringen. Denn an der einen oder der andern Partei lag ihm nichts; es kam ihm nur darauf an, in ihrem Kampfe seine volle Selbständigkeit wieder zu erlangen. Ludwig XIV. ließ sich jetzt bereit finden, ihm hierbei von seiner Seite entgegenzukommen.

Wir erinnern uns, was ehemals Richelieu es sich hatte kosten lassen, um sich der Plätze Casale und Pinerolo zu bemeistern; wie sein Einfluß auf Italien ihm von dem Besitz

derselben abzuhängen schien. Jetzt entschloß sich der König, dem Herzog von Savoyen die beiden Festen zu überlassen. Noch im Jahre 1695 ward Casale demselben überliefert: unter dem Schein einer Belagerung, denn es kam darauf an, daß es nicht den Kaiserlichen in die Hand geriethe; die französische Besatzung blieb so lange darin, bis der Platz geschleift wurde; hierauf, nach langen Unterhandlungen, die vom November 1695 bis in den Mai 1696 dauerten, auch Pinerolo.[1] Fürwahr nicht gering war der Preis, den Ludwig XIV. für die neue Verbindung bewilligte. Für die große Machtstellung Frankreichs in Europa lag darin ein offenbarer Verlust, ein bedeutender Rückschritt.

Glückliche Vorzeichen für die Zukunft von Frankreich kann man die nicht nennen, unter denen die Prinzessin von Savoyen, deren Vermählung mit seinem Enkel Ludwig XIV. annahm, nach Frankreich kam und die Ehe verabredet wurde, aus welcher Ludwig XV. entsprungen ist.

Aber das war nun einmal die Lage der Dinge, daß sich dieser Verlust, da er unter den Formen der Ehre vollzogen werden konnte, als das leichtere Uebel darstellte. Denn sonst würde gerade von dieser Seite, da die Verbündeten, im Verein mit dem Herzog, einen neuen Versuch auf das südliche Frankreich zu machen sich vorgenommen hatten, eine große Gefahr zu bestehen gewesen sein. Nun aber brauchte man hier nichts zu fürchten; der Kaiser und die Spanier, durch die Richtung, welche er in Verbindung mit den Franzosen gegen Mailand nahm, bedroht, sahen sich genöthigt, einen Waffenstillstand für Italien abzuschließen. Ludwig konnte seine dadurch frei gewordenen Streitkräfte nach Flandern und Catalonien werfen.

Zur Seite von Boufflers und Villeroy, welche die Kriegführung in Flandern leiteten, trat im Jahr 1697 Marschall Catinat daselbst mit einem dritten Heere auf, um die Belage-

[1] Mémoires de Tessé I, 68.

rung von Ath zu unternehmen: die französische Armee war in den beiden Provinzen stärker als die der Verbündeten. Nicht als ob es die Absicht Ludwigs XIV. gewesen wäre, das Glück der Waffen noch einmal im Ganzen und Großen herauszufordern: seine starke Aufstellung sollte ihm nur den Frieden verschaffen, über den nun bereits mit einiger Aussicht auf Erfolg unterhandelt wurde.

Unter dem Eindrucke des Abfalls von Savoyen und der dadurch verdoppelten Schwierigkeiten der Kriegführung hatte sich zuerst König Wilhelm, dann nach seinem Beispiele die Republik Holland bewegen lassen, die Mediation von Schweden anzunehmen; endlich hatte auch der Kaiser, wiewohl nicht ohne langes Widerstreben, denn die Präliminarien, welche die Franzosen aufstellten, schienen ihm bei weitem nicht genügend, eingewilligt. Ursprünglich herrschte die Absicht vor, den Friedenscongreß in dem Haag zu halten. Aber der Kaiser fürchtete von dem unmittelbaren Verkehr der französischen Gesandten mit den Mitgliedern der holländischen Regierung einen nachtheiligen Einfluß für seine Sache; man traf die Auskunft, daß die Franzosen in Delft, wo sie bereits angekommen waren, die übrigen Bevollmächtigten im Haag bleiben, und die Verhandlungen auf einem zwischen beiden bei Ryßwik gelegenen Schloß des Königs Wilhelm gepflogen werden sollten.[1]

Es war Nieuwburg, ein von Friedrich Heinrich von Oranien bei Ryßwik mit einer gewissen Pracht angelegtes, von Gerard Honthorst, dem Gherardo delle Notti, mit Werken seiner Hand geschmücktes, von Gärten und Laubgängen umgebenes, mit passenden Räumen versehenes, großes Landhaus.

[1] Nach Wagner Vita Leopoldi II, 403 hätte der Gesandte von Savoyen, der, als zu keiner der beiden Parteien gehörig, weder nach Delft noch nach dem Haag gehen wollte und in Ryßwik blieb, den Anlaß dazu gegeben. Die geeignete Lage veranlaßte die Wahl des Ortes fast zufällig. Die erste geheime Conferenz ist dort im Gasthofe gehalten worden, dann setzte man das Schloß in Stand.

Hier nun ward der europäische Congreß am 9. Mai 1697 eröffnet, in den strengen Formen des Jahrhunderts, das den Gegensatz der politischen Stellungen in der schroffen Haltung der Persönlichkeiten auszuprägen liebte. Ueber den Canal, der die Anlage umschloß, waren drei Brücken gelegt, die durch drei verschiedene Eingänge nach dem inneren Gehöfte führten. An jenem Tage halb vier Uhr Nachmittags sah man nun den Mediator, Baron Lilienroth, über die mittlere Brücke durch das größere steinerne Thor nach dem Haupteingange fahren; er war eben in Trauer wegen des erst kurz vorher erfolgten Ablebens seines Fürsten, Carls XI.; sein sechsspänniger Wagen blieb vor dem Haupteingange halten. Um vier Uhr langten rasch hinter einander die Gesandten der Verbündeten an und nahmen ihre Einfahrt von Haag her über die Brücke zur Linken: es waren die Bevollmächtigten des Kaisers, der Könige von Spanien und von England, der Generalstaaten und mehrerer deutscher Fürsten; sie hatten alle, ausgenommen den lothringischen, sechsspännige Wagen. Gegen fünf Uhr erschienen von Delft her die ebenfalls sechsspännigen Carossen, welche die französischen Gesandten brachten, sie fuhren über die Brücke zur Rechten ein.[1] In dem Schlosse selbst nahm der Mediator die mittleren Räume ein, rechts von ihm hatten die Gesandten der Verbündeten, links die französischen ihre Zimmer. Der Vorrang, der in dieser Bewilligung der rechten Hand für die Verbündeten lag, beruhte darauf, daß die Kaiserlichen unter ihnen waren: nur vor diesen wichen hiebei die Franzosen, die andern Verbündeten wollten sie dabei nicht erwähnt wissen. Die Unterhandlung ward nicht zwischen den beiden Parteien, sondern durch den Mediator geführt, mit dem die eine wie die andere ausschließend verhandelte. Dieser konnte die Bevollmächtigten lange nicht dahin bringen, mit einander persönlich Bekanntschaft zu machen. Als

[1] Avertissement in dem zweiten Bande der Actes et mémoires des négociations de la paix de Ryswik.

dieß endlich geschehen sollte, erhob sich ein Streit, welcher von beiden Theilen zuerst in den großen Saal einzutreten, also dem andern gleichsam entgegenzukommen habe. Die Kaiserlichen verlangten den ersten Schritt von den Franzosen: diese bestanden auf der vollkommenen Gleichheit; sie sagten, wenn sie, durch die eine Seitenthür in den großen Saal kommend, nicht bemerken sollten, daß die Kaiserlichen durch die andere einträten, so würden sie ihren Fuß wieder zurückziehen. Und wie an diesen Förmlichkeiten, so hielt ein Jeder auch an dem Rechtsanspruch fest, den er einmal ergriffen hatte. Spanien forderte noch immer die Wiederherstellung des Länderbestandes nach den Festsetzungen des pyrenäischen Friedens; der Kaiser die Durchführung des Münsterschen Friedens nach Maßgabe des Nürnbergischen Executionsrecesses; der Herzog von Lothringen Befreiungen von den in Nimwegen seinem Vater angemutheten Beschränkungen. Der Gedanke war nicht aufgegeben, Ludwig XIV. zur Erneuerung des Edicts von Nantes zu vermögen. Man konnte nicht absehen, wie so schroffe Gegensätze durch Unterhandlung vermittelt werden sollten; nur zur Aufstellung der gegenseitigen Ansprüche schien der Congreß da zu sein.

Außer alle dem aber, was an die früheren Friedensschlüsse anknüpfte, gab es noch Ein großes Interesse, ohne dessen Erledigung sich an keinen Frieden denken ließ; es war die Anerkennung der englischen Staatsveränderung.

Von Anfang hatte sich Ludwig XIV. als den Verfechter der Rechte Jacobs II. aufgestellt, welches die Rechte aller Könige seien; in dessen Verjagung sah er eine Beleidigung gegen sich selbst. Es war in seinem Sinne, wenn der französische Clerus die Lehre verkündete, Wilhelm III. sei der Feind der Religion und der öffentlichen Freiheit; um seine Usurpation zu behaupten, stecke er die Welt an allen vier Seiten in Brand; zum Heile Aller müsse er niedergekämpft werden. Den Venetianern, die durch ihre Bundesgenossenschaft mit dem Kaiser im türkischen Kriege in ein indirektes Verhältniß zu Wilhelm III. kamen und

im Jahre 1695 sich anschickten, in gesandtschaftlichen Verkehr mit ihm zu treten, ließ der Minister Croissy hierüber sein Erstaunen ausdrücken, da die Republik bisher doch noch immer die Rechte der Fürsten gebührend gewürdigt habe.

Schon lag aber am Tag, daß dieser Standpunkt des absoluten Gegensatzes sich nicht werde behaupten lassen. Alle Versuche, Wilhelm zu stürzen, waren gescheitert. Eben im Frühjahr war der gefährlichste von allen, der auf Meuchelmord und eine Erhebung sämmtlicher Jacobiten berechnet war, noch im Augenblick der Ausführung entdeckt und hintertrieben worden. Er hatte die entgegengesetzte Folge, daß eine freiwillige Association des Parlaments den König der unbedingten Anerkennung seiner Krone und seines Rechtes versicherte und ihn fester stellte, als er bisher gestanden hatte.[1] Und im Bunde der Mächte besaß dieser Fürst ein so überwiegendes Ansehen, daß die Entscheidung über den Frieden hauptsächlich von ihm abhing. Auch darum waren die Franzosen mit ihren Friedenseinleitungen bisher überall gescheitert, weil sie sich erst, wenn die andern Streitfragen ausgemacht seien, über die der englischen Nation zu gebende Genugthuung erklären wollten. Wilhelm hätte es ohne Zweifel nie zu Unterhandlungen kommen lassen, wären die französischen Minister in dieser Stellung verharrt. Aber endlich gaben sie der Nothwendigkeit nach. Sie stellten Ludwig XIV. vor, er habe nun genug für Jacob und das Haus Stuart gethan; er dürfe sich von dieser Sache lossagen, da ihre fernere Vertheidigung den Frieden unmöglich mache, dessen sein Volk nicht mehr entbehren könne. Ein großer Fürst, so lautete ihre Argumentation, könne nicht der Sklave eines einmal gegebenen Wortes werden: er dürfe von demselben zurücktreten, wenn es das Heil seines Volkes erheische. Doch schien dieser Schritt so bedenklicher Natur zu sein, daß man ihn nur mit vieler Vorsicht that. In die Präliminarien, auf deren

[1] Form of association bei Tindal III, 321.

Grund der Ryßwiker Congreß zusammentrat, wagte man noch nicht die Anerkennung Wilhelms aufzunehmen. Wohl ward sie bei der ersten Bekanntmachung derselben, im Februar 1697, ausgesprochen, jedoch auch dann noch in einer Form, welche widerstrebende Zurückhaltung verrieth. Die holländischen Bevollmächtigten erklärten in Gegenwart des schwedischen Ministers Lilienroth, ihre Abrede mit dem französischen Gesandten sei, daß der König von Frankreich, wenn der Friede zu Stande komme, Wilhelm III. als König von England anerkennen solle, ohne alle Bedingung noch Einschränkung.[1] Der französische Bevollmächtigte bestätigte im Namen Seiner allerchristlichsten Majestät, das dieß das Abkommen sei.

Was aber die vorläufige Bedingung für die Eröffnung der Unterhandlungen war, konnte zugleich auch zu ihrer glücklichen Durchführung dienen.

Eben das ist nun einmal der Vortheil Dessen, der mit Vielen zugleich zu streiten hat, daß deren Zwecke doch niemals ganz dieselben, ihre Absichten selten untrennbar vereinigt sind. Wie dann, wenn man die Anerkennung Wilhelms III. in fester und sichernder Form zugleich als das Mittel brauchte, über die Schwierigkeiten der Unterhandlung mit den übrigen Mächten leichter hinwegzukommen?

Die Welt erstaunte damals, als der vertrauteste Minister Wilhelms III., Bentinck, Lord Portland, und der Marschall Boufflers, der das Vertrauen Ludwigs in hohem Grade besaß, in der Mitte der gegen einander lagernden Armeen, unfern der französischen Vorposten mehr als einmal zusammenkamen — es war in einem Baumgarten in der Nähe von Hall — einmal sogar in ein Haus zu Hall eintraten, wo Abschrift von einem mitgebrachten Document genommen wurde. Tausendfältige Ver-

[1] Articles préliminaires dictés au médiateur par M. de Caillères, avec la déclaration touchant la manière dont M. de C. étoit tombé d'accord de reconnôitre le roi d'Angleterre lors de la signature de la paix, 10 février 1697. Négociations de Ryswik, I, 302.

muthungen haben sich damals und später daran geknüpft;[1] die Sache verhält sich folgendergestalt.

Wilhelm III. hatte sich anheischig gemacht, entweder den Kaiser und die Krone Spanien zum Frieden zu bewegen, oder, wenn dieß unmöglich sei, im Verein mit den Generalstaaten einen besondern Vertrag mit Frankreich zu treffen, wofern ihm diese Macht die persönliche Satisfaction gewähre, die er fordern dürfe. Darüber, wie dieß geschehen könne, unterredeten sich damals Boufflers und Portland. Schon die ersten minder bedeutenden Punkte, welche zwischen ihnen zur Sprache kamen, sind doch sehr bezeichnend. Die Franzosen hatten für die Anhänger König Jacobs II. Amnestie und Herstellung in ihre Besitzthümer gefordert; sie ließen dieß fallen, da sie überzeugt wurden, daß die Sache nicht von Wilhelm III., sondern von dem Parlament abhänge. Dagegen lag es in dessen Wunsch und Sinn, sein von Ludwig XIV. in Besitz genommenes Fürstenthum Orange in voller Souveränetät wieder zurückzuerhalten; Ludwig XIV. machte ihm die Bedingung, daß er keine geborenen Franzosen daselbst aufnehmen dürfe, weil das meistens Protestanten seien und diese dann ihre Glaubensgenossen in Frankreich selbst in steter Aufregung erhalten würden: in diesem Punkte gab Portland nach. Die beiden Fürsten bequemten sich, wie man sieht, Rücksicht auf ihre gegenseitige Stellung zu nehmen. Nun aber kam man erst auf die schwierigste Frage. Wilhelm III.,

[1] Die Notizen, welche sich in den Memoiren von Torcy hierüber finden, hatten noch nicht durchdringen können. Noch immer fand die Erzählung, die von Jacob II. selbst stammen soll, daß hier von einer künftigen Thronbesteigung des Prinzen von Wales die Rede gewesen sei, Glauben (Macpherson History of Great Britain II, 133). Selbst Schöll nahm sie 1832 noch an (Cours d'histoire XXX, 313). Doch verschwindet dieß alles vor den authentischen und ausführlichen Mittheilungen, welche die Sammlung von Grimblot darbietet: Letters of William III and Louis XIV. London 1848. Wären nur die Briefe in der Originalsprache und unverstümmelt mitgetheilt. [Aus den Originalen habe ich für meine englische Geschichte noch einige neue Kunde gezogen.]

aufgeregt durch die letzten Attentate, die in Frankreich, wenn auch ohne Zuthun der Regierung oder des Königs, wider ihn geschmiedet worden waren, verlangte Sicherheit gegen eine Wiederholung derselben. Er forderte das ausdrückliche Versprechen Ludwigs, Jacob II. niemals zu unterstützen; aber das genügte ihm noch nicht: er verlangte die Entfernung dieses Fürsten aus Frankreich, denn so lange er dort verweile, werde er immer für England zu fürchten sein; auch gegen den Willen der französischen Regierung dürfte er Unterstützung finden. Aber Ludwig wollte nicht einen ähnlichen Fehler begehen, wie Mazarin, als er dem Protector einst die gleiche Forderung in Bezug auf Carl II. gewährt hatte: er lehnte den Antrag in unzweifelhaften Worten ab. Er sagte: ein Fürst dürfe auch nicht die leichteste Verletzung seiner Ehre dulden; eine solche aber würde darin liegen, wenn er einen König aus seinem Reich verweise, dessen einziger Trost in seinem Unglück darin bestehe, daß er ihm gute Aufnahme bewilligt habe; wenn man fürchte, daß Jacob wider seinen Willen in Frankreich Unterstützung finde, so könne er dafür gutsagen, bei dem allgemeinen Gehorsam, der ihm geleistet werde. Auch dem König Jacob namentlich seine Unterstützung für alle Zukunft zu entziehen, fand er mit seiner Ehre unvereinbar. Wilhelm III. schlug einen Artikel vor, nach welchem, ohne daß man König Jacob nenne, jede demselben direct oder indirect gegen ihn zu gewährende Begünstigung ausgeschlossen würde: eine gleiche Verpflichtung werde er in Bezug auf die Gegner des Königs von Frankreich unterzeichnen. Ludwig XIV. war zu stolz, diese Reciprocität anzunehmen: denn er habe in seinem Reiche keine Widersacher zu fürchten; es gehörte zu seinem monarchischen Selbstgefühl, daß er die Neubekehrten nicht mehr als gefährliche Gegner betrachtete. Abgesehen hievon, erklärte er sich bereit, die Versicherung, daß er die Feinde Wilhelms III. weder direct noch indirect unterstützen werde, die schon seine Bevollmächtigten im Haag gegeben, dadurch zu vervollständigen, daß er sie auch auf geheime Umtriebe, Parteiung

und Rebellion gegen denselben ausdehne. In einer Fassung des Artikels, welche die Engländer vorlegten, trat ihm die Beziehung auf König Jacob zu deutlich hervor, als daß er sie angenommen hätte; nur so viel ließ er endlich aussprechen, daß er Niemanden unterstützen werde, welcher Bewegungen, wie die bezeichneten, in England anschüre, ohne alle Ausnahme. Mit diesem Versprechen war Lord Portland zufrieden; es ist der Artikel, den er in jenem Hause zu Hall niederschrieb und der nun auch König Wilhelm wirklich Genüge that.[1] Er enthielt bei weitem nicht Alles, was man in England wünschte. Ausdrücklich bezog sich ja die Versicherung nur auf König Wilhelm selbst; die protestantische Succession ward dadurch nicht mit Bestimmtheit gewährleistet, obwohl man das aus dem Ganzen des Tractats schließen zu dürfen meinte. Ebenso wenig ward die Anmuthung, König Jacob aus Frankreich zu entfernen, bewilligt; Portland blieb dabei, der Friede werde erst dann vollkommen sicher sein, wenn dieß geschehe; er sprach die Erwartung aus, daß Ludwig XIV. später dem verjagten König den Rath geben werde, sein Reich zu verlassen;[2] und sofern wenigstens ist Boufflers darauf eingegangen, daß er einmal Avignon als den Platz bezeichnete, nach welchem sich derselbe werde zurückziehen können; doch ward darüber nichts niedergeschrieben, noch festgesetzt. Portland ließ die Sache fallen, um sich nicht durch schärferes Andringen einer entschieden abschlägigen Antwort auszusetzen.[3] Auch ohnedieß waren die erlangten Zugeständnisse so groß, daß sie seinen König fürs erste befriedigten.

Man kann diese Abkunft Ludwigs XIV. mit der in Italien

[1] Es war am 26. Juli 1697. Boufflers an Ludwig XIV. bei Grimblot I, 62, 65.

[2] In einer Depesche an Harcourt, 19. Februar 1698, sagt Ludwig: cette proposition si peu conformé à mes intentions ne fut pas relevée par le M^s de Boufflers.

[3] That it was necessary to consiliate France, I ought not to expose myself to a decided refusal. Portland an Shrewsbury 12. Aug. bei Grimblot I, 93.

getroffenen vergleichen. Wie dort von der alten Politik der Monarchie, so trat er hier von den Grundsätzen, die er unaufhörlich vor sich her getragen, zurück. Sein System hätte erfordert, daß er Pinerolo und Casale behauptet und König Wilhelm niemals anerkannt hätte. Aber die Bedrängniß, in der er sich befand, obwohl er bei jedem Schritt die stolzeste Haltung zeigte, war so groß, daß er in diesen Punkten nachgab.

Dadurch aber erreichte er, daß auch der Kaiser und die spanische Krone sich zur Pacification verstehen mußten.

An und für sich hätten die beiden Höfe, damals vereinigt, den Krieg fortzusetzen, die Bundesverpflichtungen zur Durchführung der über die Succession gefaßten Beschlüsse zu benutzen gewünscht. Zwölf bis sechzehntausend Mann kaiserlicher Truppen sollten nach Spanien gehen, um die Vertheidigung von Catalonien zu übernehmen, der zweite Erzherzog hinübergebracht und unter den Auspicien glücklicher Waffenthaten zum Nachfolger erklärt werden. Aber die Abneigung der Bundesgenossen, hiezu mitzuwirken, — und für verpflichtet hielten sie sich nicht, da die Erledigung des Thrones noch nicht eingetreten war, — die Zögerungen des kaiserlichen, die Schwankungen des von Factionen zerrütteten spanischen Hofes hinderten die Ausführung dieser Absichten. Und zugleich führten die Franzosen, um dieselbe zu hintertreiben, ihre glücklichsten Unternehmungen gegen die Spanier aus. Im Mai 1697 gelang es ihnen, angeleitet von einem Einwohner von Rochelle, der unter den Holländern gedient, seitdem aber die Religion gewechselt hatte, das damals wichtigste Emporium des amerikanisch-europäischen Handels auf der andern Hemisphäre, Carthagena, mit den Flibustiern vereinigt, durch plötzlichen Anfall zu überwältigen und ungeheure Beute wegzuführen. Noch größeren Eindruck machte ein Verlust, der diesseit des Weltmeeres erlitten wurde: der Herzog von Vendome brachte im August Barcelona in seine Hand; ein Erfolg, der ihm zum großen Lobe gereichte, da die Spanier sich tapfer vertheidigten; aber die Hülfe des Kaisers war nicht

erschienen, Holländer und Engländer thaten nichts für sie:[1] allein waren sie dem Feinde zu schwach. Dieser Verlust machte allen ihren auf den Krieg gerichteten Hoffnungen, ihren letzten Sympathien für den Kaiser ein Ende. Um jeden Preis waren sie den Frieden zu unterzeichnen bereit: sie hätten Luxemburg ohne Zögern fahren lassen.[2] Wie auffallend, daß dieß ihnen zurückgegeben wurde, sowie Alles, was sie in dem Kriege verloren hatten. Aber Ludwig XIV., in vorschauender Berechnung der Veränderungen, die sogleich eintreten sollten, fand dieß jetzt für sich selbst rathsam. Er wünschte die Spanier vor allen Dingen von dem Kaiser zu trennen und für sich zu gewinnen. Ueberdieß aber mußten die Holländer befriedigt werden, und diese wollten die Festung, welche das ganze Gebiet des Niederrheins und Nimwegen militärisch beherrscht, nicht in den Händen der Franzosen sehen. Auch in Bezug auf den Handel erlangten sie die Berechtigungen wieder, die man ihnen hatte entziehen wollen.

Noch war die große Angelegenheit übrig, wegen deren der Krieg eigentlich zunächst ausgebrochen war, die Auseinandersetzung zwischen Frankreich und Deutschland. Es leuchtete ein, daß Ludwig XIV. nicht mehr an die Wiederherstellung Fürstenbergs denken konnte; Joseph Clemens hatte vorlängst Besitz genommen und alsdann, wie so viele seiner Vorgänger, bei eintretender Vacanz Lüttich mit Cöln vereinigt. Er nahm Theil an den Friedensunterhandlungen. Der König mußte zufrieden sein, wenn er für Fürstenberg einige Vergünstigungen erwarb.

1 Ralph: History of William III. II, 753. The English and Dutch could have saved Barcellona if they pleased, but they rather declined.

2 Piero Venier, Relatione di Spagna: La perdita di Barcelona diede il maggior impulso a Spagnuoli di preferire il partito della pace, — e con tanto precipitio, che anhelandone essi la conclusione l'avevano commessa a suoi plenipotenzarii anco senza conseguir il Luxemburgo, — un prospero destino prevenne la disperatione di quel consiglio.

Die Frage, um die es sich handelte, betraf die Bestimmung der Grenzen zwischen den beiden Reichen. Die Deutschen, die sich in Folge einer neuen Kreisassociation besonders wohl gerüstet und ein Heer von 60,000 Mann zusammengebracht hatten, hegten die Hoffnung, den Zustand der Grenzen wieder zu gewinnen, wie er im westfälischen Frieden festgesetzt worden war. Schon von Anfang an aber setzten sich die Seemächte dieser Forderung entgegen; der Rathspensionär verwarf den Gedanken, die zehn Städte des Elsaß in das alte Verhältniß zum Reich zurück zu bringen, mit bittrem Hohn als den Traum eines kranken Gehirns. England und Holland begnügten sich damit, daß Ludwig XIV. die Herausgabe der übrigen Reunionen zusagte und in Bezug auf Straßburg die Alternative stellte, nach der Wahl der Deutschen entweder diese Stadt selbst oder Freiburg und Breisach herauszugeben. In seiner früheren Weise hatte er noch einmal einen Termin zur Annahme seiner Friedensbedingungen gesetzt; nach dessen Ablauf, vom Ende August an, er nicht länger daran gebunden sein wolle. Zwischen den beiden Vorschlägen war eigentlich kein Verhältniß, da Straßburg an das deutsche Reich, Freiburg und Breisach an das Haus Oesterreich zurückfallen sollten; ohne Zweifel hätten sich die deutschen Bevollmächtigten, da es einmal nicht anders war, zu der Wahl von Straßburg entschließen sollen; aber die Taktik der Negotiationen haben die Deutschen als Gesammtheit von jeher am wenigsten verstanden; indem sie zögerten, arbeiteten sie selbst den französischen Gesandten in die Hände, deren Verhalten wenigstens auf die Engländer den Eindruck machte, als liege ihnen daran, das Einhalten des Termins geflissentlich zu hindern.[1] Endlich sprachen sich die kaiserlichen Gesandten für

[1] Wilhelm III. beklagt sich durch Portland und Boufflers, bei Ludwig XIV.: that the plenipotentiaries of Your Maj. sougth only to delay in order that the term prescribed might expire, before any thing was concluded and that they might have a pretext of for delivering on the I. of September the new declaration; that even before the 31.

die Annahme von Straßburg aus, ohne aber die anderen Bedingungen anzunehmen: eine Einschränkung, die doch den Abschluß nicht hindern zu können schien, da sich England, Holland und Spanien bereit erklärten, unter Vorbehalt ihrer Accession, zugleich für den Kaiser und das Reich denselben zu unterzeichnen. Aber die französischen Gesandten wiesen dieß Anerbieten von der Hand; am 1. September traten sie mit einer neuen Erklärung hervor, durch welche der König die gestellte Alternative zurücknahm und den Entschluß aussprach, Straßburg zu behaupten. Das Verfahren der Franzosen wurde hauptsächlich dadurch veranlaßt, daß das Glück ihrer Waffen jenseits der Pyrenäen und das Uebergewicht in den Niederlanden ihre Zuversicht zu ihrer Sache erhöhte. Wilhelm III. empfing einen so widerwärtigen Eindruck, daß er in Berathung zog, ob er nicht den Krieg wieder erneuern solle. Aber bei den neuen Vortheilen der Franzosen, dem allgemeinen Friedenswunsche, der in England und in Holland herrschte, der Erschöpfung auch der diesseitigen Kräfte erschien das unmöglich.[1] Die Stadt Amsterdam, Holland überhaupt wären niemals zu bewegen gewesen, den Krieg zu erneuern. Und konnte man nicht der Unschlüssigkeit der Deutschen mit einem gewissen Schein von Recht den Nachtheil Schuld geben, in welchen sie abermals geriethen? In Deutschland überlegte man die Möglichkeiten einer Fortsetzung des Krieges, beschied sich aber auch dießmal, daß sie nicht rathsam sei. — An dem von den Franzosen für die Annahme der abgeänderten Friedensvorschläge aufs neue festgesetzten Termin, unterm 20. September 1697, unterzeichneten die übrigen Mächte

the ministers of the emperor and of the empire had declared, that they accepted Strasburg and left the equivalent to your Majesty. Boufflers an Ludwig XIV., 12. September, in Grimblot Letters I, 111.

[1] Aus einem Schreiben von Lord Villiers 3. Sept. ergiebt sich, daß die Engländer bei ihrem Widerspruch keine Gefahr sahen. There is no danger in this seeming resistance, no greater hazard, than the loss of time.

den Frieden; dießmal ward für Kaiser und Reich die Accession vorbehalten: sie erfolgte am 1. November.

So ging der Elsaß mit Straßburg für Deutschland verloren. In den abschließenden Documenten hütete man sich von deutscher Seite, irgend etwas einfließen zu lassen, was eine Anerkennung des französischen Rechts auf den Elsaß in sich geschlossen hätte; man bediente sich der Formel, daß die Franzosen Alles herausgeben sollten, was sie außerhalb des Elsaß eingenommen: die deutsche Auslegung des Münsterschen Friedens war dabei gewissermaßen vorbehalten;[1] in der Sache selbst trug das jedoch nur wenig aus: König Ludwig verlangte keine Anerkennung des Rechtes, das er für unzweifelhaft hielt; die Stadt Straßburg ward ihm sehr ausdrücklich abgetreten.

Und selbst in die Stipulation über die Landschaften, die er zurückgab, warf er noch einmal so zu sagen das Schwert des Brennus. Er forderte, daß der von ihm auf den Grund der Souveränetät zu Gunsten des Katholicismus eingeführte Religionszustand der bleibende sein solle. Den Protestanten, welche die früheren Zustände für die einzig rechtmäßigen hielten und sich mit der ganzen Lebhaftigkeit des gläubigen Gemeingefühls dagegen setzten, antwortete er, wenn ihnen so viel an ihrer Religion liege, so wolle auch er seinerseits beweisen, daß ihm die seine über alles gehe. Man hat damals allgemein angenommen, er sei dazu mit den Kaiserlichen einverstanden gewesen;[2] selbst König Wilhelm erklärte sich davon überzeugt: allein den Frieden wollte er auch deßhalb nicht brechen, und wie hätten die deutschen Protestanten den Krieg allein führen sollen? Was in Nimwegen dem Kurfürsten von Brandenburg,

[1] Wagner: cavere imperiales causam imperii servarent integram.

[2] Nach dem Berichte Seilers bei Wagner II, 437 sagten sie nur, daß der Vorschlag nicht von ihnen herrühre. In einem Schreiben an Lexington aus dem Haag vom 22. Nov. heißt es von der Religionssache: The imperialists show clearly their coniunction with French in these matters. Lexington papers. 323.

begegnete bei dem Frieden von Ryßwik der Gesammtheit der Protestanten.

Auf die französischen Protestanten, deren Verjagung zu dem Abschluß der Allianz so vieles beigetragen, deren Zurückführung von König Wilhelm in seinen Manifesten in Aussicht gestellt und dann versucht worden war, wurde bei dem Frieden keinerlei Rücksicht genommen. Ludwigs XIV. Antipathie gegen sie wurde von Tag zu Tag stärker. Zu seinem persönlichen Ruhm und Glanz hielt er es für nothwendig, zu ihren Gunsten keinen Schritt breit nachzugeben.

Fünftes Capitel.

Modification der äußeren Machtstellung und der inneren Politik.

Der Krieg von 1688 ist nicht durch große Glückswechsel und entscheidende Katastrophen, durch heroische Anstrengungen im Angriff oder im Widerstand ausgezeichnet; er hat wenig Ereignisse, welche die Imagination erfüllen, sich dem Gedächtniß einprägen; dennoch ist er durch die Macht der Gegensätze, die auf einander stießen, und den Austrag, der zwischen ihnen getroffen ward, von hoher Bedeutung.

Welchen Anschein die Dinge auch in dem letzten Augenblick hatten, gewiß ist doch: den erobernden Tendenzen der Monarchie Ludwigs XIV. war Einhalt geschehen. Es war ihm nicht gelungen, durch die Verwandlung des Stillstandes von 1684 in einen Frieden sich jenes große, reunirte Gebiet auf immer anzueignen, noch auch das Haus Oesterreich von dem Kaiserthume zu verdrängen oder die mit ihm durch religiöse und politische Sympathien verbundenen Stuarts in England aufrecht zu erhalten, oder die Generalstaaten zu demüthigen; die alte Ueberlegenheit seiner Kriegsmacht war im Zusammentreffen mit so vielen Gegnern erschüttert worden: er hatte sich nach allen Seiten hin zu Nachgiebigkeiten verstehen müssen, die einen Rückgang der Macht in sich schlossen.[1]

[1] Carlo Ruzzini sagt über den congresso d'Olanda, wie er die Unterhandlungen von Ryßwik nennt, nicht übel: il bene della Francia consiste nel minor male, il male degli alleati nel minor bene.

Wohl war es nun auch dem großen europäischen Bunde nicht gelungen, Frankreich wieder in seine früheren Schranken zurückzuweisen: weder der pyrenäische Frieden, noch der Münstersche im Sinne der deutschen Auslegung war wieder hergestellt worden; wie weit blieb der Kaiser davon entfernt, seinen Anspruch an die spanische Krone anerkannt zu sehen: allein der erreichte Vortheil war dennoch unermeßlich. Vor allem: eine dem König von Frankreich principiell entgegengesetzte Regierung war in England eingerichtet und durch den Krieg selbst befestigt worden. Der Protestantismus mochte, wie wir so eben berührten, im Einzelnen verloren haben; im Ganzen aber hatte er unendlich gewonnen; ihm gehörte in diesem Augenblick das Uebergewicht auf allen Meeren und der größte Antheil an der Verwaltung der allgemeinen europäischen Angelegenheiten. Und leuchtet nicht ein, daß durch die Abtretung jener Festungen der Herzog von Savoyen seine Unabhängigkeit von dieser Krone trotz der Bundesgenossenschaft, in welche er mit dem König von Frankreich abermals trat, verstärkte und befestigte? So empfing der Herzog von Lothringen, der sich mit einer Tochter des Herzogs von Orleans, Nichte Ludwigs XIV., vermählte, eine mit der Ehre eines regierenden Fürsten mehr vereinbare Stellung.

Wie empfindlich den Deutschen der Verlust von Straßburg und den Zehnstädten fiel, so war es doch ein Gewinn, daß die Franzosen Freiburg, Breisach, Kehl, Philippsburg verließen und die anderen auf dem rechten Rheinufer begonnenen Befestigungen zerstörten. Die zweibrückischen, veldenzischen, badendurlachischen Gebiete, die Deutschordenscommende wurden zurückgegeben. Für die Herstellung der Rheinpfalz war wenigstens eine Grundlage gewonnen, auf welche hin es nach erneuertem Hader doch zuletzt zu einer Erledigung der Ansprüche des Herzogs von Orleans durch eine Geldzahlung gekommen ist. Und was man fast am höchsten anschlagen muß, war die erneuerte Wehrhaftigkeit des Reiches im Allgemeinen, ohne Rücksicht auf

die Verschiedenheit der Religion; es hatte wieder einen gemeinschaftlichen Krieg bestanden. Nicht so sehr aus Erwägung und individuellem Nachdenken entsprang die Toleranz, die sich in der Welt praktisch Bahn machte, als aus historischer Nothwendigkeit. Denn da sich Katholiken und Protestanten gegen die Macht vereinigten, welche die allgemeine Unabhängigkeit bedrohte, so mußten von beiden Seiten die schroffsten Antipathien schwinden; wie wir ja sahen, daß der Kaiser und der König von Spanien die englische Verfassung selbst nicht zu Gunsten des Katholicismus wollten ändern lassen, und Wilhelm dagegen alles vermied, was als eine Verfolgung der Katholiken erscheinen konnte. Aber nirgends war dieß wohlthätiger, als in Deutschland, wo die Verschiedenheit der Bekenntnisse die Nation in zwei feindliche Hälften theilte. Wenigstens ein Beginn der Versöhnung war dadurch angebahnt.

Für Kaiser Leopold gereichten die beiden Kriege, zu deren gleichzeitiger Fortsetzung er die Mittel fand, zu unschätzbarem Gewinne. Der französische verschaffte ihm Gelegenheit, die Wahl des älteren Erzherzogs zum römischen König durchzusetzen, einen wiederbeginnenden wachsenden Einfluß auf alle italienischen und deutschen Angelegenheiten. In dem türkischen hielt er das Panier aufrecht, dem die östlichen Mächte folgten; nachdem ihn die Türken unter dem Einfluß der französischen Einwirkungen und der Bildung eines tapfern Wesirs mit Glück wieder aufgenommen hatten, so daß auch Belgrad wieder in ihre Hände fiel, erfochten doch die kaiserlichen und deutschen Waffen große Siege, die größten und entscheidendsten eben, als dort in Ryßwik der Friede unterzeichnet werden mußte. Die Bedingungen, welchen sich alsdann die Türken zu Carlowitz unterwerfen mußten, hatten den durch den siegreichen Krieg festgesetzten Besitzstand zur Grundlage.

Dergestalt war Ludwig XIV. auf der einen Seite von den beiden Seemächten, die durch ein dem seinen entgegengesetztes Princip des Staates und der Religion vereinigt wurden, auf

der andern durch die continentale Macht des Hauses Oesterreich, dem aus dem unterworfenen Ungarn neue Kräfte zuwuchsen, und die Verbindung desselben mit den selbständigen Gewalten des deutschen Reiches und der östlichen europäischen Mächte gewaltig eingeschränkt.

Noch einmal schien sich ein Mittel darzubieten, um diese Kette von politischen Gegensätzen an einer entscheidenden Stelle zu durchbrechen: nach dem Tode Sobieski's fiel die Wahl des größten Theils der polnischen Nation zum König auf einen Prinzen aus dem Hause Bourbon.

Es waren eben die einander entgegengesetzten, im östlichen Europa mit einander kämpfenden politischen Tendenzen, welche sich damals in den Candidaten zu dieser Krone repräsentirten. Da sich nämlich die erste Combination zu Gunsten eines Sohnes des Verstorbenen nicht ausführbar erwies, so wandte der Kaiser seinen durch den Krieg auch dort angewachsenen Einfluß zu Gunsten des Kurfürsten August von Sachsen an, der eben noch die kaiserlichen und deutschen Heere in Ungarn befehligt hatte und es bei allen Verbündeten als sein größtes Verdienst geltend machte, wie standhaft er mannigfaltigen Versuchen, ihn von denselben abzuziehen, Widerstand geleistet habe. Wäre dagegen ein französischer Prinz durchgedrungen, der dann wenigstens im Anfang unter der Leitung Ludwigs XIV. gestanden hätte, so würde alles geschehen sein, um das Bündniß der nordöstlichen Mächte aufzulösen und dem türkischen Reiche auf dieser Seite freie Hand zu verschaffen. Fast schien es, als sollte es dahin kommen: Prinz Ludwig Franz von Conty, der einen hohen Ruf von Tapferkeit und persönlichem Verdienst genoß, ward im März 1697 vielleicht von drei Viertheilen der Wahlberechtigten zum König von Polen ausgerufen. Die Uebrigen aber gaben ihre Stimme dem Kurfürsten von Sachsen, nachdem sie sich versichert hatten, daß er zum Katholicismus übergetreten sei: unverzüglich eilte dieser Fürst herbei und ward auf der Stelle gekrönt. Es kam ihm unendlich zu Statten, daß bald

nachher der Sieg von Zentha erfochten ward, der alle Hoffnungen der Freunde der Osmanen zu Schanden machte: der große Zug der Dinge, seine glänzende Persönlichkeit, die reichen Geldmittel, die er verwandte, bewirkten, daß seine Partei täglich zunahm. Dagegen bedachte sich der Prinz von Conty lange, ehe er auf die ihm gemachten Anträge einging; denn auch in Frankreich meinte er, da ihm der Dauphin ein besonderes Vertrauen schenkte, dereinst zu einer großen Rolle bestimmt zu sein; nur mit widerstrebendem Sinn that er es endlich: er erschien, von Jean Bart geführt, Ende September an der Danziger Rhede. Wohl wäre er nun bereit gewesen, wie er sagt, sich zur Vertheidigung der Polen gegen den Kurfürsten an ihre Spitze zu stellen: aber gar wenig entsprach deren Eifer seinen Erwartungen.[1] Die Protestanten wollten nichts von ihm hören, denn auch hier hatten die Religionsverfolgungen den Namen der Bourbons verhaßt gemacht; die Katholischen seiner Partei waren fast wieder andern Sinnes geworden; in seiner persönlichen Erscheinung und seinem Auftreten lag nichts, was die Gemüther hätte an sich ziehen können. Da die Heere ausblieben, auf die er gerechnet hatte, so hielt er nach kurzem Aufenthalt für das Beste, — denn große Aufwendungen wollte und konnte er nicht machen — sich nach Frankreich zurückzubegeben und die Polen, die seiner nicht würdig seien, ihrem Schicksale zu überlassen.

Nach und nach befestigte sich August II. in Polen, auch ohne daß, was er bald nach seiner Krönung gewünscht hatte, seine Wahl in Ryßwik bestätigt worden wäre. Er trat mit dem Czaren Peter in eine Bundesbrüderschaft, aus welcher sich alle späteren Schicksale Polens als aus ihrer Quelle herleiten. Da-

[1] Polignac, au roi Louis XIV, 5 oct. Le Roi de Pologne (c. a. d. le prince de Conty), est encore à la rade: assez chagrin que ceux qui sont venus le saluer, après les premières assurances de leur fidélité, lui demandent de l'argent; bei E. Sue, Histoire de la marine, V, 217. Vgl. Histoire du Cl. Polignac, I. 385.

mals bemerkte man nur, daß sich die nordöstlichen Verhältnisse in einem den Einwirkungen Frankreichs entgegengesetzten Sinne befestigten.

Legten aber dergestalt die Kräfte der Gegner und ihre Kriegserfolge der Macht der französischen Krone eine gewisse Beschränkung auf, so darf man doch nicht voraussetzen, daß sich der König derselben unterworfen hätte. Alle seine Zugeständnisse waren vorläufig, die definitiven wenig bedeutend, die bedeutenden nicht definitiv; bei jedem Schritte schwebte immer das älteste Ziel der Politik, die Erwerbung der spanischen Monarchie vor Augen: darauf vor allem waren die Verhandlungen des Friedens berechnet; die bei denselben hervorgetretenen Entzweiungen der Feinde ließen der Hoffnung Raum, noch jeden Widerstand niederzukämpfen.

Merkwürdig wie in diesem Augenblick, als die Idee der Eroberungen und des Ruhmes, der Selbständigkeit des Reiches und des Fortschritts der katholischen Religion den constituirten Staat zu den Füßen Ludwigs zusammenhielt, sich doch auch wieder abweichende Ansichten regten, die nach einem ganz andern geistigen Horizont hinüberreichten.

Es waren nicht unterdrückte Unterthanen oder reagirende Gegner, an denen wir sie bemerken, sondern Männer, aus der unmittelbaren Nähe des Königs, welche seiner Person nahe standen und an seiner Regierung Theil nahmen, aber das bisher verfolgte System für unausführbar und verderblich hielten. Der vornehmste von ihnen ist der Duc de Beauvilliers, der nach dem Tode von Louvois in die Verwaltung eingetreten war, der einzige Mann von vornehmer Herkunft, den Ludwig XIV. jemals geradezu in sein Conseil aufgenommen hat. Ein durch und durch religiöser Mensch, der aber mit seiner Ueberzeugung Niemand beschwerlich fiel: nur in größter Strenge gegen sich selbst und gehaltenem, leutseligem Wesen gegen Andere gab er sie kund. In engster Verbindung mit ihm stand sein Schwager, Duc de Chevreuse, an sich eine ganz andere Natur, bei weitem

nicht von derselben Präcision, Ordnungsliebe und natürlichen Richtigkeit des Verstandes, aber wie durch die Familie (sie waren beide Schwiegersöhne Colberts) so durch sittliche und religiöse Haltung mit ihm vereinigt. Sie sahen einander alle Tage im tiefsten Vertrauen: wer mit dem Einen sprach, hatte gleichsam auch mit dem Andern gesprochen. Ihre Gedanken waren auf die Erhaltung des Friedens und die Entwickelung der Monarchie in einem friedlichen Sinne gerichtet. Sie mißbilligten die Gewaltsamkeiten, welche die Regierung Ludwigs im Innern drückend, in Europa verhaßt gemacht hatten. Die schroffe Stellung gegen den römischen Stuhl, welche der Staat angenommen, schien ihnen unhaltbar und ungerechtfertigt. Aber nicht auf Erwägungen praktischer Nützlichkeit allein beruhte ihre Meinung, sondern auf angeborner Sinnesweise, tiefer Ueberzeugung. Als Beauvilliers die Leitung der Erziehung der Söhne des Dauphin übernahm, konnte man nicht zweifeln, daß er bei der Verwaltung seines Amtes diesen Ideen Raum verschaffen werde.

In der Mitte zwischen Jesuiten und Jansenisten war damals eine neue geistliche Schule emporgekommen, im Seminar von St. Sulpice, welche, von der Moral der ersten und der Dogmatik der andern wenig berührt, sich die Bildung junger Geistlichen zur Aufgabe setzte, die eben nichts im Auge haben sollten, als die Erfüllung ihrer kirchlichen Pflicht. Beauvilliers stand mit diesem Institut und dessen damaligem Vorsteher, des Namens Tronçon, in engen Beziehungen. Als er jenen Beruf annahm, war er keinen Augenblick unschlüssig, wen er zum vornehmsten Lehrer der Prinzen wählen sollte. Es war ein Zögling dieser Schule, mit dem er bereits in persönlicher Verbindung und in geistlichem Einverständniß lebte, François de la Mothe Fenelon.

Es ist nicht ohne Bedeutung, daß auch Fenelon von vornehmer Herkunft war. Das verschaffte ihm das Recht, mit seinem Zögling zu speisen und auszufahren, und vermittelte eine ununterbrochene, vertrauliche Nähe.

Der nächste Zweck der Erziehung mußte sein, den unbeugsamen und starren Sinn des ältesten der Prinzen, Herzogs von Burgund, in dem man den künftigen König sah, zu brechen, und es ist ein merkwürdiges Beispiel pädagogischer Wirksamkeit, durch welche wohlerwogene, glücklich und mit Geist angewendete Mittel Fenelon dieß erreichte.[1] Allein noch ein viel höheres Ziel hatte er sich gesetzt. Man erkennt es aus dem Telemaque, den er in diesem Verhältniß geschrieben hat.

Fenelon hat es immer abgelehnt, was man vom ersten Augenblick, da dieß Buch bekannt wurde, behauptete, er habe eine oder die andere Persönlichkeit im Auge gehabt, als er es schrieb: auch darf man nicht geradezu sagen, er habe in Idomenee eben Ludwig XIV., in Protesilas Louvois, in Mentor sich selbst, im Telemaque seinen Zögling schildern wollen; manches streift nahe daran, vieles andere weicht eben so weit ab: aber das ist unleugbar, daß die Idee des Königthums und der Regierung, die er aufstellt, dem, was er in Ludwig XIV. vor Augen sah, entschieden entgegenläuft. Der Anspruch, von dem die Politik und Kriegführung dieses Fürsten hauptsächlich ausgegangen war, daß er in seinen Streithändeln mit seinen Nachbarn sich selber Recht schaffen könne, wird hier mit besonderer Ausführlichkeit widerlegt. Die Eroberungskriege werden überhaupt als ein Frevel betrachtet. Die Feindseligkeiten, die in dem Buche gebilligt werden, sind gegen einen Fürsten gerichtet, welcher der Meinung lebt, die Menschen seien dazu da, um durch ihre Knechtschaft zu seinem Ruhme zu dienen. Fenelon erklärte sich gegen die Einmischung der Fürsten in die Streitigkeiten der Religion: sie sollen die Entscheidung den Etruskern, d. i. der römischen Kirche, überlassen; er verwirft die Handelsbeschränkungen, als mit der Einrichtung des Weltganzen im Widerspruch. Er tadelt die Magnificenz großer Bauten, die Förderung des städtischen Luxus, während das Volk an Zahl

[1] de Bausset, Hist. de Fénélon I. 154.

abnehme und das Land nicht gehörig gebaut werde. Was war es, was an Ludwig XIV. persönlich am meisten auffiel? Sein Wohlgefallen an eitlem Lob, seine Ruhmsucht. Keinen Fehler verwirft Fenelon mit größerer Heftigkeit: er läßt in der Unterwelt dafür ewige Strafen leiden. Genug, dem kriegerischen, verfolgenden, prächtigen, absoluten Königthum Ludwigs XIV. setzt Fenelon ein friedliches, tolerantes, den Gesetzen unterworfenes, auf die Förderung eines unschuldigen, einfachen Volkslebens gerichtetes entgegen, das offenbar das Ideal seines Zöglings sein sollte.

Vieles Aufsehen hat in späterer Zeit ein Brief gemacht, der, wie sein Inhalt zeigt, ungefähr im Jahr 1694 an den König Ludwig gerichtet worden ist, und der das von demselben befolgte System in den stärksten Ausdrücken verdammt. Der König wird darin wegen der Ausdehnung der höchsten Gewalt, durch welche er die Ordnung des Staates über den Haufen geworfen und in dem Wahn, selbst zu regieren, die Minister allmächtig gemacht habe, so wie wegen seiner äußeren Kriege mit Vorwürfen überhäuft. Aus einem Gefühl von Rachsucht und Ruhmbegierde habe er einst einen höchst ungerechten Krieg gegen die Holländer unternommen: alles, was er in den Friedensschlüssen erworben, sei ein Gewinn der Ungerechtigkeit; später habe er sich behufs der Reunionen als Richter und Partei zugleich aufgestellt; er habe in den alten Friedensschlüssen zweideutige Ausdrücke aufgesucht, um sich ohne gegründeten Anspruch fremder Länder zu bemächtigen; hätte er sein Reich, wie er sage, besser befestigen wollen, so hätte das auf dessen eigenem Grund und Boden geschehen müssen. Aber er liebe sich mehr als Gott, seinen eingebildeten Ruhm mehr als die Gerechtigkeit, als die eigene Ruhe und das Beste seiner Unterthanen. Daher sei jetzt erfolgt, daß Niemand mit ihm Frieden halten wolle, sein erschöpftes Reich desselben doch im höchsten Grade bedürftig sei. Ich finde nicht, daß dieß Schreiben alles erschöpft, was sich sagen ließ, wie denn von der Verfolgung der

Protestanten und selbst von den Ansprüchen auf die spanische Erbschaft, von denen doch am meisten zu fürchten war, geschwiegen wird; aber überaus merkwürdig bleibt es dennoch als die Manifestation eines Geistes, der die Politik Ludwigs XIV. principiell verdammte und dessen Hervortreten in dem Augenblick, in welchem auch die Angelegenheiten eine ungünstige Wendung nahmen, eine veränderte Richtung der öffentlichen Gesinnungen vorbedeutete. Man hat mit vielem Schein Fenelon selbst diesen Brief zugeschrieben;[1] wir können nicht darüber entscheiden, offenbar entstammt er denselben geistigen und religiösen Tendenzen. Die fast vergessene politische Moral und eine Religion, die mehr ist als ein Product der Furcht, werden dem Ehrgeiz und der Ruhmsucht, dem Egoismus der Eroberungskriege entgegengesetzt.

Werde ich zu viel sagen, wenn ich behaupte, daß eine neue Entwickelung des religiösen Gedankens, welche gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts hervortrat, mit dieser Forderung einer minder selbstsüchtigen Politik zusammenhing?

In beiden Bekenntnissen, in welche sich die abendländische Christenheit spaltete, erschien damals ein Gegensatz tieferer Religion gegen die in den letzten Zeiten aufs stärkste erneuerte Scholastik der Systeme; bei den Protestanten waren es, dem Bestehenden näher und zu einer Reform desselben sich anschickend, die pietistischen Schulen, welche bald die ganze Kirchengenossenschaft in Gährung setzten; unter den Katholiken erhoben sich, von dem Bestehenden weiter abweichend, unmittelbar an die mystischen Secten des Mittelalters anknüpfend, die quietistischen Doctrinen, welche Molinos zu Neapel ausbildete und welche in Italien und Spanien eine weitere Verbreitung fanden. Die französische Kirche setzte sich den letzteren von Anfang an mit

[1] Correspondence de Fénélon II, 329. Die Authentie soll sich aus dem Autograph ergeben; jedoch wie manches Beispiel nachgemachter Autographen liegt vor. Fenelon hätte von sich wenigstens nicht sagen können, wie es in dem Briefe heißt, daß er dem König unbekannt sei.

lebhaftem Eifer entgegen und bewirkte ihre Verdammung in Rom. Zu ihren Beschwerden gegen Papst Innocenz XI. gehörte, daß er in dieser Sache so lau und langsam zu Werke gehe.[1] Bald aber drangen verwandte Meinungen auch in Frankreich ein. Sie erschienen in dem schwärmerischen, aber geistvollen, tiefen und beredten Spiritualismus der Madame Guyon, die eine Zeit lang in der höheren Gesellschaft der Hauptstadt und des Hofes vielen Eindruck machte, und ward vor allem von Fenelon ergriffen. Ein politisches Moment kann der Gedanke einschließen, daß sich der Mensch durch Vertiefung in sich selbst in die Nähe der Gottheit erhebe, wie auf dem hohen Begriff von der geistigen Würde der Menschen an sich die republikanische Form beruht, welche der Führer der Quäker dem Staate gab, den er jenseit des Oceans einrichtete.

Nicht in dieser Richtung bewegt sich die Politik Fenelons, aber auch ihm erscheint doch der einzelne Mensch einer weit größeren Berücksichtigung werth, als ihm bisher zu Theil wurde; bei ihm zuerst, so viel man weiß, findet sich der Begriff der Philanthropie; nicht in der Größe und dem Glanze eines Reiches, sondern in der Wohlfahrt der Angehörigen desselben sieht er das Ziel der Staatsverwaltung. Wenn überhaupt der Mensch vor allen Dingen dem menschlichen Geschlecht angehört, dessen Entwickelung noch einen größern Einfluß auf ihn ausübt, als der Antheil, den der einzelne Staat an derselben nimmt, in welchem Lichte erscheinen dann die Kriege, die für die Vergrößerung eines Reiches, oder für den Ruhm eines Fürsten geführt werden? Sie sind in sich selbst nicht besser, als der Bürgerkrieg, den Jedermann verdammt. Denn alle Staaten gehören einer einzigen großen Genossenschaft, dem menschlichen Geschlecht an.

Vor der Anschauung der tieferen Religiosität verlor die

[1] qu'il ne permet pas qu'on recherche les personnages du premier ang qui en font profession. Procès verb. V, App. 313.

starre Verbindung, in welche die Rechtgläubigkeit allenthalben mit den Staaten getreten war, ihren Werth.

Denn wenn die Summe der Frömmigkeit in der Liebe zu Gott und den göttlichen Dingen ohne alles persönliche Interesse beruht, selbst ohne Rücksicht auf das ewige Heil, wohin geräth man mit dem Princip der Furcht oder gar dem des Zwanges? Diese Beziehungen zwischen der religiösen Lehre und der politischen Ansicht sind unleugbar, eine bedingt die andere. Und von großer Bedeutung war es nun, daß sie, ihres Gegensatzes gegen das in der Welt Bestehende sich bewußt, in der Nähe des Thrones erschienen, auf die Erziehung des Thronfolgers Einfluß gewannen.

Zum ersten Mal hatte damals der römische Hof dem König von Frankreich die Besetzung des erzbischöflichen Stuhles von Cambray überlassen; aus Rücksicht auf den Herzog von Bourgogne, der den König ausdrücklich darum bat,[1] war diese Stelle Fenelon übertragen worden, mit der Absicht, ihm zugleich die Direction des Unterrichts zu lassen; und wir vernehmen, daß diese Ernennung damals allgemeinen Beifall gefunden habe.

Beauvilliers und Chevreuse nahmen den Schwung der religiösen Ideen Fenelons mit ganzer Seele in sich auf: Frau von Maintenon hatte wenigstens Mitgefühl für dieselben. In St. Cyr, bei dessen Einrichtungen sie die von Fenelon über die weibliche Erziehung ausgesprochenen Lehren im Allgemeinen vor Augen hatte, aber mit dem ihr eigenen organisatorischen Geiste verarbeitete, hat sie der Guyon Eintritt gewährt, mit einem ihrer Bücher hat sie sich ernstlich beschäftigt und es weiter empfohlen, Stellen daraus dem König vorgelesen. Den König von der Frömmigkeit aus Furcht zu der Frömmigkeit aus Liebe emporzuziehen, war gerade ihre vornehmste Absicht.

In der Mitte des Hofes bildete sich dergestalt eine politisch-

[1] So erzählt der venetianische Gesandte Erizzo.

religiöse Schule, welche eine große Zukunft zu haben schien. Man hat behauptet, schon sei die Liste der Männer dieser Gesinnung entworfen gewesen, welche in die höchsten Aemter befördert werden sollten. [1] Plötzlich aber nahm alles eine andere Gestalt an. Fenelon ward vom Hofe verwiesen: seine Freunde und Verbündeten verloren die Gnade, deren sie sich erfreut hatten.

Man hat oft gesagt, Frau von Maintenon habe sich von Fenelon abgewendet, weil er dem König widerrathen habe, seine Vermählung mit ihr öffentlich zu erklären. Gleich als wäre es so gewiß, daß sie selbst eine solche Erklärung gewünscht hätte. In der That würde eine Standesveränderung, die ihr gesetzliche Rechte und Ansprüche gegeben, aber auch gesellschaftliche Pflichten auferlegt hätte, die ganze Art und Weise ihrer Verbindung mit dem König verändert haben. Ihre Briefe zeigen, daß sie das Geheimniß liebte, in welches dieselbe gehüllt war; nur unter dieser Bedingung konnte sie bestehen.

Aber es ist an und für sich eine falsche Vorstellung, daß Frau von Maintenon den König Ludwig, auch nur in geistlichen Dingen, was man sagt, beherrscht habe.

Gerade der Mann, dessen Unterstützung ihr hiefür unentbehrlich gewesen wäre, der Beichtvater des Königs, Pater La Chaise, befand sich mit ihr in fortwährendem Widerstreit. La Chaise liebte die Menschen nicht, welche sie hervorzog; es waren meistens solche, die er wegen ausgesprochener Tendenz der Frömmigkeit für unbrauchbar zu den Geschäften hielt. Sie wünschte das Schauspiel bei Hofe abgeschafft zu sehen, weil es schlechte Leidenschaften nähre; der Beichtvater bestand darauf, es zu erhalten, weil die Jugend, wenn man ihr alle Vergnügungen entziehe, sich andern Lastern ergeben würde. Frau von Maintenon schrieb es dem Pater zu, wenn der König sich

[1] D'Aguesseau gibt Fenelon die Absicht Schuld, de former une puissante cabale, à la tête de laquelle il serait toujours par l'élévation et l'insinuation de son esprit, pour devenir le premier mobile de la cour.

einmal erlaubte, eine gewohnte Uebung der Frömmigkeit zu versäumen; sie fürchtete für sein Seelenheil, wofern La Chaise sie etwa überleben sollte. Aber nur vergeblich suchte sie den König von ihm abwendig zu machen. Ludwig XIV. erscheint auch in diesem Verhältniß, wie sonst, als Meister und Herr.

Es mag sein, daß ihr gesunder Sinn an einzelnen Abenteuerlichkeiten der Mystik Anstoß nahm, oder daß sie sich, wie sie einmal klagt, beleidigt fühlte, weil man ihr nicht alle Geheimnisse mitgetheilt, sie als Werkzeug habe brauchen wollen. Aber die Hauptsache war doch für sie die Meinung des Königs, der sich diesen Schwärmereien abgeneigt zeigte. Der König haßte alle Neuerungen aus Princip; die Quietisten, die den äußeren Cultus mißachteten, denen man nachsagte, daß ihnen alles erlaubt scheine, was der Leib verlange, wofern der Geist sich nur einmal Gott ergeben habe, mußten ihm eben so gefährlich für das bürgerliche Leben, wie für die Kirche erscheinen.[1] Ueberdieß aber widersprach ja alles, was sich an diese Richtung knüpfte, den Ideen von Reich und Religion, Staat und Kirche, auswärtiger und innerer Macht, in denen er hergekommen war, die den geistigen Boden seines inneren Lebens bildeten. Frau von Maintenon hat in einem ihrer Briefe an den Erzbischof Noailles in Paris, dem sie die reinste Wahrhaftigkeit schuldig zu sein bekennt, die Abneigung des Königs als den Grund der ihren bezeichnet.

Es war eine Erschütterung des gesammten Hofes, daß Fenelon den Hof verlassen mußte, weil er Mad. Guyon, die auf Bossuets Antrag in die Bastille gesetzt worden war, in

[1] Aus einem Briefe der Herzogin von Orleans (13. Juli 1698) ergibt sich, wie sehr Bossuet auch in mündlicher Unterhaltung die Meinungen der Quietisten verfolgte. Am 20. Juli schreibt sie: „Wie mir Mr. de Meaux die Sache mündlich erzählt hat, so hält Mr. de Cambray nur Mme. de Guion Parthey, umb seine übermäßige Ambition zu bedecken, denn es ist nichts gewisser, als daß dieß Alles nur ein Spielgen war, umb den König und ganzen Hof zu regieren.“

Schutz nahm. Frau von Maintenon erklärte es für unmöglich, daß er wieder zurückkehre.[1]

Fenelon hatte gleichsam eine Vermittelung der geistlichen Anschauungen früherer und damaliger Erleuchteter und der herrschenden Theologie übernommen; aber seine Gegner fanden es unrecht, daß er für den Mysticismus das Wort ergriff, in einem Augenblick, wo die falsche Art desselben so gefährlich werde; der geübte und geistreiche Verfechter der von der Kirche angenommenen Lehren, Bossuet, erhob sich noch einmal mit aller seiner Kraft, um auch diese Abweichung zu bekämpfen. Persönlicher Ehrgeiz und Widerwille mögen auch auf diese Sache eingewirkt haben, aber sie verschwinden bei dem Anblick des großen, beinahe welthistorisch zu nennenden Gegensatzes zwischen den beiden Bischöfen. Bossuet verficht die religiöse Idee, weil sie sich mit dem Staat gleichsam verschmolzen hat, und die einmal festgesetzte Doctrin mit der Sicherheit, welche wohlbegründete Ueberzeugung und tieferes Verständniß gewähren, in dem majestätischen Ausdruck der Kirchensprache des siebzehnten Jahrhunderts; Fenelon würde es vorziehen, wenn die Macht niemals mit der Religion in Verbindung gerathen wäre; in ihm erscheint die individuelle Religion, auf ein unmittelbares Verhältniß der geistlichen Spiritualität zu ihrem göttlichen Urquell, die sich nur vor Abwegen zu hüten hat, gegründet, von der Idee des menschlichen Geschlechts durchdrungen; seine Sprache strebt nach der Leichtigkeit und Anmuth, die das Ideal des achtzehnten Jahrhunderts bildet.[2]

Fenelon rettete seine kirchliche Stellung, indem er sich dem Urtheil des römischen Stuhles, das gegen ihn ausfiel, unbedingt unterwarf: an den Hof ist er nicht wieder zurückgekommen.

Es war an und für sich unmöglich, daß eine der bisherigen Politik so von Grund aus entgegenlaufende Richtung,

[1] Mme de Maintenon au comte de Noailles, 13 juillet 1697.

[2] Spanheim, 20. März 1699, bemerkt, daß seine Freunde mit seinen Schriften nicht zufrieden gewesen seien.

wie er sie verfolgte, sich am Hofe behauptet hätte; aber nicht vollkommen fruchtlos waren die gemäßigten Meinungen seiner Gönner und Freunde. Indem die äußere Machtstellung eine gewisse Beschränkung erlitt, hielt die Regierung auch in Beziehung auf das Innere nicht an der Schroffheit ihrer früheren Tendenzen fest.

Die jetzt so angesehene Schule von St. Sulpice verdammte die Feindseligkeiten gegen Rom,[1] und die Umstände trugen dazu bei, daß sie hierin Gehör fand. Denn unerträglich war es doch, daß so viele Bisthümer, deren man schon unter Innocenz XI. vierundvierzig zählte, ohne die kirchliche Institution blieben, — bloß im Auftrag der Capitel wurden sie verwaltet; — und die Wechselfälle des europäischen Krieges gaben nicht den Muth, wie das Parlament es wünschte, entschlossene Maßregeln zur Behauptung der antirömischen Stellung, in welche man eingetreten war, zu nehmen. Es machte den unangenehmsten Eindruck, als der folgende Papst, Alexander VIII., mit dem lange unterhandelt worden, kurz vor seinem Tode über die vier Sätze aufs neue die Verdammung aussprach. Wahrscheinlich hat der Versuch des Königs, den Erzbischof Harlay zum Cardinalat zu befördern, die Antipathien des römischen Hofes plötzlich wieder erweckt. Rom hatte jetzt den Beifall der gegen Ludwig XIV. verbündeten katholischen Mächte: die Grundsätze der päpstlichen Prärogative wurden auch in der Literatur auf das eifrigste verfochten, voluminöse gelehrte Werke in diesem Sinne angelegt und ausgeführt. König Ludwig hielt nicht für gut, dem Parlament die Demonstrationen zu erlauben, die es dagegen im Sinne hatte. Gerade in diesem Verhältniß zu Rom erschien die erste jener einen Rückschritt des Machtbestrebens bezeichnenden Handlungen, die wir bemerken; im Jahre 1693 gab der König seine Einwilligung zu einem höchst

[1] Le séminaire de St. Sulpice, schreibt Fenelon an D'Aubenton 12. Juli 1713, ou l'autorité de l'église mère et maîtresse est dans une singulière recommandation.

demüthigen Schreiben der Prälaten, die an der Versammlung von 1682 Theil genommen hatten und seitdem befördert worden waren, an den Papst, in welchem sie nicht stark genug ausdrücken können, wie leid es ihnen thue, daß in derselben Dinge geschehen seien, die ihm mißfallen. Der König selbst nahm das Breve zurück, durch welches er damals jede Abweichung von den in den vier Sätzen ausgesprochenen gallicanischen Lehren verboten hatte. Hierauf ward ein gutes Verhältniß zu dem römischen Stuhl hergestellt und nach dem Tode Harlay's noch mehr befestigt. So weit ging der König nicht, jene Doctrinen für irrig zu erklären, oder ihre Vertheidigung zu verbieten; aber er hörte doch auf, sie als die von dem Staat ausschließend angenommenen zu bezeichnen, und schon dieß war in Rom fürs erste genug.[1]

Noch eine andere überaus wichtige Deliberation beschäftigte damals häufig Hof und Staat, — über die fernere Behandlung der Protestanten. Denn darüber konnte man sich nicht täuschen, daß von Denen, welche zurückgeblieben waren und in einem Augenblick der Beängstigung sich unterworfen hatten, doch die wenigsten als gläubige Katholiken angesehen werden durften.[2] Man nahm unter ihnen ein Verständniß wahr, gleich als hätten sie sich das Wort gegeben, an ihrem Bekenntniß insgeheim festzuhalten; die Consistorien schienen noch zu bestehen; die Neubekehrten bildeten gleichsam eine Bevölkerung für sich, welche nicht vergessen konnte, was sie gewesen war, und einen tiefen Haß gegen die Regierung, die ihr gegen das Wort der Edicte eine so große Gewaltsamkeit zugefügt hatte, nährte. Große Erwartungen hatte in ihnen der letzte Krieg

[1] P. Venier: Dichiaratione piu inaspettata non sopravenne alla Francia, che ben conobbe la necessità di facilitare la diffinitione delle controversie. Lo furono per l'equivoco delle espressioni, per quale ognuna delle parti pretende di aver vinto.

[2] Piero Venier 1696: ora, purche non si radunino in assemblee, si dissimula che non vadino alla messa.

erweckt, denn das war ihre unglückliche Lage, sich von den Interessen ihres Vaterlandes und ihres Königs abwenden zu müssen; auch hatte man während desselben ihnen einige Schonung angedeihen lassen; in dem Frieden waren sie vergessen worden: die Regierung hatte in Bezug auf sie vollkommen freie Hand behalten.

In deren Schooße selbst tauchte jetzt die Meinung auf, daß die Behandlung der Protestanten gemildert werden müsse.

Einen großen Eindruck mußte es doch machen, als die Intendanten damals, zunächst zur Unterweisung des künftigen Thronfolgers, den Zustand der Provinzen untersuchten und dabei eine große Abnahme der Population constatirten. Manches Andere mochte dazu beigetragen haben, Theuerung, Krieg, Krankheiten; aber einen großen Ausfall machten doch auch die ausgewanderten Protestanten. In Dauphiné berechnete man dieselben auf ein Achttheil, in Rochelle sogar auf ein Drittheil der Einwohner. Und auf das empfindlichste wirkte dieser Verlust auf die Manufactur zurück. In Touraine, Alençon, der Umgegend von Paris, wo dieselbe, wie berührt, hauptsächlich in den Händen der Protestanten gewesen war, zeigte sich ein ungeheurer Abstand der Production gegen früher.

Vor allem der Finanzminister Pontchartrain sprach sich dahin aus, daß man es nicht so fortgehen, nicht Kunst, Gewerbe und Reichthümer nach dem Auslande tragen lassen dürfe; nachdem der Krieg das Reich erschöpft habe, müsse man demselben alles zu erhalten suchen, was es noch an Menschen und Gütern besitze, und den vollen Frieden herstellen.[1] Die Erneuerung des Edicts von Nantes jedoch vorzuschlagen hätte er nicht gewagt. Frau von Maintenon hatte einst vernehmen lassen, der König werde sie nicht bewilligen, selbst wenn der Feind an

[1] Auszug aus den Memoiren von Pontchartrain bei Rulhieres Éclaircissements II, 238.

der Loire stünde.[1] Aber Pontchartrain kam auf jene Clausel zurück, welche in der ursprünglichen Fassung des widerrufenden Edicts gestanden hatte und dann vollkommen bei Seite geschoben worden war: er verlangte die Gewährung der einfachen Gewissensfreiheit ohne Religionsübung; man müsse den Protestanten die Sicherheit geben, ohne Gewissenszwang in Frankreich leben zu können, und sie der willkürlichen Gewalt der Intendanten überheben. Der Erzbischof von Paris, Noailles, war mit dem Minister einverstanden: er führte das Beispiel der christlichen römischen Kaiser an, namentlich in Bezug auf die Ehe, deren Legitimität, wenn gleich nur auf bürgerlichen Contract gegründet, von ihnen anerkannt worden sei. Dafür war auch Bossuet, von dem die Instructionen verfaßt sind, durch welche den Intendanten die außerordentlichen Befugnisse, die ihnen in Bezug auf die Neubekehrten übertragen waren, großentheils wieder genommen, alle diese Angelegenheiten in den Lauf der weltlichen Rechtspflege und Verwaltung zurückgeführt werden sollten. Im December 1698 ward ein Edict erlassen, nach welchem das Gebot, daß die Protestanten dem öffentlichen Gottesdienst beiwohnen sollten, in den Rath, das zu thun, verwandelt wurde. Das Edict fand bei einem großen Theile des Clerus und bei den Intendanten lebhaften Widerspruch. Sie sagten: für das begonnene Werk der Bekehrung würde schon geheime Nachsicht verderblich sein, wie viel mehr offene Gestattung der Gewissensfreiheit; man müsse vielmehr den Willen der Widerstrebenden umwandeln und sie zu vollständiger Unterwerfung nöthigen. Endlich ward die Auskunft getroffen, in den übrigen Provinzen den Zwang, in die Messe zu gehen, aufzuheben; in Languedoc, wo der Intendant und die Bischöfe, unter ihnen selbst Flechier, einstimmig für Aufrechthaltung desselben waren, nur im Allgemeinen eine größere Mäßigung

[1] che quando anco i nemici fossero venuti alla Loire, che è a dire nel centro della Francia, ancora il re non assentirebbe a tale decreto (Venier 1696.)

anzuempfehlen.[1] Hie und da, in den übrigen Provinzen, haben sich seitdem zurückkehrende Protestanten an der einfachen Gewissensfreiheit genügen lassen; in Languedoc ist es noch einmal zu einem letzten großen Kampfe gekommen.

Nicht so sehr von einer Umwandlung der religiösen Grundsätze darf man die Erleichterung herleiten, die den Protestanten vergönnt wurde, als von der nicht mehr abzuweisenden Rücksicht auf die allgemeinen materiellen Zustände.

Die Ideen von der Größe und Macht des Reichs, welche nur bei blühendem Verkehr und wachsender Bevölkerung realisirt werden konnten, hatten, wie die Dinge angegriffen worden waren, die verderblichsten Wirkungen herbeigeführt. Der Zweck war so einseitig ins Auge gefaßt worden, daß die Mittel, ihn zu erreichen, versagten.

Nirgends zeigte sich dieß mehr als in dem Systeme der Abgaben, welches zur Erschöpfung der Unterthanen zugleich und der Staatskassen geführt hatte. Pontchartrain versäumte nichts, um zunächst das Gleichgewicht zwischen Ausgabe und Einnahme herzustellen, und schon tauchten mancherlei Entwürfe auf, von größter Tragweite, um eine durchgreifende Veränderung der Staatswirthschaft anzubahnen; allein wie wäre das Eine zu erreichen, an das Andere nur zu denken gewesen, wenn nicht der Friede erhalten wurde.

Im Sommer 1700 schien alles Frieden und eine gedeihliche Entwickelung zu versprechen. Hatte doch Ludwig XIV. schon vor einiger Zeit geäußert, er fühle, daß er alt werde, er wünsche Frieden zu halten und das gesegnete Andenken eines friedlichen Fürsten seinem Volke zu hinterlassen. Im Sommer 1701 war ein Krieg ausgebrochen, welcher länger als ein Jahrzehend alle Kräfte des Landes bis zur Erschöpfung anspannte und jede Veränderung in eine unabsehbare Ferne schob.

[1] Lettre de Torcy aux évêques et aux intendants, 1. Nov. 1700. — Bausset: Histoire de Bossuet IV, 129.

Fünfzehntes Buch.

Der Krieg über die spanische Erbfolge.

Nicht mehr in vollkommener Uebermacht trat die französische Monarchie in das achtzehnte Jahrhundert ein. In dem letzten Kriege hatte sich eine Vereinigung von Streitkräften gebildet, denen sie nicht gewachsen war. Was in Nimwegen nicht hatte erreicht werden können, war in Ryßwik geschehen: ihrem Fortschritt waren Grenzen gesetzt worden. Weder an das Kaiserthum noch an die Erwerbung der polnischen Krone, weder an eine Unterwerfung von Holland noch an einen vorherrschenden Einfluß über England durfte sie fürs erste denken.

In diesem Zustande der europäischen Machtverhältnisse erschien die Frage über die Zukunft der spanischen Monarchie, welche die Politik schon seit einem halben Jahrhundert beschäftigt hatte, mit den mannigfaltigen Aussichten einer neuen Umgestaltung, die sie darbot, im Vordergrund. Das Schicksal des südlichen Europa hing von ihrer Entscheidung ab; durch die Beziehung zu Oesterreich griff sie in das germanische zurück; die Weltstellung der Seemächte ward davon wesentlich berührt. Das wichtigste Moment aber lag in der Ausdehnung, welche die französische Macht dabei gewinnen konnte, entweder nach dem Maße, welches Europa für zulässig hielt, oder nach dem Ideal der Selbstbestimmung und Uebermacht, welches Ludwig XIV. von jeher vorgeschwebt hatte.

Lange Zeit hegte man die Hoffnung, diese große Frage durch Unterhandlung auszumachen.

Abwechselnd beschäftigen Unterhandlungen und Waffenthaten die Welt und bestimmen die Ereignisse. Niemals waren die ersten lebhafter und von größerer Bedeutung gewesen, als nach dem Frieden von Ryßwik.

Erstes Capitel.

Unterhandlungen über die spanische Erbfolge.

Ludwig XIV. faßte nach dem Frieden sogleich die große Angelegenheit mit voller Aufmerksamkeit ins Auge.

Um vor allem über die Lage der Dinge in Spanien selbst und die dortigen Absichten zuverlässige Kunde einzuziehen, schickte er ein paar Ordensgeistliche dahin, die Patres Blandiniere und Duval, denn dort finde ein Mönch überall Zutritt und erfahre das Geheimste, mit der Anweisung, ihm die Wahrheit und nichts als die Wahrheit zu berichten.[1]

Für das Amt eines Gesandten wählte er, wie er damals pflegte, einen militärischen Diplomaten, den Marquis de Harcourt, der sich in dem letzten Kriege durch die Vertheidigung von Luxemburg hervorgethan hatte und mit dem Ansehen, das er dadurch erworben, alle die Eigenschaften verband, die für eine schwierige Sendung erforderlich sind: den Ruf der Uneigennützigkeit, welcher Vertrauen erweckt, durchdringenden Blick, Mäßigung und Festigkeit. Auch diesem ertheilte er zunächst nicht den Auftrag, Vorschläge zu machen und Unterhandlungen zu pflegen, sondern nur die Rechte des Dauphin, welche unbestritten seien, in Erinnerung zu halten und den Versuch,

[1] Instruction du père Duval: ce ne sera qu'en écrivant la vérité qu'il peut plaire à S. M. Unwahrheiten seien besonders dann unvermeidlich, lorsqu'on se laisse entraîner par le penchant d'écrire des choses agréables. Davor solle er sich hüten.

der zu Gunsten eines Erzherzogs gemacht werden dürfe, zu vereiteln.[1]

Am 11. April 1698 hatte Harcourt seine Antrittsaudienz bei König Carl II. Er ward in einem kleinen Zimmer empfangen, in welchem sich nur noch der Dolmetscher befand, denn eines solchen bedurfte es noch zwischen Spaniern und Franzosen. Der König lehnte sich an einen hinter ihm stehenden Tisch an, auf dem zwei Kerzen brannten; diese waren aber mit Absicht so aufgestellt, daß es dem Gesandten unmöglich wurde, ihm in die Augen zu sehen oder seine Gesichtsfarbe zu unterscheiden.[2]

Denn schon befand sich Carl II. in einem Zustande von Hinfälligkeit, der seinen Tod noch eher erwarten ließ, als derselbe eintrat, und den man sehr sorgfältig zu verheimlichen suchte, vor allem vor einem Franzosen.

Harcourt ward auch der Königin vorgestellt, die ihm, wiewohl nicht ohne Verwirrung, französisch antwortete. Es war Maria Anna von Pfalz-Neuburg, Schwester der Kaiserin, dritten Gemahlin Leopolds I., deren Söhne die beiden Erzherzoge waren, gleichsam die geborne Vertreterin der Ansprüche auf den spanischen Thron, die den französischen entgegengesetzt wurden. An der Regierung nahm sie hauptsächlich dadurch Antheil, daß sie auf die Gnadenbezeigungen des Königs und auf die Besetzung der Stellen einwirkte; man gab ihr oder ihrer Umgebung hiebei Willkür und Gewinnsucht Schuld. Sie war stolz und unter-

[1] Aus den reichen Sammlungen des Archives der auswärtigen Angelegenheiten von Frankreich lagen mir die Bände 77 bis 85 der spanischen Correspondenz, die von 1697 bis Ende 1700 reichen, vor. Das treffliche Werk von Mignet ist nicht bis in diese entscheidenden Jahre gelangt. Die Memoiren von Torcy sind sehr fragmentarisch und lassen mancherlei Zweifeln Raum. Mir war es von unschätzbarem Werth, die Documente selbst durchsehen und mir daraus eine begründete Ansicht bilden zu können.

[2] So erzählt der Gesandte selbst; was in Stanhope's Correspondenz darüber vorkommt, beruht auf Mißverständniß.

nehmend, gefürchtet und verhaßt. In unaufhörlicher Agitation der Parteien, zuweilen schwankend in ihrer Politik, nicht selten gefährdet, wußte sie sich doch allezeit zu behaupten.

Auf die höchsten Kreise und die Persönlichkeiten, in deren Händen die Geschäfte lagen, konnte Harcourt, bei dem natürlichen Gegensatz, in dem er mit ihnen stand, keinen Einfluß gewinnen: sie blieben ihm lange Zeit hindurch so gut wie unzugänglich. Dagegen trat er zu einigen der vornehmsten Männer des Landes, die jenen selbst widerstrebten, in Verhältniß. Nicht ohne Schwierigkeit war es für ihn, sie zu sehen und zu sprechen. Es geschah zuweilen in einem großen Garten, wie dem der Marquise von Gudana, nahe bei seinem Hause, oder in einer Kirche, einem Kloster, zuweilen wohl auch vor der Stadt auf einem bestimmten Platze; regelmäßige Beziehungen wurden durch dritte Personen vermittelt. Harcourt suchte vornehmlich die Einwendungen zu heben, welche man gegen die Anerkennung der französischen Ansprüche zu machen pflegte. Die Großen fürchteten, Spanien werde von den Franzosen behandelt werden, wie die Provinzen ihrer Monarchie von den Castilianern behandelt worden waren; Ludwig werde sie durch Vicekönige nach seinem Sinn regieren lassen; Harcourt war beauftragt, diese Besorgnisse durch bestimmte Zusicherungen zu zerstreuen. Ludwig XIV. sagt in seinem ersten Schreiben, er begreife sehr wohl, daß ein solcher Zustand für die Spanier unerträglich sein würde; Spanien müsse vielmehr seinen Rang in der Welt, seine Selbständigkeit behaupten, auch wenn es die französischen Erbansprüche anerkenne. Der Dauphin werde seine Rechte an denjenigen von seinen beiden jüngern Söhnen abtreten, welchen die Versammlung der Cortes selbst wählen würde: der solle dann nach Spanien kommen, daselbst seine Erziehung vollenden, die Grundsätze des Königreichs in sich aufnehmen. Man werde Vorkehrung treffen, daß die Reunion der beiden Kronen auch in Zukunft vermieden bleibe; Spanien solle einen König für sich allein haben, welcher zwar die Verbindung mit Frankreich

erhalten, aber zugleich über die Integrität der eigenen Monarchie eifersüchtig wachen werde.[1]

Mit diesen und ähnlichen Vorstellungen fand nun Harcourt ohne Mühe Eingang. Auf die Versicherung, daß in der Regierung von Spanien durch den Eintritt eines französischen Prinzen keine Veränderung veranlaßt werden solle, erklärte ihm einer der angesehensten Männer, Marques de los Balbases, daß ein solcher alsdann Jedermann willkommen sein, daß er nicht den mindesten Widerstand finden werde.

Von der größten Bedeutung war es, welches die Ansicht des Cardinals Portocarrero sein würde. Dieser Prälat machte sich durch eine verständige und von gutem Erfolg begleitete Verwaltung seines Erzbisthums verdient; auch von Protection seiner Angehörigen hielt er sich ferne. Die Unabhängigkeit, die er durch die Reichthümer seines Bisthums besaß, vielleicht auch seine ausgesprochene, feindselige Haltung gegen die Königin, äußere Frömmigkeit und Würde verschafften ihm ein allgemeines Ansehen; er galt für das Orakel von Spanien.[2] Portocarrero nun sagte dem französischen Botschafter ohne Umschweif, nach ernstlicher Erwägung, welcher von den beiden Prätendenten das meiste Recht habe und für sein Vaterland am nützlichsten werden würde, habe er sich für einen der beiden Enkel des Königs von Frankreich entschieden: denn dieser Fürst verbinde mit dem Rechte auch die Macht, dasselbe zu behaupten.

[1] Dép. du 16. Mars: que c'est à l'assemblée des états généraux de tout le royaume, que je veux me reporter et que mon fils s'en reporte aussi pour transmettre tous ses droits à la couronne d'Espagne à celui de mes petits-fils que les états voudront choisir; que je ne propose que les ducs d'Anjou et de Berry comme les plus éloignés de ma couronne et afin d'ôter tout lieu à craindre que l'Espagne y puisse jamais être réunie; que celui des deux que les états choisiront, se rendra incessamment en Espagne; que les Espagnols le formeront eux-mêmes — —

[2] Aluise Mocenigo Relatione di Spagna: si conosce amante della pièta, dell' onesto e del giusto — lontano di ogni biasimo di venalità —

Und eben dahin schien sich die Meinung bei weitem der meisten Menschen in Spanien zu neigen.

Die letzte Kriegsgemeinschaft mit Oesterreich, welche doch das Land nicht vor großen Nachtheilen geschützt hatte, die Einmischung der österreichisch gesinnten Königin in die Geschäfte, die anmaßende Haltung der letzten Gesandten, welche Beistimmung als eine Pflicht in Anspruch nahmen, hatte die Sympathie für das kaiserliche Haus geschwächt oder vernichtet. Dagegen wirkte der Ruhm und Glanz, welcher Ludwig XIV. umgab, nach langem Widerstand, auf Spanien fortreißend ein. Die Offiziere, die gegen ihn gedient hatten, kamen als seine Bewunderer aus dem Felde. Man war allgemein überzeugt, daß nimmermehr Oesterreich, sondern allein der große König die Monarchie von Spanien gegen ihre Feinde werde beschützen können. Und dem Ruhme seiner Waffen entspreche die Gerechtigkeit, mit der er sein Reich im Innern verwalte: nichts aber vermisse man in Spanien mehr, als Sicherheit und Handhabung des Rechts: von einem Enkel Ludwigs XIV. lasse sich erwarten, daß er auch in dieser Hinsicht in dessen Fußtapfen treten werde.

Wie der König selbst durch seine Mäßigung diese gute Stimmung vorbereitet hatte, so war Harcourt bedacht, sie durch sein Verfahren zu verstärken. In den Geschäften lag ihm mehr daran, Schwierigkeiten zu vermeiden, als sie zu überwinden; im Umgang entfaltete er alle liebenswürdigen Seiten des französischen Charakters; er ließ es bei Denen, welche er zu gewinnen für rathsam hielt, an Geschenken nicht fehlen, wozu ihn der König, wenn auch bei weitem nicht in dem Maße, wie man vorausgesetzt hat, mit den nöthigen Mitteln versah;[1] er zeigte sich übrigens im Sinne der Spanier gottesfürchtig und prächtig. Zuweilen ist er, wenn er mit seiner Gemahlin, an

[1] Der König sagt ihm, alles Geld, das er ihm senden könne, würde doch dem nicht die Wage halten, das die Königin aufzuwenden im Stande sei. Tout l'argent que je vous puis faire remettre, ne peut être employé qu'à des gratifications particulières.

der man Schönheit und Anmuth bewunderte, durch die Straßen der Hauptstadt fuhr, mit Acclamationen des Volkes empfangen worden.

Unter diesen Umständen faßte Harcourt die Ueberzeugung, daß, wenn der Fall eintrete, ein Prinz von Frankreich ohne Schwierigkeit auf den Thron von Spanien gelangen werde: man brauche nur ruhig und in guter Haltung das Ereigniß abzuwarten: — nichts zu thun, sei zuweilen viel thun.

Der Franciscanergeneral hat sich vermessen, den Kopf verlieren zu wollen, wenn nicht vierzehn Tage nach dem Tode des Königs ein französischer Prinz in den gesammten spanischen Ländern anerkannt sei.

Es fehlte jedoch viel, daß in Folge der übereinstimmenden Berichte des Botschafters und jener Ordensleute nun auch Ludwig XIV. selbst diese Sicherheit der Erwartung getheilt hätte. Er war gewohnt, alle Autorität in den Regierungen zu sehen, alle Erfolge von ihnen zu erwarten: von der spanischen Regierung ward ihm nur Unliebsames gemeldet. Bei einem Anfall z. B., den die Mauren damals auf Ceuta machten, bot er derselben seine Hülfe an: sie wies solche mit altspanischem Stolze von der Hand; im Staatsrath war die Mehrheit der Stimmen dagegen. Der Gesandte selbst hielt es nachgerade nicht für rathsam, eine Versammlung der Cortes noch bei Lebzeiten des Königs zu veranlassen, weil der Einfluß und die Geldmittel der Königin sie leicht zu unerwünschten Beschlüssen veranlassen könnten. Ludwig XIV. meinte nicht, daß gegen eine solche Ungunst der Herrschenden die Zustimmung der Menge sehr ins Gewicht falle. Die Versicherungen einzelner Großen fand er unbestimmt und unzuverlässig, ihre Haltung furchtsam.[1]

Schon hatte er für weise erachtet, Unterhandlungen von sehr abweichender Tendenz nach andern Seiten hin anzubahnen.

[1] Der König an Harcourt 21. Sept. 1698. Je vois que ceux qui puissent être les mieux intentionnez sont en même temps les plus timides.

Erster Theilungsvertrag.

Im Anfang des Jahres 1698 schickte König Wilhelm den alten Vertrauten seiner Unternehmungen, Wilhelm Bentinck, Grafen von Portland, nach Paris, um das begründete gute Verhältniß weiter zu fördern und die Sicherstellung Englands gegen die Versuche der Jacobiten noch einmal in Anregung zu bringen. Ludwig XIV. erwartete, daß ihm Portland auch über die Zukunft Spaniens eine Eröffnung machen werde. Da der Gesandte davon schwieg, brachte der König die Sache selbst zur Sprache. Er ließ ihm durch Pomponne die Rechte des Dauphin und der Kinder desselben darlegen: man brauche darum, fügte dieser hinzu, nicht für das Gleichgewicht von Europa besorgt zu sein: es komme ja nur darauf an, solche Anordnungen zu treffen, daß Frankreich und Spanien nicht vereinigt werden könnten, und den Generalstaaten eine Barriere zu bewilligen, die sie auf immer sichere.

Es zeigte sich aber sogleich, daß das bei den Engländern niemals zu erreichen sein würde. Portland erwiderte, allerdings möge man bei einer Combination, wie sie der Kaiser fordere, auch ein Uebergewicht von Oesterreich zu fürchten haben; noch viel gefährlicher aber sei das Uebergewicht von Frankreich; schon deßhalb, weil jenes lediglich Continentalmacht, dieses aber auch zur See mächtig sei. Die Gegengründe Pomponne's machten keinen Eindruck auf ihn. Endlich brach er in die Worte aus: wenn Frankreich den Anwachs der österreichischen Macht so sehr fürchte, die ganze übrige Welt den Anwachs der französischen, warum sollte man nicht eines Dritten gedenken, der unzweifelhafte Rechte habe und der Niemand gefährden könne?[1]

Dieser Dritte war der Kurprinz Ferdinand von Baiern, Enkel des Kaisers Leopold, Urenkel Philipps IV., den aber bisher der Kaiser selbst auszuschließen gesucht hatte.

1 Officieller Bericht über diese Conferenz, 14. März 1698. Lettres I., 3001.

Das Verhältniß beruhte darauf, daß König Philipp IV. in seinem Testament seiner jüngern Tochter Margarete, die mit dem Kaiser vermählt war, den Vorzug vor der ältern gegeben, im Fall aber, daß aus dieser Ehe kein Erbe entspringe, den Kaiser selbst substituirt hatte. Ohne Kinder war nun diese Ehe nicht geblieben. Die aus ihr hervorgegangene Tochter war mit dem Kurfürsten Max Emanuel von Baiern vermählt worden. Aber der Kaiser war nicht gesonnen, einen Anspruch, der dem Haus Habsburg-Oesterreich seit fast zwei Jahrhunderten gehörte, an das Haus Baiern übergehen zu lassen. Durch eine Verzichtleistung seiner eigenen Tochter suchte er denselben dem Mannesstamme des Hauses Oesterreich, dem einen der beiden Söhne, die ihm von einer dritten Ehe geboren worden, vorzubehalten. Die Kurfürstin verzichtete bei ihrer Vermählung.

Allein damit setzte sich der Kaiser aufs neue der Einwendung aus, welche von französischer Seite erhoben worden war. Der Kurfürst behauptete, daß die Verzichtleistung seiner Gemahlin keine Wirkung auf die Rechte ihres und seines Sohnes — eben des Kurprinzen, der im Jahre 1692 geboren worden war — ausüben könne. Und da nun diese Renunciation nicht, wie die französische, in einem feierlichen europäischen Tractat ausgesprochen worden war, so fand er damit die Beistimmung der Seemächte. Wenn man die bei der Erledigung des spanischen Thrones drohenden europäischen Gefahren ins Auge faßte, so erschien die Auskunft, welche die Thronfolge dieses Kindes darbot, als die glücklichste. Wie wollte man sonst einen Zusammenstoß von Oesterreich und Frankreich, die Erneuerung des eben mit so viel Mühe beendigten Kriegs vermeiden? König Wilhelm III. meinte durch die Stipulationen des Vertrages von 1689 daran nicht gehindert zu werden. Unter Freunden warf er die Frage auf, ob die Conföderation, nachdem der Friede geschlossen war, überhaupt noch als bestehend betrachtet werden dürfe; auf dem Congreß von Ryßwik hatte er vermieden, den Anregungen des Kaisers Statt zu geben. Er nahm sich der

Ansprüche des Kurprinzen unumwunden an. Als der französische Gesandte, Graf Tallard, ihm selbst ähnliche Eröffnungen machte, wie an Portland geschehen waren, antwortete er nicht anders, als dieser. „Wie," rief Tallard aus, „Spanien, Indien, Italien, die Niederlande, alles Dieß soll der Sohn eines Kurfürsten von Baiern haben?" — Die Aufstellung eines dritten Thronbewerbers aus einer kurfürstlichen Familie in Mitte zwischen Kaisern und Königen schien ihn fast zu beleidigen.

So lebhaft aber die ersten Entgegnungen der Franzosen lauteten, so wurden sie doch nicht lange festgehalten. König Ludwig, den, wie berührt, die günstigen Nachrichten seiner Bevollmächtigten aus Spanien nicht befriedigten, glaubte voraus zu sehen, daß er in den Nebenprovinzen auf noch größere Schwierigkeiten stoßen würde; namentlich in Mailand, wo der Prinz von Vaudemont, der früher in kaiserlichen Diensten gestanden hatte, die erste Stelle bekleidete, und in den spanischen Niederlanden, wo der Kurfürst selbst Gouverneur war: von Holländern und Engländern unterstützt, werde sich dieser leicht zum Herrn der Landschaften machen. Aber das größte Hinderniß sah er in der Eifersucht der europäischen Mächte. Er machte sich damals keine Illusion darüber, daß eine neue Ligue sich gegen ihn bilden, ein noch gefährlicherer Krieg, als der vorige gewesen sei, ausbrechen werde; welche Hülfe aber würde Spanien, wenn es auch zum Theil auf seiner Seite sei, ihm bieten?[1] Wie viel besser, der europäischen Nothwendigkeit durch eine Beschränkung seiner Ansprüche Rechnung zu tragen, zumal da er aus denselben Vortheile ziehen könne, durch welche die Machtentwicklung von Frankreich selbst wesentlich gefördert würde.

1 Ludwig an Harcourt 15. Sept. 1698. Aussitôt que l'on verroit un de mes petit-fils appelé à cette succession, les austres princes, jaloux de l'augmentation de ma puissance, eussent bientôt formé une nouvelle ligue plus forte encore que la dernière pour s'opposer à mes desseins, et en vérité, il ne seroit pas plus possible d'empêcher le démembrement de la monarchie d'Espagne lorsqu'il faudroit envoyer des flottes et des troupes en tant de différens endroits.

Das erste Mal war es überhaupt nicht, daß die Franzosen der Ansprüche des Kurprinzen gedachten, die für sie in so fern selbst Werth hatten, als sie ebenfalls den österreichischen entgegenliefen. Ihr Sinn ging auch jetzt nur dahin, den baierischen Prinzen als den Repräsentanten der Rechte der jüngern Tochter, die sie einst zu einer Abkunft mit Oesterreich vermocht hatten, anzuerkennen. Sie schlugen wie damals eine Alternative vor, nach welcher entweder ein Sohn des Dauphin oder der Kurprinz Spanien und Indien erhalten, und nach deren Ausfall die übrigen Provinzen an die verschiedenen Mächte auf eine entsprechende Weise ausgetheilt werden sollten. Wir wollen nicht die mancherlei Möglichkeiten der Länderverteilung, die in den Unterhandlungen zum Vorschein kamen, noch die Gründe erörtern, mit denen sie befürwortet, oder aus denen sie verworfen wurden; zuletzt wurden die Mächte einig, daß der Kurprinz Spanien und Italien sammt den Niederlanden, der Erzherzog Mailand, das ohnehin ein Lehen des Reiches war, erhalten, Frankreich dagegen durch Neapel und Sicilien, die Presidios und Final, an der Grenze der Pyrenäen durch Guipuscoa, besonders die Städte Fuenterabia und San Sebastian erweitert werden sollte. Ludwig XIV. hatte auf der einen Seite Mailand, auf der andern Navarra gefordert, die Seemächte hatten das jedoch abgelehnt, weil er dadurch Meister des Mailändischen sowie der pyrenäischen Halbinsel geworden wäre. Die Zugeständnisse, die sie ihm bewilligten, erschienen ihnen mit Recht wenig bedrohlicher Natur; besonders weil auch der Kaiser durch die Erwerbung von Mailand einen so großen Zuwachs an Macht erlangen würde. Hätte sich die Herrschaft des Kurprinzen unter der Leitung seines Vaters in Spanien befestigt, so würde auch auf dieser Seite Frankreich durch eine neue unabhängige Dynastie, die ihr Dasein der Idee des europäischen Gleichgewichts verdankt hätte, beschränkt worden sein.

Dahin vereinbarten sich Frankreich, die Generalstaaten und

England durch einen Vertrag, der am 11. October 1698 im Haag unterzeichnet worden ist.

Noch ward derselbe geheim gehalten: in dem nämlichen Augenblicke aber erlangten, unabhängig davon, die Rechte des Kurprinzen die Anerkennung der Regierung von Spanien.

Bei der Mutter des Königs, Maria Anna von Oesterreich, welche, nachdem sie die Reichsverwaltung in schwierigen Zeiten nicht ohne Verstand und Glück geleitet, die allgemeine Verehrung genoß, hatten dieselben schon immer Fürsprache gefunden und waren von ihr noch kurz vor ihrem Tode den spanischen Staatsmännern in Erinnerung gebracht worden.[1] Immer nach allen Seiten thätig, wußte Max Emanuel auch später Verbindungen in Spanien zu erhalten; man will die Summe kennen, durch die er die Oberhofmeisterin, Gräfin Berlepsch, die überhaupt für bestechlich galt, für sich gewonnen habe; in der That gab die regierende Königin, deren Vertraute die Gräfin war, zuletzt den Widerspruch auf, den sie den baierischen Ansprüchen entgegengesetzt hatte. Den rechtskundigen Spaniern selbst erschienen diese als die bei weitem bestbegründeten. Denn alles beruhe auf dem Testament Philipps IV., in welchem der Möglichkeit einer Renunciation nicht gedacht werde; daß der Kaiser seine Tochter zu einer solchen bewogen hatte, erschien ihnen fast als ein Act der Gewaltsamkeit. Niemals war dieselbe in den Formen des spanischen Staatsrechts bestätigt worden; die Spanier hielten sie für vollkommen null und nichtig. Auch ein italienischer Rechtsgelehrter von hohem Ruf und Ansehen, dem man die Frage vorlegte, sprach sich zu Gunsten des Kurprinzen aus.

Und so ward Carl II., auf welchen das Verfahren des Kaisers einen besonders ungünstigen Eindruck gemacht haben soll, in der That bewogen, ein Testament zu Gunsten des

1 Piero Venier: Relatione di Spagna. La regina madre — obbliandosi la tenerezza del nepote e del fratello pareva proponesse l'appoggiar l'elettore.

Kurprinzen abzufassen. Eines Tages, Mitte November 1698, erschien er persönlich in dem Staatsrath, um demselben mitzutheilen, daß er, seit seinen letzten Krankheiten von allen Seiten angegangen, über seine Erbfolge zu verfügen, sich endlich dazu entschlossen habe. Don Antonio Ubilla, Staatssecretär für die allgemeinen Anfertigungen, verlas hierauf die Acte, durch welche der König, anknüpfend an das Testament seines Vaters, den Kurprinzen von Baiern als den rechtmäßigen Erben aller seiner Rechte und Länder bezeichnete und für den Fall, daß er mit Tod abgehen sollte, ehe der Prinz volljährig geworden sei, die Regierung seiner Gemahlin sammt einer Junta, deren Mitglieder sogleich bezeichnet wurden, übertrug.[1] Auch für die spätere Lebenszeit der Königin ward darin Sorge getragen. Dem Staatsrath wäre es als eine Art von Anmaßung erschienen, auch nur seine Beistimmung auszudrücken: ohne ein Wort zu sagen, gingen die Mitglieder auseinander.

Allerdings trafen dergestalt die Resultate der diplomatischen Verhandlungen und der Erwägungen, die man in Spanien gepflogen, in der Person des Kurprinzen zusammen; ein Irrthum aber wäre es, die beiderseitigen Ansichten und Entwürfe für übereinstimmend zu halten; sie gingen so weit wie möglich auseinander. Die Spanier wünschten ihre Monarchie, wie sie war, zu behaupten, die Mächte wollten dieselbe theilen; jene stützten sich auf das Testament Philipps IV., welches der jüngeren Tochter den Vorzug gab; König Ludwig hielt das Recht der älteren Tochter, welches sein eigenes und das Recht seiner

[1] So meldet Harcourt 2. December 1698 nach der Mittheilung Portocarrero's: le roi d'Espagne a disposé de sa succession en faveur du prince électoral de Bavière, il a confirmé le testament de Philippe IV. — — s'il venoit à mourir avant que le prince avoit l'âge de gouverner ses états, la reine seroit régente avec une junte, savoir le Card. de Tolède, le président de Castille, celuy d'Aragon, l'inquisiteur général, un des conseillers d'état et un grand d'Espagne. — — Die Nachricht, die sich in den Memoiren von de la Torre I, 51 findet, wird hiedurch berichtigt.

Nachkommen war, nach wie vor für das einzig gültige. Indem er aus Gründen der europäischen Convênienz in die Erhebung des Kurprinzen auf den spanischen Thron einwilligte, fand er sich doch bewogen, gegen die zu Gunsten desselben von Carl II. getroffenen Bestimmungen sogar mit einer gewissen Bitterkeit zu protestiren. Aufs neue erklärte er sich entschlossen, den Anspruch des Dauphin, der auf dem gemeinen Rechte und den besonderen Gewohnheiten von Spanien beruhe, mit aller seiner Macht zu behaupten. Und, was zum Erstaunen gereichen mußte, König Wilhelm erklärte sich mit dieser Protestation, die ihm vorgelegt worden war, einverstanden. Denn weder der eine noch der andere wollte den Kurprinzen allein oder auch nur vornehmlich kraft seines Erbrechts auf den spanischen Thron gelangen lassen; nur in Folge einer europäischen Uebereinkunft sollte er ihn besteigen. Das Erbrecht allein hätte ihm allgemeine und sehr ausgedehnte Rechte verliehen; die politische Uebereinkunft dagegen machte die festgesetzten Abtretungen zur Bedingung seiner Regierung. Indem beide Theile auf dieselbe Persönlichkeit zurückkamen, standen doch ihre Principien, Erbrecht und europäische Convenienz, in geradem Gegensatz mit einander.

Die spanischen Staatsmänner selbst hatten sich überredet, die von ihnen getroffene Bestimmung werde den Beifall der Mächte haben und ihnen durch den Einfluß, den ein Kurfürst auf die Politik des deutschen Reiches ausübe, einen neuen Rückhalt verschaffen; durch den Widerspruch, der sich gegen dieselbe erhob, geriethen sie in eine nicht geringe Verlegenheit.

In diesem Augenblick aber starb der Kurprinz (Februar 1699) an der Krankheit der Pocken. Graf Merode erzählt, er habe nie den jüdischen Medicus Don Luys vergessen können, den er in dem Krankenzimmer sah, den Rücken nach dem brennenden Kamin gewandt, denn diesen beschuldigte man, wahrscheinlich doch ohne Grund,[1] die Krankheit durch Gift unter-

[1] S. 100. König Ludwig meldet 8. Februar 1699, daß der Kurprinz gestorben, de la petite vérole, einfach ohne weitere Bemerkung.

stützt zu haben. Bei dem Begräbniß hörte man eine Stimme, welche den Todesfall als ein Glück für das Land bezeichnete. Das Volk von Spanien sah denselben fast als ein Wunder, aber als ein heilbringendes an. Die Thronfolge des jungen, unbekannten Fürstensohnes befriedigte weder die Gefühle, noch beruhigte sie die Besorgnisse der Völker.

In dem Vertrage zwischen den Mächten war dem Kurfürsten selbst ein eventuelles Erbrecht nach dem Tode seines Sohnes zugestanden.[1] Und vielleicht hätte man an eine Nachfolge des Vaters denken können, wäre der Prinz wirklich zum Besitze der Krone gelangt. Wie sollte das aber jetzt möglich sein? König Wilhelm las den Artikel noch einmal durch und erklärte, daß derselbe nicht anwendbar sei.

Zweiter Theilungsvertrag.

Auf allen Seiten mußte man nun auf eine andere Auskunft Bedacht nehmen.

Frankreich und Oesterreich standen einander aufs neue ohne dritten Mitbewerber gegenüber, und es hätte wohl für diese beiden Mächte an der Zeit scheinen können, auf irgend eine Weise sich unter einander zu verständigen. Auch ist davon von Zeit zu Zeit die Rede gewesen, der eventuelle Theilungsvertrag vom Jahre 1668 ward wieder in Erinnerung gebracht; Ludwig XIV. hätte gern gesehen, wenn Harcourt auf den Grund desselben eine Unterhandlung mit Graf Harrach in Madrid eröffnet hätte. Aber Harcourt hielt das nicht für gerathen: denn der kaiserliche Gesandte würde sich dieser Eröffnung nur bedienen, um sie den Spaniern mitzutheilen, die kundgewordene Absicht einer Theilung aber könne nicht anders als diese von ihrer Vorliebe für Frankreich abwenden. Ohnehin liegt ja

[1] S. A. É.le lui succédera dans la possession et jouissance desdits royaumes — et les aura en pleine propriété pour lui et ses enfans. Articles secrets 1. 2.

am Tage, welche Schwierigkeiten der Erneuerung der alten Stipulationen im Wege standen. Sie waren getroffen worden, als die Interessen des europäischen Gleichgewichts erst in ihren Anfängen erschienen; auf das mächtigste aber waren diese jetzt repräsentirt: welch eine ganz andere Stellung hatte Wilhelm III. inne, als damals Johann de Witt. Man durfte weder erwarten, daß Wilhelm jemals in die in jenem Vertrag festgesetzte Abtretung der Niederlande an Frankreich willigen, noch auch daß irgend etwas ohne seine Mitwirkung beschlossen oder ins Werk gesetzt werden würde.

Auf dieselbe Weise demnach, wie die Unterhandlungen früher gepflogen worden waren, so mußten sie nach dem Tode des Kurprinzen wieder aufgenommen werden. Ludwig XIV. bot auf die erste Anfrage Wilhelms die Hand dazu. Der frühere Vertrag ward zu Grunde gelegt und man kam überein, daß der Besitz der dem Kurprinzen zugesprochenen Theile der Monarchie, also auch der spanischen Niederlande, an den zweiten Erzherzog fallen solle. So weit gab Ludwig XIV. den englischen Interessen nach, aber dagegen forderte er in den seinen eine Abänderung der Vertheilung von der größten Bedeutung; er wollte nicht auch Mailand auf eine oder die andere Art österreichisch werden lassen, was er in seinem früheren Tractat zugegeben hatte: er wollte es an den kraft des Ryßwiker Friedens wiederhergestellten Herzog von Lothringen, der mit der französischen Prinzessin, die ihm vermählt worden war, wieder in Nancy Hof hielt, übertragen wissen, dieser aber sollte Lothringen dafür aufgeben. Er hätte den großen Gewinn davongetragen, die so oft versuchte Besitznahme dieses Landes, die immer an dem nicht zu beseitigenden Erbrecht gescheitert war, definitiv und rechtlich zu vollziehen.

Wilhelm III. nahm diesen Vorschlag an, dessen Ausführung er wenigstens für ein bei weitem minderes Uebel hielt als die Erneuerung des Krieges. Daß der König die eigenen Successionsansprüche fallen ließ, schien ihm dieses Preises werth.

Hatte doch auch schon bisher Frankreich sich das militärische Uebergewicht über Lothringen vorbehalten. Die Veränderung erschien als die leichteste, mindest gefährliche.

Es leuchtet aber ein, daß sie den Beifall des kaiserlichen Hofes nicht haben konnte. Dahin würde dieser sich haben bringen lassen, daß er auf die Niederlande verzichtet, sich zum Austausch gegen Lothringen hergegeben hätte; davon aber wollten die Seemächte nichts hören, weil ein Fürst, der nur jene Landschaften besitze, ohne andern Rückhalt nicht so viel Macht haben werde, um sie gegen Frankreich zu vertheidigen: sie verlangten Mailand. Dieß aber wollte Oesterreich, vornehmlich aus einem militärischen Grunde, nicht in andere Hände fallen lassen. Leicht würde der Herzog von Lothringen als Besitzer von Mailand unter französischen Einfluß gerathen; und wie sich schon zeigte, daß auch der Kurfürst von Baiern wieder ein engeres Verhältniß mit dieser Macht angeknüpft, so trat die Gefahr ein, daß einmal Baiern und der neue Herzog von Mailand zusammen mit Frankreich gemeinschaftliche Sache machen konnten. Oesterreich würde dann zugleich im Donauthal und von Italien her angegriffen werden, was die äußerste Gefahr für seine Existenz in sich schließe. Ueberdieß aber: an der Ausstattung eines Prinzen seines Hauses mit Spanien und Indien liege dem Kaiser so viel nicht, da er, wenn er Mailand und Final aufgeben müsse, außer allem Zusammenhang mit demselben komme.[1]

Indem von dem Erbanspruch die Rede war, hatte doch jede von den großen Mächten ihr besonderes Machtinteresse im Auge. Die Seemächte, die dabei ebenfalls von dem ihren geleitet wurden, ließen sich durch den Widerspruch von Oesterreich nicht hindern, ihren Vertrag mit Frankreich auf jener Grund-

[1] Die einzige einigermaßen authentische Nachricht über die Berathungen des kaiserlichen Hofes findet sich bei Wagner: Historia Leopoldi II, 526, der als das Resultat der gepflogenen Berathungen angiebt: 1) Hispaniam cum America Gallo cedendam, 2) Italiam archiduci servandam, 3) Belgium Lotharingo attribuendum.

lage zum Abschluß zu bringen; als es im Mai 1700 — denn die Unterhandlungen mit der Republik verursachten immer einige Zögerungen — so weit gekommen war,[1] forderten sie, mit Frankreich vereinigt, die Accession von Oesterreich in dem hohen Ton, den Diejenigen anzunehmen pflegen, welche der Uebermacht sicher zu sein meinen. Sie glaubten nicht, daß der Kaiser stark genug sein würde, auf die Länge zu widerstreben; er werde, meinten sie, nicht ferner dem Schatten der Erwerbung der gesammten Monarchie nachjagen und darum ein Loos, das ihm so viele und große Vortheile darbiete, von der Hand weisen. Wenn aber Oesterreich beitrat, so schien damit jede Schwierigkeit beseitigt zu sein. Der französische Gesandte in Madrid war bereits beauftragt, in diesem Fall in Verbindung mit den Bevollmächtigten der übrigen Mächte den geschlossenen Vertrag dem König von Spanien und, wenn derselbe mit Tode abgegangen sei, den Cortes oder den höchsten Landescollegien vorzulegen, sich auf keine Verhandlung darüber einzulassen, einfach auf seine Ausführung zu dringen. Dann werde der allgemeine Friede auf eine Weise befestigt sein, daß er nicht mehr gestört werden könne.[2]

Indem König Ludwig diese Unterhandlungen pflog, diese Beschlüsse faßte, erkannte er offenbar das Recht der europäischen Mächte, die Erbfolgefrage nach ihrer Convenienz zu entscheiden, auch seinerseits an; ja er nahm Theil an der Ausübung desselben. Allerdings aber waltete dabei die Voraussetzung ob, daß es allgemeine Anerkennung finden werde. Wenn dieß nicht geschah, ließ er, anknüpfend an die Sympathien der Spanier, einer entgegengesetzten Reihe politischer Gedanken freien Spielraum.

Die Spanier hatten nach ihren letzten Erfahrungen Bedenken getragen, über die Succession aufs neue eine Verfügung

[1] Vgl. hierüber die Correspondenz des Earl von Manchester bei Tindal III, 414.

[2] Ludwig an Harcourt, 1. April 1699.

zu treffen. Ludwig XIV. hinderte es selbst, indem er das in der Antwort der Spanier auf seine Protestation enthaltene Versprechen, den Frieden pünktlich zu beobachten, hervorhob: — denn dazu gehöre, daß man Alles vermeide, was das gute Vernehmen stören könnte, und namentlich nichts beschließe, was den Rechten des Dauphin auf die spanische Krone Eintrag thäte.

Aber je weniger über die große Frage verhandelt ward, um so mehr beschäftigte sie alle Gemüther; sie regte persönlichen und patriotischen Ehrgeiz, Hoffnungen und Befürchtungen an: mannigfaltige Versuche wurden gemacht, sie durch geheime Verabredung zu schlichten. Unter andern trat der Gedanke hervor, einen portugiesischen Prinzen zum Thronfolger zu berufen. Das große Interesse wäre dabei gewesen, die pyrenäische Halbinsel unter demselben Scepter zu vereinigen und der Monarchie überhaupt ihren alten Umfang wieder zu geben. Einige Große und die Königin selbst — wie ja auch die portugiesischen Prinzen ihre Neffen waren, denn eine andere ihrer Schwestern, Marie Sophie von Neuburg, saß auf dem portugiesischen Throne — waren dafür. Aber dadurch geschah nur, daß die Anhänger von Oesterreich sich den Gegnern der Königin beigesellten, deren Stellung dadurch überaus schwierig wurde. Die rücksichtslosesten Manifestationen altcastilianischer Opposition gegen das Königthum tauchten empor. Nächtliche Zusammenkünfte wurden gehalten, in denen davon die Rede war, die Königin von dem König zu trennen, oder gar noch bei Lebzeiten des Königs eine von dem Hofe unabhängige Regierungsgewalt zu bilden.[1] Die Auflösung eines Staates zeigt sich

[1] Am 22. Juli 1699 meldet Harcourt: Les juntes nocturnes continuent toujours, mais les gens qui les composent sont fort chagrins de ne pas aller plus vite dans leurs projets et du crédit que la reine continue d'avoir. Recht merkwürdig ist ein Schreiben des Landgrafen Georg von Darmstadt (Barcelona 17. März 1700) an die Gräfin Berlepsch über diese „junſas et bandillas". Bauers Archiv für Hessische Geschichte VIII, 1, 157.

am widerwärtigsten in den inneren Feindseligkeiten seiner Oberhäupter, die nicht mehr durch die Idee der Gesammtheit beherrscht und zusammengehalten werden. Alles erfüllte sich mit Parteiung; populäre Tumulte, zufälligen Ursprungs, mußten dem gegenseitigen Hasse der Vornehmen dienen; man sah Männer, die noch eben alles vermochten, in die Verbannung wandern; andere, die nicht verbannt werden konnten, freiwillig von dem Hofe weichen.[1]

Und in dem Unmuth, der hierüber um sich griff, wandten die Meisten doch wieder den Blick nach Frankreich. Im Jahre 1699 ist in dem Staatsrath selbst der Vorschlag gemacht worden, eine Gesandtschaft an Ludwig XIV. abzuordnen und ihn feierlich zu ersuchen, den Herzog von Anjou als Thronfolger in Spanien zuzugestehen. Manche meinten dabei sich der Bestätigung ihrer Privilegien zu versichern: Andere sahen in einer durchgreifenden Regierungsgewalt das größere Heil, denn es sei besser, Einen Herrn zu haben; aber die Einen wie die Andern richteten ihre Hoffnungen auf Frankreich, und der Botschafter versäumte nichts, um sie in ihren Hinneigungen zu bestärken.

Sollte nun aber der König, der so eben die Theilungsverträge abschloß, nicht diese denselben entgegenlaufenden Demonstrationen von sich weisen?

So lange Oesterreich dem Tractat nicht beitrat, hielt er für nothwendig und für erlaubt, sie gewähren zu lassen und zu pflegen.

Auf seinen Befehl sollten dem König Carl II. Vorstellungen darüber gemacht werden, daß er allezeit entweder für den Kurprinzen oder für den Erzherzog gewesen sei, die besseren Ansprüche des Dauphin und seiner Kinder aber niemals berück-

[1] Wie der spanische Gesandte in Wien sich ausdrückt: qu'on ne connoissoit plus l'autorité du roi qu'à voir partir de tems en tems un petit billet, qui chassoit tantôt l'un, tantôt l'autre. Mémoires de Villars I, 485.

sichtigt habe. Jeder Begünstigung des Erzherzogs sollte sich der Gesandte mit allen seinen Mitteln in den Weg stellen. Träte ein Todesfall ein, ehe Oesterreich den Tractat angenommen hätte, so sollte der Gesandte die Anträge Derer, die sich ihm nähern würden, entgegennehmen und sie versichern, daß der König dieselben mit Vergnügen empfangen werde, besonders wenn man ihm auch die Mittel angeben wolle, durch welche man seine Gesinnung gegen ihn zu bethätigen im Stande sei.[1] Auf die Nachricht, daß ein spanischer Gesandter nach Versailles kommen würde, spricht er die Absicht aus, denselben zu fragen, ob er ihm Vorschläge zu Gunsten seiner Enkel mitbringe. Die Verbindung, in welche sein Gesandter mit neapolitanischen Mißvergnügten trat, heißt er ausdrücklich gut.

Es ist wahr, daß diese Erklärungen auf die Voraussetzung begründet waren, daß Oesterreich den Tractat nicht annehmen werde; aber wenn man sie liest, so findet man sie auf eine Weise ausgesprochen, daß man in der That nicht mehr weiß, wohin die wahren Absichten Ludwigs schon damals gingen. Indem er auf der einen Seite sehr ernstlich an dem Theilungsvertrage festhält, zeigt doch der Augenschein, daß er Gesinnungen, die den ausschließenden Anspruch seines Hauses begünstigen, mit Vergnügen wahrnimmt und mit Absicht pflegt. Und entsprachen diese nicht seinem tiefen Ehrgeiz? war nicht alles Andere nur die durch die europäischen Verhältnisse auferlegte Nothwendigkeit? Man sieht die Schwierigkeiten kommen, in die ihn sein Doppelsinn verwickeln muß. Denn immer stärker setzten sich die beiden Momente, die in dieser Angelegenheit liegen,

1 Schreiben vom 16. August 1699. Vous n'aurez dans ce cas d'autre partie à prendre, que de recevoir favorablement ceux qui viendront vous faire des propositions, leur dire que vous m'en rendrez compte, que je les écouterai avec plaisir, qu'il faut en même temps qu'ils fessent connaître les moyens qu'ils ont de marquer par les effets leur bonne volonté: vous m'en avertiriez et j'aurais certainement le temps de vous envoyer mes ordre, avant que les cortes fussent assemblés.

die europäische Convenienz und das mit den Sympathien der Spanier verbündete dynastische Interesse, neben einander fest. Eben im Gegensatz gegen den Theilungsvertrag schritt König Carl dazu, seinen letzten Willen zu formuliren.

Testament Carls II.

So zufällig in ihrem historischen Ursprunge und mangelhaft die Verbindung auch schien, durch welche die verschiedenen Landschaften und Provinzen der spanischen Monarchie zu einem Ganzen vereinigt wurden, so hatte doch die Zeit ihr Recht geübt und Manches hervorgebracht, was sie an jeder Stelle beliebt machte; schon durch die Gemeinsamkeit der Schicksale, welche sie in beinahe zwei Jahrhunderten mit einander bestanden, fühlten sie sich aneinander geknüpft. Was sie aber waren, das wollten sie bleiben; wem auch nach dem Tode Carls II. der Thron zufallen mochte, sie wollten auch fortan eine einzige Monarchie ausmachen.

Besonders die Castilianer, welche seit Philipp II. einen vorzüglichen Antheil an der Regierung des Ganzen und dadurch an den Weltereignissen genommen hatten, hegten diese Gesinnung. Von den Großen, welche die höchsten Stellen in dem eigenen Lande, sowie in den Nebenlanden zu bekleiden pflegten, läßt es sich nicht anders denken; übrigens unter einander entzweit, waren sie doch hierin vollkommen einverstanden; in der Größe der Monarchie sah ein Jeder seine eigene; aber auch das Volk war eifrig dafür; diese Stellung war der Stolz der Castilianer.

Schon das Gerücht von den Unterhandlungen über den zweiten Theilungsvertrag hatte Spanien in lebhafte Aufregung versetzt; König Carl hatte deßhalb an Ludwig XIV. geschrieben und ihn aufgefordert, einem politischen Aergerniß so unerhörter Art entgegenzutreten. Was mußte man da nicht von dem Bekanntwerden des wirklich geschlossenen Vertrages erwarten?

Als im Frühjahr 1700 der Tractat zu Stande gekommen und der Beschluß gefaßt war, ihn dem spanischen Hofe offiziell mitzutheilen, forderte der Marquis Harcourt, der ein ganz anderes Ziel seiner Unterhandlungen in Aussicht gestellt hatte, seine Abberufung. Er besorgte eine plötzliche Aufwallung des nationalen Unwillens, der sich gegen ihn richten würde. Ludwig XIV., der ähnliche, auf gleichen Motiven beruhende Anträge bisher abgewiesen hatte, fand es jetzt selbst angemessen, daß Harcourt sich sobald als möglich entferne. Die Geschäfte der Gesandtschaft gingen an einen Beamten derselben, Blecourt, über.

Nicht durch diesen jedoch, sondern durch den spanischen Gesandten in Frankreich, Marquis de los Rios, ließ Ludwig dem König von Spanien offizielle Eröffnungen von dem geschlossenen Vertrage zugehen und ihn, „denn nur dadurch werde er den Frieden seiner Völker sichern," zum Beitritt zu demselben auffordern. Blecourt findet kaum Worte die Entrüstung zu schildern, in welche König und Königin durch diese Mittheilungen gesetzt worden seien.[1] Und eine ähnliche Wirkung brachte der Vertrag in der ganzen Nation hervor. Denn wo, sagte man, sei es jemals erhört worden, daß durch fremde Mächte über den Besitz von Ländern entschieden werde, deren König lebt und regiert: daß man sie Fürsten zuweise, welche von ihm nicht gekannt und eher gehaßt als geliebt werden. Man fand darin eine Ungerechtigkeit und eine Beleidigung: die große spanische Monarchie werde behandelt, als wenn sie die Republik San Marino oder das Fürstenthum Mirandula wäre.

Auch Die aber, die über den ersten Eindruck hinwegkamen und die Bestimmungen des Tractates einer näheren Prüfung unterwarfen, fanden ihn verderblich. Man muthe, sagten sie, Spanien zu, die Barriere der Holländer auch in Zukunft gegen

[1] Blecourt 3. Juni: La reine d'Espagne a tout cassé de rage dans sa chambre.

Frankreich zu vertheidigen; wo solle aber dieses Land die Kräfte dazu hernehmen, wenn man es seiner besten Provinzen beraube? Spanien werde in Zukunft der französischen Macht überhaupt nicht widerstehen können. Diese eröffne sich durch den Tractat Guipuscoa und Catalonien; von Holländern und Engländern wenigstens werde sie nicht abgehalten werden können, in Navarra und Aragon vorzudringen, das ganze Land werde sich ihnen unterwerfen müssen. Und wie wolle Spanien die südamerikanischen Colonieen behaupten, da es die See nicht mehr beherrsche? Man werde die Engländer und Holländer sich der Häfen bemeistern und, was das schmerzhafteste sei, in dem rechtgläubigen Gebiete die Lehren von Luther und Calvin zur Herrschaft gelangen sehen.

Im ganzen Reiche gab es nur Eine Stimme, die der Entrüstung und des Abscheues über diesen Vertrag. Man hätte erwarten sollen, daß sich die Nation in ihrem verletzten Selbstgefühl dagegen erheben und mit Aufbietung aller ihrer Kräfte ihre politische Existenz zu retten suchen werde.

Der König von Spanien ließ von den namhaftesten Männern seines Reiches, geistlichen und weltlichen Standes, selbst den zuletzt Verbannten, Gutachten über die zu ergreifenden Beschlüsse einfordern. So viele deren aufbehalten worden sind, alle stimmten darin überein, daß das Reich nicht die Kraft habe, sich zu widersetzen: es habe nicht Menschen genug, um ein Heer aufzustellen, weder Geld, um eine Aushebung zu bewirken, noch auch Mittel, sich Geld zu verschaffen: — vergeblich wäre es, etwas zu rathen, dessen Ausführung unmöglich sei. Sich dem drohenden Unheil zu unterwerfen, war jedoch eben so wenig ihr Sinn. In der äußersten Bedrängniß glaubten sie nur eine einzige Rettung zu sehen: diese bestand in der Anerkennung der Ansprüche des Königs von Frankreich.

Die Franzosen hatten von dem Bekanntwerden des Theilungsvertrages ein Wiederaufflammen des alten Nationalhasses befürchtet, aber eben das Gegentheil geschah: man fand sogar,

Ludwig XIV. habe Recht daran gethan, ihn zu schließen, er habe dadurch den Spaniern die Augen geöffnet. Indem diese sahen, daß es mit der Theilung der Monarchie Ernst werden würde, eben darum, weil der König von Frankreich an derselben Theil nahm, beschlossen sie, alle Rücksichten, durch die sie bisher abgehalten worden waren, von sich zu werfen, und bei Dem, der sie hauptsächlich bedrohte, ihre Rettung zu suchen.

Es gab auch hierüber kaum eine Verschiedenheit der Meinungen. Der Staatsrath erklärte sich bereits am 6. Juni mit großer Mehrheit dafür.

Der Marquis von Villafranca geht in seinem Votum davon aus, daß der König die Pflicht habe, Sorge zu tragen, daß die Monarchie für alle Zeit in der Verfassung und dem Umfang verbleibe, in welchem er sie besitze;[1] wäre sie in ihrer alten Macht zu Land und zu See, so würde das keine Schwierigkeit haben, jetzt aber sei sie dazu nicht fähig, selbst nicht mit Hülfe des Kaisers. Der Theilungsvertrag liefere die Monarchie bereits in die Hände von Frankreich. Wohl sei es nur die eine Hälfte, welche dem König Ludwig zugesprochen werde, aber die andere werde er bei dem ersten Zerwürfniß einnehmen, man könne sie ihm nicht streitig machen: er werde dann die eine oder die andere als erobertes Land betrachten und sie mit seinem Reiche vereinigen.[2] Das einzige Mittel dagegen sei, daß man die Verzichtleistungen der früher nach Frankreich vermählten Infantinnen als ungültig betrachte; das Wohl des Staats habe sie einst gefordert, das Wohl des Staats mache jetzt nothwendig, sie aufzugeben; es sei nicht allein das Recht, sondern die Pflicht des Königs, dieß zu thun. Zwar werde die Einwendung

[1] Copia de voto del Sign. Mrqs. de Villafranca in dem 85. Band der Correspondenz. Que la monarquia se mantenga todos tiempos en la misma forma y sin diminucion como Va. Md. la posee.

[2] Que solo ay la diferencia de dividir en tiempos el apoderarse destos dominios quitando el honor, que podra occasionar el quererlo conseguir de una vez.

erhoben, hauptsächlich der kaiserliche Gesandte spreche davon, daß der König von Frankreich erklärt habe, auf die Anerbietungen der Spanier nicht mehr eingehen zu wollen; sollte er das wirklich gesagt haben, so wäre es entweder ein Beweis, daß er auf eine Eroberung von Spanien denke, — das äußerste Unglück, das begegnen könne — oder, was wahrscheinlicher, nur ein Zeichen, daß er eingeladen zu werden wünsche; denn daran lasse sich ja gar nicht denken, daß er die Berufung eines seiner Enkel zur Nachfolge auf dem Thron der spanischen Monarchie ablehnen sollte. [1]

Der Marquis de Manzera sagt, alles, was man früher vorgeschlagen, wie die Rüstung des Landes, oder selbst die Berufung der Cortes, würde jetzt ins Verderben führen; in dem Schiffbruch, welcher bevorstehe, gebe es kein anderes Rettungsmittel, als dieß, einen jungen Sohn des Hauses von Frankreich anzuerkennen.

Es war, wie man sieht, vor allem das Gefühl der harten und unvermeidlichen Nothwendigkeit, was die Spanier zu dem definitiven Entschlusse brachte; doch fehlte es auch nicht an rechtlichen Gründen dafür.

Auch die juridische Frage hatte man in Spanien bereits mit Ernst und Methode erwogen.

Ein vorläufiges Bedenken war, ob der König überhaupt befugt sei, über seine Nachfolge durch Testament zu bestimmen. Man antwortete, daß nach dem bei Fideicommissen üblichen Herkommen ihm als dem Letzten seines Stammes dieß Recht nicht bestritten werden könne, selbst wenn er mit den Verfügungen seines Vorfahren in Widerstreit gerathe, nur müsse sein Ausspruch mit dem Erbrecht übereinstimmen; er könne ein solches nicht schaffen, wohl aber es durch testamentarische Verfügung verstärken.

[1] No se deve pensar, que no quiera venir en que un nieta suyo see successor a esta corona, si no es, que esta tan firme en parecer, que todo lo ha de conquistar y yuntar a la suya.

Wenn nun schon bei Erwägung der Ansprüche des Kurprinzen und der Renunciation, welche die Mutter desselben geleistet hatte, die Ansicht gefaßt worden war, daß eine solche Verzichtleistung den spanischen Gesetzen widerspreche und keine bindende Kraft habe, wie hätte man dieß nicht auch auf die Verzichtleistung seiner älteren nach Frankreich vermählten Schwester anwenden sollen? Das war ja die ursprüngliche Ueberzeugung der spanischen Rechtsgelehrten, die schon bei dem pyrenäischen Frieden geäußert wurde, daß die Verzichtleistung im Angesicht des natürlichen Erbrechts, das nach spanischen Gesetzen sich auch auf Frauen erstrecke, nicht verpflichte.

Noch zögerte König Carl, die letzten Verfügungen in diesem Sinne zu treffen; er hatte, wie sich von einem Sprößling des Hauses Oesterreich an sich voraussetzen ließ, Sympathien für seinen Stammesvetter: er wollte den Kaiser nicht beleidigen noch entfremden, wiewohl man ihm sagte, daß dieser nicht werde zürnen können, da ihm die Fortdauer der Monarchie selbst am Herzen liegen müsse. Um jedem Zweifel ein Ende zu machen, fühlte er sich bewogen, nach dem altkatholischen Sinne dieser Monarchie den Ausspruch des römischen Papstes anzurufen.[1]

Das Schreiben des Königs Carl an Papst Innocenz XII. ist vorhanden. Er selbst hebt darin die aus dem Theilungsvertrag, welcher überdieß geheime Artikel haben werde, für die Alleinherrschaft der katholischen Religion zu erwartenden Gefahren hervor: auch er fürchtet das Eindringen der protestantischen Meinungen in Südamerika. Um das Reich vor diesem Uebel und den andern ihm drohenden Bedrängnissen zu schützen, werde ihm, so fährt er fort, von seinen vornehmsten Dienern die Berufung eines der jüngeren Söhne des Dauphin von Frank-

[1] Voto del conde de Santisteban: man habe keine Zeit zu verlieren, sich an den König von Frankreich zu wenden: que el sea por medio del Papa es muy a proposito. Manzera: En quanto al escrivir V. Md. al Papa — — Signe el dictamen del Sr. Card. Portocarrero hatte diesen Rath gegeben.

reich zur Thronfolge angerathen: er lege die Entscheidung in die heilige Hand des allgemeinen Vaters, um, wenn er von ihm das Wort der unfehlbaren Wahrheit vernommen habe, den Entschluß zu fassen, der zur Aufrechthaltung der Untheilbarkeit des Reiches und der Religion, sowie zur Beruhigung seines Gewissens am besten diene.[1] Papst Innocenz XII. legte die Frage einer Congregation der vornehmsten Cardinäle vor, unter denen wir Albano, später Papst Clemens XI., bemerken. Wie hätte aber dem römischen Hofe nicht alles daran liegen sollen, die vorzugsweise katholische Monarchie ungeschmälert in die Hände eines unbedingt katholischen Fürsten übergehen zu sehen? Nun stand aber damals Ludwig XIV. wieder in sehr vertrauten Beziehungen zu Rom: er versäumte nicht, daselbst wissen zu lassen, daß er, allen Einwendungen zum Trotz, die Widerrufung des Edicts von Nantes erneuert habe. Wir vernehmen, den Gründen der Spanier sei in Rom die Betrachtung hinzugefügt worden, daß ja die Verzichtleistung den einzigen Zweck gehabt habe, die Vereinigung der beiden Kronen auf Einem Haupte zu verhüten: diese Besorgniß aber falle weg, wenn einer der jüngeren Söhne des Dauphin die spanische Krone erhalte. Würde man sagen, die Verzichtleistung sei durch einen Eid bekräftigt worden: so sei der Papst sehr bereit dazu, von diesem Eide zu entbinden. Die Congregation erklärte sich in dem jetzt in Spanien vorwaltenden Sinne. Am 6. August sah man gegen alle Gewohnheit den Cardinalstaatssecretär sich zweimal vom Quirinal zu dem spanischen Gesandten begeben; er überlieferte demselben das eigenhändige Antwortschreiben des Papstes.[2] Innocenz XII. billigt darin das Gutachten der spanischen Räthe des Königs, da es sich auf die Nothwendigkeit gründe, die Einheit

[1] He querido ofrezer a dios en su iglesia el sacrificio de la propria voluntad, poniendo como lo hago mis resoluciones y mis reynos en las santas manos de V. Bd. Das bei Capefigue: Diplomatie de la France et de l'Espagne, S. 20 mitgetheilte Schreiben ist unecht.

[2] Ueber diese Verhältnisse unterrichtet uns Oltieri.

und Integrität der Monarchie durch die allein zum Ziele führenden Mittel zu erreichen. Wie es der König gewünscht hatte, sagte er seine Vermittelung zu diesem Zwecke zu. Diese beiden sterbenden Männer, denn auch der Papst fühlte sich dem Tode nahe, verfügten über die Zukunft der Welt.

Hierauf, von einem neuen Krankheitsanfall heimgesucht, schritt König Carl zur Abfassung seines Testaments. Er glaubte seiner Pflicht gegen sein Reich, die Religion und seine Unterthanen zu genügen, wenn er die Monarchie, die im Gegensatz mit Frankreich gebildet worden war und im Kampf mit derselben eine Epoche welthistorischer Größe gehabt hatte, mit Vorbeigehung seiner Agnaten, den Nachkommen Desjenigen übertrug, in dessen Namen sie auf das ernstlichste und glücklichste bekämpft worden war.

„In der Villa von Madrid, am dritten Tage des October" — so lautet die amtliche Aufzeichnung — „vor mir, Don Antonio de Ubilla y Medina, oberstem Reichsnotar, und den unterschriebenen Zeugen, hat König Carl II., den Gott erhalte, von Krankheit heimgesucht, aber im Besitz seines natürlichen Verständnisses, ein mit seinem königlichen Wappen dreifach versiegeltes Papier niedergelegt, mit der Erklärung, das sei sein Testament, in welchem er seine Erben benannt habe; man solle es weder öffnen noch publiciren vor seinem Tode; nach demselben aber solle dieß mit aller Feierlichkeit geschehen, und jedes andere Testament oder Codicill, die er früher gemacht haben möge, widerrufen sein." Die Zeugen waren die Cardinäle Portocarrero und Borja sammt den vornehmsten Beamten des Hofhalts. Diese und der König selbst haben den Act unterschrieben;[1] am 5. October gab die Gaceta von der Niederlegung des Testaments öffentlich Nachricht. Noch war der Inhalt desselben ein Geheimniß. Obwohl ein Gerücht von dem Gegentheil sich Bahn brach, so lebte doch Graf Harrach der Hoffnung,

[1] Das Original befindet sich in dem Reichsarchiv zu Paris.

daß es für das Haus Oesterreich günstig sein werde. Man sagt, der König habe zuweilen seiner Agnaten mit Liebe gedacht und selbst ein Gefühl der Bitterkeit über das geäußert, was er soeben gethan hatte. Er starb am 1. November: unverzüglich ward das Testament in Gegenwart der Granden und Räthe der Krone eröffnet.

Drei Grundsätze werden darin wiederholt ausgesprochen: der erste ist, daß der Monarchie, welche mit so vielem Ruhm durch die früheren Könige begründet worden, kein Verlust an Land und Leuten angemuthet, der zweite, daß sie auch mit keiner andern jemals vereinigt werden dürfe; der dritte, daß die Verzichtleistung der nach Frankreich vermählten Infantinnen Donna Anna und Donna Theresa ihren Grund nur in der Besorgniß einer solchen Vereinigung gehabt habe; sobald dieselbe vermieden werde, gehöre die Erbfolge dem nach den Gesetzen des Reiches zunächst Berechtigten, welches jetzt der zweite Sohn des Dauphin, Herzog von Anjou, sei. Für den Fall, daß dieser junge Fürst jemals die französische Krone erben und dieselbe vorziehen sollte, wurde sein jüngerer Bruder, Herzog von Berry, als sein Stellvertreter bezeichnet; und sollte dieser das nämliche thun, oder mit Tode abgehen, der zweite Erzherzog, und nach demselben der Herzog von Savoyen und seine Kinder.[1] Wie aber auch die einzelnen Bestimmungen hierüber weiter lauten, die Hauptsache ist, daß der Herzog von Anjou zur Nachfolge in allen spanischen Landen berufen und alle Unterthanen und Vasallen aufgefordert werden, ihn als ihren König und natürlichen Herrn anzuerkennen.

In Spanien segnete Jedermann das Andenken des Verstorbenen für diese weise Verordnung; alle Wünsche waren befriedigt, wenn die Monarchie, wie sie war, erhalten und durch

[1] Testamento y codicilo otorgados por la M. C. del sennor rey D. Carlos II, bei Abreu, XII, 711. Artik. XIII. Lamberty Mémoires pour servir à l'histoire du XVIII siècle. I, 195.

die Freundschaft des mächtigsten Fürsten von Europa, ihres bisherigen Feindes, verstärkt wurde.

Unter allen Menschen hatte Niemand an diesem Erfolge so großen Antheil, wie der Cardinal Portocarrero, vor welchem der Einfluß der Königin vollkommen verschwunden war. Den Tag nach dem Tode Carls II., nachdem die Regierungsjunta, an der Beide theilnahmen, ihre Mittheilung über den Inhalt des Testaments an Ludwig XIV. hatte abgehen lassen, fragte der Cardinal den französischen Gesandten, wie der König dieselbe aufnehmen würde. Blecourt sagte: Ludwig XIV. werde vor allen Dingen wissen wollen, ob sein Enkel in Folge des Testaments allenthalben Anerkennung finden, ob ihm nicht in Mailand der Herzog von Vaudemont, in den Niederlanden der Kurfürst von Baiern Widerstand entgegensetzen würden. Der Cardinal erwiderte: selbst wenn sie es wollten, würde es ihnen unmöglich sein, denn sie seien von spanischen Beamten umgeben und gleichsam unter Aufsicht gehalten; für Spanien und Indien sei das Testament unbedingt genügend. Andere fügten hinzu, wer sich demselben widersetze, würde gesteinigt werden. Blecourt versichert dem König mit Bescheidenheit, aber mit Nachdruck, er könne auf vollkommenen Gehorsam in Spanien rechnen.

Die Spanier hatten ihr Werk gethan; die Schwierigkeit versetzte sich an den französischen Hof.

Berathungen in Frankreich. Annahme des Testaments.

Fortwährend erwog man hier die Dinge nach allen Seiten; auch der Theilungsvertrag hatte, nachdem er bekannt geworden war, vielen Widerspruch gefunden.

Nicht als ob man den Vortheil verkannt hätte, welcher in so bedeutenden Erwerbungen lag, wie die darin in Aussicht gestellten waren, aber man meinte, seine Ausführung werde nur durch Waffengewalt und lange Kriege möglich sein. Vor

allem, so bemerkte man,[1] werde ein bedeutendes Heer dazu gehören, nicht nur um die spanischen Garnisonen aus Neapel und Sicilien zu verjagen, sondern auch um diese Länder unterwürfig zu erhalten; denn wenn nicht von einem eigenen Fürsten die Rede sei, der ihnen allerdings am erwünschtesten wäre, sondern nur von einem Wechsel der Regierung, so ziehe man dort die spanische, den Sitten zusagende Herrschaft der französischen bei Weitem vor. Ebenso wenig werde der Herzog von Lothringen ohne Kriegsgewalt in Mailand einzusetzen sein; dem mailändischen Adel sei der entfernte König lieber, als die nothwendiger Weise strengere Regierung eines kleinen einheimischen Fürsten. Diese Schwierigkeiten würden selbst dann eintreten, wenn Oesterreich den Tractat annehme; noch viel größere aber, wenn dieß nicht geschehe: der Kaiser werde dann seine Truppen nach Mailand schicken und dort an dem Herzog von Savoyen, der es nicht liebe, durch die Aufstellung eines andern Fürsten in Oberitalien in Schatten gestellt zu werden, Rückhalt finden; er werde sie von da nach Neapel vorrücken lassen, auch da werde er auf keinen Widerstand stoßen: denn überall wünsche man, daß die Monarchie vereinigt bleibe. Der Tractat, der dem König in Bezug auf die Niederlande die Hände binde, lasse sie dem Kaiser in Bezug auf Italien frei; und welche Mittel könne England oder Holland gegen ihn in Anwendung bringen? Von ihrer Unterstützung dürfe man überhaupt nicht viel erwarten, denn ihre Absicht gehe dahin, im Kampfe der übrigen Mächte sich die Handelsherrschaft zu erringen; — die Verbindung mit diesen Ketzern mache die Franzosen in Italien und in Spanien nur verhaßt. Wie viel leichter wäre es, die spanische Monarchie für einen der jüngeren

[1] Mémoire sur le traité de partage. Le zèle et la fidélité qu'on doit à S. M. ne permettent pas à dissimuler que tous ceux qui paroissent les mieux instruits des affaires de l'Europe, pensent qu'elle trouvera des difficultés presque insurmontables dans ce partage et rentrera dans une guerre longue et pénible.

Prinzen der königlichen Familie zu gewinnen, gestützt auf die Gerechtigkeit und einverstanden mit dem besseren Theile der Einwohner!

Von diesen Bemerkungen machten besonders diejenigen Eindruck, welche sich auf den Herzog von Savoyen bezogen, der ja seit Jahren der Hoffnung lebte, daß Mailand beim Tode des Königs von Spanien ihm zufallen würde, und der nun in der Aufstellung des Herzogs von Lothringen in Oberitalien nicht allein eine Kränkung, sondern selbst eine Gefahr erblickte, so daß er die Garantie des Tractates als seinen Rechten widerstreitend verweigerte.

Mancherlei Versuche sind gemacht worden, ihn zu gewinnen. Die Franzosen waren sehr bereit, ihn mit den Kronen von Neapel und Sicilien auszustatten, wenn er ihnen dafür Savoyen und Piemont überlassen wollte; und in der That, nichts hätte vortheilhafter für sie sein können. Aber der Herzog wies dieß mit Entschiedenheit zurück, er fürchtete, sein Erbland zu verlieren, ohne der beiden Kronen sich jemals in Ruhe zu erfreuen. Dagegen war ihm Mailand so wohl gelegen und verschaffte ihm, mit Piemont vereinigt, eine so viel größere Stellung, daß er es über sich gewonnen hätte, Savoyen und selbst noch mehr dagegen aufzugeben.[1] Noch zögerten die Franzosen, hierauf einzugehen; sie besorgten, den Herzog so stark und selbständig zu machen, daß ihr Einfluß auf Italien ihnen vollends verloren gehen könne. Aber sie hielten für dringend, eine Abkunft mit ihm zu treffen. In einem jener Gutachten findet sich das Wort, der König könne nur Eines von beiden thun: entweder sich mit Savoyen verständigen, oder den Theilungs-

[1] Nach einer Anzeichnung des Ministers sagte ihm der piemontesische Gesandte Vernon: que cet échange (du Milanais) était ce que son maître désiroit le plus, — et sur ce que j'ai dit à Vernon, que S. A. y joindroit bien encore le comté de Nice et Barcellonette, il m'a dit — que si la conclusion du traité ne dependoit que de cette clause il n'hésiteroit pas à le signer.

vertrag fallen lassen und einen seiner Enkel zur Anerkennung in Spanien bringen. [1]

In diesem Augenblicke entschlossen sich die Spanier von selbst zu dieser Anerkennung.

Man hat gesagt, Ludwig XIV. sei durch directe Einwirkung Harcourts der eigentliche Urheber des Testaments gewesen. Die Wahrheit ist: Harcourt hat nie eine sichere Kunde davon gehabt; indem die Spanier das Testament niederschrieben, fürchtete Harcourt eine Erklärung zu Gunsten des Erzherzogs und schickte sich an, dagegen zu protestiren. Eine so grobe Zweizüngigkeit kann dem König und seinen Ministern nicht zur Last gelegt werden. Aber ist es nicht dennoch wahr, daß er indirect durch seine Haltung und selbst durch bewußten Einfluß zu den Schritten, die in Spanien geschahen, wesentlich beigetragen hat? Wir wollen nicht wiederholen, wie sehr die Aeußerungen seiner Gesandten auch dann noch die Hinneigungen zu Frankreich bestärkten, als England und Holland den Theilungsvertrag bereits angenommen hatten, wie nachdrücklich man an die Rechte des Dauphin, auch als sie schon aufgegeben waren, erinnerte. Bleiben wir nur bei Einer Thatsache stehen. Das Bedenken der Spanier war, ob der König sich nicht durch seine Verträge bereits dergestalt gebunden haben werde, daß er ihre Anerbietungen nicht mehr annehmen könne; auf Carl II. machte dieser Zweifel vielen Eindruck: die ganze Nation hätte in der Ablehnung den äußersten Schimpf gesehen. Der Gesandte drückte sich darüber sehr vorsichtig, keineswegs verneinend, aber doch auch nicht zufriedenstellend aus. Endlich ließ Cardinal Portocarrero diese Ungewißheit dem König Ludwig als den vornehmsten Grund der Unschlüssigkeiten seines Fürsten bezeichnen. [2]

[1] Ou de s'accomoder avec le duc de Savoye pour nous ouvrir les passages du Milanois, ou de faire recevoir un fils de France roi de toute la monarchie d'Espagne.

[2] Marly, 13. août 1700. Que je ne puis m'engager à déclarer présentement ce que je ferais si le roi catholique me demandait un de

Eine Erklärung war nöthig, die nicht mehr allein auf die Ausschließung der Ansprüche von Oesterreich begründet werden konnte. Was antwortete da König Ludwig? Er sprach sich auch dann noch nicht dahin aus, daß er die Anträge annehmen werde, man könne das nicht von ihm fordern, da die Sache noch zweifelhaft und im Widerspruch mit dem bisherigen Verfahren Carls II. sei; aber er bemerkte, noch niemals habe er gesagt, er werde sie, wenn sie ihm mit der nöthigen Zuverlässigkeit geschähen, zurückweisen. Sein Stillschweigen hierüber müsse der spanischen Nation so lange genügen, bis die Dinge dahin entwickelt seien, daß er eine bestimmte Antwort geben könne.

Auf eine Anfrage von Rom, die sehr insgeheim an ihn gerichtet wurde, hat er sich auf eine ähnliche Weise erklärt.

Und gab es nicht unausgesprochene Verpflichtungen, welche Harcourt durch die unverkennbare Tendenz seiner Unterhandlungen mit so vielen angesehenen und bedeutenden Persönlichkeiten eingegangen war?

Es läßt sich bezweifeln, ob die Spanier zu der Erklärung, welche das Testament enthielt, geschritten wären, wenn sie nicht die moralische Ueberzeugung gehabt hätten, daß der König im Herzen damit einverstanden sei.

Ein bestimmtes Versprechen war jedoch nicht gegeben; es gehörte zu dem Stolz Ludwigs XIV., daß er seinem Gesandten auftragen konnte, die Erbietungen der Spanier nicht zu provociren, sondern sie kommen zu lassen, daß es noch bei ihm stand, sie zurückzuweisen und den Theilungsvertrag zu behaupten, oder aber den Theilungsvertrag, zumal da Oesterreich demselben nicht beigetreten war, für nicht verbindlich zu erklären und das

mes petit-fils pour son successeur; que je n'ai point dit que je refuserais de parelles offres si elles m'étoient faites avec toutes les sûretés convenables, et que le silence que j'ai gardé sur ce sujet, est tout ce que la nation peut me demander, jusqu'à ce que je voye les choses disposées de manière à pouvoir m'expliquer plus précisément.

Testament Carls II. anzunehmen. Das Schicksal der Welt hing von dem Entschluß ab, den er fassen würde.

Am 9. November langte der Courier mit der vorläufigen Nachricht des französischen Gesandten in Madrid am Hofe zu Fontainebleau an. Man sah den König bei Tafel ungewöhnlich schweigsam und gedankenvoll. Die erste Besprechung, zu der er die anwesenden Minister in die Gemächer der Frau von Maintenon berief, an der diese selbst theilgenommen haben soll, konnte nur vorläufiger Art sein, da der Dauphin, dessen Sache es hauptsächlich galt, ihr nicht beiwohnte; er pflegte eben der Jagd. Der englische Gesandte hielt sich nach einem Gespräch mit Torcy noch überzeugt, daß der König den Theilungsvertrag, der ihm ja die größten Vortheile darbiete, festhalten werde.[1]

Vom 10. November ist ein Vorschlag vorhanden, aus dem sich ergibt, daß man sich zwar zur Annahme des Testaments neigte, aber die Form noch retten wollte. Unverzüglich, heißt es darin, und zwar noch vor der Ankunft der officiellen Anzeige aus Spanien, sollte ein Courier an den Kaiser und ein anderer an den Herzog von Savoyen abgefertigt werden, um den einen noch einmal zur Annahme des Theilungsvertrages und den andern zum Austausch seines Landes gegen Neapel aufzufordern. Würden sie, wie zu erwarten sei, ablehnen, so würden England und Holland zu ihrer Hülfsleistung für den alsdann unvermeidlichen Krieg aufzumahnen sein. Damit werde es ohne Zweifel seine Schwierigkeiten haben und Frankreich es dann eher rechtfertigen können, wenn es von dem Vertrage zurücktrete und die Anerbietungen der Spanier annehme. Man

[1] Spanheim: 11. Nov. zu Fontainebleau, qu'on ne prendroit aucune mesure que de concert avec le roi son maître, comme le Marquis de Torcy l'en avoit assuré encore aujourd'hui. In den bekannt gewordenen Depeschen des Earl of Manchester ist das nicht so wörtlich enthalten; jedoch sagt er, nachdem er mit Torcy gesprochen hat, ohne zu verkennen, daß jedermann sich über das Testament freute: I am of opinion that they will keep firm to the treaty.

würde zugleich Zeit behalten, sich der Beistimmung der spanischen Stände zu versichern. In diesem Sinne ist ein Schreiben entworfen worden, welches an den französischen Gesandten in Wien, Marquis de Villars, abgehen sollte.

Noch am zehnten jedoch langte der spanische Courier mit dem offiziellen Schreiben der Junta an, und Tags darauf hatte der spanische Botschafter, Marques de los Rios, eine Audienz, in der er dem König das Testament Carls II. mittheilte; „das, wie durch Blut und Recht, so durch die allgemeine Beistimmung des spanischen Volkes sanctionirt werde." König Ludwig versprach, sich über die Annahme desselben ohne langen Verzug zu erklären.

An den entscheidenden Deliberationen, die nun gehalten wurden, nahm nicht allein der Dauphin Theil, sondern, wenn man den Briefen der Frau von Maintenon trauen darf, auch dessen ältester Sohn, der Herzog von Bourgogne. Dieser und sein bisheriger Führer, der Herzog von Beauvilliers, sprachen sich wider die Annahme des Testaments aus und forderten die Festhaltung der Theilungsverträge. In ihnen repräsentirte sich die Anerkennung des europäischen Gleichgewichtes, das Bedürfniß des Friedens, die Nothwendigkeit der inneren Reformen, zu denen der Friede unentbehrlich war. Dagegen zeigte sich der Dauphin, den man in seinem Leben noch nie so entschieden hatte Partei ergreifen sehen, von dem Rechte des Blutes und des Erbes ohne alle Rücksicht durchdrungen. Er forderte die Annahme des Testaments, denn der König sei zu gerecht, ihn eines Reiches berauben zu wollen, das ihm nach den Gesetzen gehöre: er versicherte, daß kein persönlicher Ehrgeiz bei ihm vorwalte, er leiste von Herzen gern zu Gunsten seines jüngeren Sohnes auf die spanische Krone Verzicht; er sei zufrieden, sein ganzes Leben lang sagen zu können: der König mein Vater, der König mein Sohn. Nicht übel sagt Frau von Maintenon,[1]

[1] Lettres de Mme de Maintenon à Madame de Géran, S. 150. Ohne Zweifel sind diese Briefe nicht wörtlich so geschrieben, wie sie gedruckt

es sei ein Streit zwischen Vernunft und Ehre: denn die Ehre schien die Vertheidigung der dynastischen Rechte zu fordern; ruhige und vernünftige Erwägung der äußeren und inneren Verhältnisse dagegen empfahl die Beobachtung des Vertrages.

Protocolle sind über diese Conferenzen entweder nicht geführt worden, oder doch nicht mehr zu finden; die ausführlichsten Nachrichten widersprechen einander selbst in Bezug auf die allgemeine Stellung der einzelnen Persönlichkeiten, es wäre nicht rathsam, sie zu wiederholen; eine Geschichte der Berathung läßt sich nicht schreiben, doch kann man aus den Ueberlieferungen die Motive abnehmen, die zur Sprache gebracht wurden.[1]

Man untersuchte vor allem, ob Frankreich, wie Viele meinten, durch den Theilungsvertrag in der That mehr gewinne, als durch die Annahme des Testaments. Das Urtheil war doch, daß dem nicht so sei. Neapel, Sicilien, Plätze an der toskanischen Küste habe Frankreich schon oft besessen, aber immer wieder verloren; Lothringens sei es militärisch ohnehin Meister; Guipuscoa für den Schlüssel von Spanien zu halten, beruhe auf einem Irrthum. Wolle man dagegen wissen, was die dynastische Verbindung mit Spanien werth sei, so brauche man sich nur der Vortheile zu erinnern, welche sie dem Haus Oesterreich gewährt habe. Noch viel größer aber werde der Vortheil

vorliegen; von den meisten sind die Autographen verloren, von den hier erwähnten finden sich auch keine alten Copien. Indessen haben fortgesetzte Studien Diejenigen, welche die vorhandenen Documente am genauesten kennen, doch zu der Ueberzeugung geführt, daß der alte Herausgeber zwar in der Form willkürlich verfuhr, aber die Substanz des Inhalts nicht veränderte. Ich hörte sogar die Existenz der Mad. de S. Géran bezweifeln; in der Correspondenz der Herzogin von Orleans wird sie häufig erwähnt.

[1] Die ausführlichsten Mittheilungen bei S. Simon und bei Torcy stimmen über die Votirungen der Minister nicht überein. Nach St. Simon wäre Torcy gegen die Annahme gewesen: Torcy schreibt sich selbst die Gründe für die Annahme zu. Nach St. Simon würde der Kanzler für die Annahme gewesen sein, nach Torcy war derselbe unentschieden, nach Spanheim gegen die Annahme.

für Frankreich sein: es werde mit Spanien gleichsam ein einziges Land bilden, die Hülfsquellen der spanischen Provinzen erst wahrhaft flüssig machen, an dem amerikanischen Handel einträglichen Antheil nehmen und vermöge dieser Vereinigung in allen europäischen Angelegenheiten künftig das entscheidende Wort sprechen. [1]

Die zweite Frage war, ob man nicht durch die Annahme des Testaments in einen langen und höchst gefährlichen Krieg verwickelt werden würde. Hierauf lautete die Antwort, daß ein solcher auch bei dem Festhalten des Theilungsvertrages schwerlich zu vermeiden sei. Noch habe Oesterreich denselben nicht angenommen; es würde jetzt weniger als jemals dazu geneigt sein, da, wenn Frankreich das Testament für einen seiner Prinzen ablehne, ein Erzherzog in dessen Rechte eintrete; die ganze spanische Monarchie, vor allen Dingen begierig, beisammen zu bleiben, würde diesem zufallen, Frankreich würde genöthigt sein, einen Krieg sowohl gegen Oesterreich, wie gegen Spanien zu führen, bei dem man wenig auf die Hülfe der jetzt nur nach Frieden trachtenden Seemächte rechnen dürfte. In den französischen Correspondenzen, offiziellen, wie privaten, erscheint sogar die Hoffnung, daß sich auch bei der Annahme des Testaments der Friede werde erhalten lassen.

Dem englischen Gesandten bemerkte Torcy, von allen Mächten habe keine für den Theilungsvertrag mehr als Neutralität versprochen, bei der Haltung des Kaisers und des Herzogs von Savoyen sei ein Krieg vorauszusehen, für welchen die von England und Holland versprochene Hülfe keineswegs hinreiche. Wie dürfe man aber auf eine größere rechnen, da in beiden Ländern eine starke Opposition sich gegen den Inhalt des Vertrages erhebe. Lord Manchester lebte so sehr unter dem Eindruck der in Fontainebleau herrschenden Stimmung, daß er

[1] donner le branle, le poids, et avec le temps, le ton à toutes les affaires de l'Europe.

diese Gründe gelten ließ und seiner Regierung den Rath gab, sich dabei zu beruhigen. [1]

Auf König Ludwig XIV. persönlich wirkten ohne Zweifel noch andere Beweggründe.

Wie der Papst, so war die romanisch-katholische Welt für die Annahme des Testaments, weil sie in dem Zusammenhalten des Landescomplexes der spanischen Monarchie den Vortheil der katholischen Kirche erblickte. Und lag nicht darin auch für den König die Vollendung der Stellung, die er einmal eingenommen, eine Art von Rechtfertigung wegen der über die Protestanten verhängten Gewaltsamkeiten, gewissermaßen die Belohnung und Frucht derselben? Denn nur dem von keinem Schein einer Begünstigung von Ketzern befleckten Katholiken warfen sich die glaubenseifrigen Spanier zu Füßen.

Ueberdieß hatte Ludwig XIV. seit dem Anfang seiner Regierung das Recht seiner Gemahlin auf die spanische Krone festgehalten; wie das Recht ihn bewogen hatte, sich mit ihr zu vermählen, so war seine ganze Politik von demselben ausgegangen. Sollte er nun, da die alten Absichten sich erfüllten, vor dieser Thatsache zurückschrecken, durch Rücksichten sich darin irre machen lassen? Sollte er gar gegen eine Nation die Waffen ergreifen, deren einziger Wunsch war, seinen Enkel als ihren König zu verehren? [2]

Die Machtvergrößerung von Frankreich, das kirchliche, das dynastische Interesse wirkten zusammen, um den König zu vermögen, daß er über die Verpflichtungen, die er gegen die See-

[1] Dieß Motiv erkennt unter andern der englische Gesandte an. Er sagt in seiner Depesche vom 12. November: It is certain that the proceedings of the Emperor put them in some measure on this necessity. The Earl of Manchester to the Earl of Jersey bei Tindal continuation of Rapin, I, 430.

[2] An Blecourt schreibt er 12. Nov.: J'aurais une répugnance invincible de tourner mes armes contre une nation que j'estime et qui vient elle-même apporter la couronne à mon petit-fils.

mächte eingegangen war, hinwegsah und sich zu der Annahme des Testaments entschloß.

Am 12. November, dort zu Fontainebleau, wurde zuerst bekannt, daß der König diesen Beschluß gefaßt habe, — in einer Weise, die etwas zugleich Bizarres und Naives an sich trug.

An dem Abend des Tages saß der junge Herzog von Anjou beim Lhombrespiel, als ein Vertrauter des Königs an ihn herantrat und ihm sagte, der König habe das Testament zu seinen Gunsten angenommen, doch solle die Sache noch ein paar Tage geheim gehalten werden. Es war der Moment, in welchem der junge Fürst erfuhr, daß er König sei. In dem ersten überraschenden Gefühl sprang er von seinem Stuhl auf, sogleich aber faßte er sich; er sagte kein Wort: mit der Würde, die er von Jugend auf an sich hatte blicken lassen, setzte er sich nieder und fuhr in seinem Spiele fort.[1]

Der Hof begab sich damals nach Versailles; hier, am 16. November, fand die öffentliche Erklärung in sehr charakteristischen Formen statt.

Der König ließ den Prinzen in sein Cabinet rufen und kündigte ihm an, daß er König von Spanien sei. Dann trat der spanische Gesandte, Los Rios, ein; er war der Erste, der den König Philipp V. als sein Unterthan begrüßte; die in Paris anwesenden Spanier hatten sich ihm angeschlossen, verehrten ihren König auf die Weise ihres Landes, mit Kniebeugung und Handkuß, und stellten sich hinter ihm auf. Hierauf wurden die Thürflügel des großen Saales, in welchem der Hof versammelt war, aufgethan; König Ludwig stellte seinen Enkel als König von Spanien vor; ein freudiger Ausruf erscholl von allen Lippen; Alles drängte sich zum Handkuß an den neuen König heran; Ludwig XIV. forderte denselben auf, ihn in die Messe zu begleiten, um Gott zu danken; er redete ihn mit den Worten

[1] Schreiben der Herzogin von Orleans an die Kurfürstin Sophie.

Majestät an und gab ihm die rechte Hand, als sie vor dem Hochwürdigen niederknieten.[1]

Den so plötzlich Erhobenen machten die Ehren, die man ihm von allen Seiten erwies, doch einmal befangen, als er seinen Vater in Meudon besuchte und dieser, der den Besuch noch nicht erwartete, ganz außer Athem herbeikam, um den König von Spanien nicht warten zu lassen, den er, der Dauphin von Frankreich, überhaupt als einen Höheren behandelte.

Philipp, Herzog von Anjou, nun König von Spanien, erschien als die tadelloseste Persönlichkeit in der ganzen Familie Ludwigs XIV. Er legte Mitgefühl für Andere an den Tag, war der freigebigste und zuverlässigste von Allen; niemals wäre eine Unwahrheit über seine Lippen gekommen: eine solche auch nur zu hören, erschien ihm als eine Verunreinigung. In seinem Gesichte meinte man die Züge des Hauses, aus dem seine Großmutter und die Mutter seines Großvaters stammten, wiederzuerkennen; zu einem Fortsetzer des österreichischen Hauses in Spanien schien er wie von Natur bestimmt zu sein.

Ludwig XIV. gab sich die Mühe, ihm eine Anweisung für seine Regierung aufzusetzen, in welcher herkömmliche Ermahnungen — zu Gottesfurcht, Fürsorge für seine Unterthanen, Fleiß und Eifer in den Geschäften und persönlicher Regierung, sobald er sich die nöthigen Kenntnisse erworben habe — durch den Ausdruck der Erfahrung, der über ihnen ruht, doch eine gewisse Neuheit erhalten. Das Bemerkenswertheste ist die Sorgfalt, mit der das Verhältniß des jungen Königs zu Frankreich behandelt wird. Dem Prinzen wird gesagt, was gleich darauf durch eine förmliche Declaration öffentlich ausgesprochen ward, daß er unter den veränderten Umständen doch die Aussicht auf den französischen Thron nicht aufzugeben brauche: wenn nur erst seine Succession in Spanien selbst gesichert sei. Für

[1] Auch hier folge ich dem sofort niedergeschriebenen Berichte der Herzogin von Orleans.

Spanien wie für Frankreich werde die Union gleich nützlich sein; nichts in der Welt werde der Verbindung der beiden Monarchien widerstehen können.[1]

Am 23. Januar 1701 verkündigten die Kanonen von Fuenterabia, daß der neue König von Spanien in seinem Reiche angekommen sei; am 18. Februar empfing ihn der Cardinal Portocarrero in Buenretiro. Noch mehr als den geistlichen Purpur bemerkte man die Würde seines Wesens und seiner Haltung; seine weißen Haare standen ihm gut in der Nähe eines jugendlichen Fürsten, zu dessen Erhebung er das Meiste beigetragen und dessen Mentor er sein sollte. Nur wenige Franzosen waren mit herübergekommen. Der Cardinal schickte sich an, die Regierung in altgewohnter Weise weiter zu führen. Weder auf der Halbinsel noch in den Nebenlanden regte sich der mindeste Widerspruch: das Fortbestehen der spanischen Monarchie und der Union mit Frankreich erschien gesichert.

[1] Mémoire remis par Louis XIV. à son petit fils, §. 28, §. 9. Œuvres II, 460.

Zweites Capitel.

Gegensatz und Kriegsbereitung der europäischen Mächte.

Noch einmal war in einer der großen Angelegenheiten von den Nächstbetheiligten eine autonome Entscheidung gefaßt worden.

Nicht so ganz Unrecht hatten die Spanier, wenn sie es höchst außerordentlich fanden, daß fremde Staaten, Nationen von anderem Stamm und anderer Religion, sich ein Wort der Mitentscheidung über das Schicksal der durch Erbrecht vereinigten und in Jahrhundert langem Zusammenleben verwachsenen Monarchie anmaßten. Aber anders konnte es doch auch nicht sein, da Europa nun einmal ein System von Staaten bildet, dessen Sicherheit durch die Uebermacht eines einzelnen gefährdet wird. Hatte doch Spanien bisher immer, wenn es von Frankreich bedroht ward, hauptsächlich die Hülfe der fremden Mächte angerufen. Seinen aus so mancher Gefahr geretteten Bestand verdankte es der Idee des europäischen Gleichgewichts. Frankreich hatte diese Idee bei dem letzten Friedensschluß und in den späteren Verhandlungen nicht allein anerkannt, sondern sie eigentlich zur Grundlage der Theilungsverträge gemacht. Es war die Summe der Politik der letzten Jahre und ihr Resultat. Dem lief es nun aber geradezu entgegen, wenn die beiden Monarchien sich zur Begründung eines Verhältnisses vereinigten, welches ein Uebergewicht, wie es noch niemals da gewesen, noch erwartet worden war, auf die eine Seite warf. Für die See-

mächte, welche doch zum Abschluß des Friedens von Ryßwik durch ihre Lossagung von den österreichischen Ansprüchen das Meiste beigetragen und über die Theilung jene viel und lange erörterten Verträge geschlossen hatten, eine höchst empfindliche Beleidigung. Ludwig XIV. kehrte zu seinem alten, ihm gleichsam angeborenen Sinne zurück, nur die eigenen Interessen und Ansprüche zur Richtschnur seiner Handlungen zu nehmen. Die spanische Monarchie als dynastische Secundogenitur mit Frankreich in unauflösliche Verbindung zu bringen, ihre Colonien zum Nutzen zugleich des französischen Handels, ihre Streitkräfte, von denen man, wofern sie nur entwickelt würden, die größten Vorstellungen hatte, zur Befestigung der französischen Uebermacht zu brauchen, war die Vollendung jenes stolzen Gedankens, der schon seiner ersten Handlung, seiner Vermählung, zu Grunde lag: es war die Erbschaft, die ihm Cardinal Mazarin hinterlassen hatte. Als die Gelegenheit sich zeigte, das damals vorgesteckte Ziel zu erreichen, der alten Objecte des Ehrgeizes Meister zu werden, verschwanden alle anderen Betrachtungen und Rücksichten; der unüberwindliche Zug der Dinge riß ihn fort.

Für die historische Anschauung ist es immer erfreulich, große Stellungen mit Entschiedenheit ergriffen, in reinem Umriß vor das Auge treten zu sehen. Durch ihre Erscheinung fällt ihnen ein Uebergewicht zu, das für die Schwächern unwiderstehlich ist.

Zunächst in den Niederlanden, wo schon immer die Kriege entsprungen waren, erlangte Ludwig XIV. einen großen Vortheil über die entgegengesetzten Interessen.

Dort, vor allem in Brüssel, herrschten dieselben Gefühle und Wünsche, wie in den übrigen Provinzen und Hauptstädten der Monarchie; man wollte von keiner Theilung hören. Der alte Haß gegen Ludwig XIV. wich vor der Betrachtung, daß dieser Fürst allein die Macht habe, ein solches Unheil zu verhüten. Man begrüßte es als ein Glück, daß er von den Theilungsverträgen abstand und das Testament für seinen Enkel annahm. Diesem Gemeingefühl des Landes zu widerstreben

war der Kurfürst von Baiern, der die Regierung im Namen der spanischen Krone verwaltete, nicht in der Lage. Davon findet sich keine Spur, daß er im Voraus mit dem französischen Hofe einverstanden gewesen wäre; dieser fürchtete vielmehr, er möchte, wie seine bisherige Haltung es mit sich brachte, an Widerstand denken, und bemerkte mit Vergnügen, daß seine Streitkräfte hiezu nicht hinreichen würden.[1] Allein bei den ersten Eröffnungen zeigte sich, wie wenig man einen solchen Versuch von ihm zu fürchten brauchte. Maximilian Emanuel, der über die Ansprüche seines Sohnes mit dem Wiener Hofe in bitteren Hader gerathen war und wohl gar dessen Tod demselben zur Last legte, trug jetzt kein Bedenken, sich ganz auf die französische Seite zu stellen. Nicht allein in die ausschließlich spanischen Plätze nahm er die französischen Truppen ohne Widerspruch auf. In den bedeutendsten der von Frankreich im letzten Frieden zurückgegebenen Festungen Luxemburg, Mons und Charleroi, befanden sich vertragsmäßig holländische Garnisonen zu dem Zweck, dieselben gegen jeden französischen Angriff zu schützen. Es war einer der ersten Gedanken Ludwigs, die Spanier zu der Entfernung derselben anzureizen.[2] Der Kurfürst hätte sich dem nicht widersetzen können, wenn er auch gewollt hätte, da er von den spanischen Autoritäten, besonders dem Marques Bedmar, überwacht wurde. Aber so viel man sieht, bot Max Emanuel auch mit Vergnügen die Hand dazu. Er gab den Gouverneurs der Plätze geheime Anweisung, an einem bestimmten Tage, über den er mit den französischen Commissarien übereingekommen war, den Truppen, welche diese herbeiführen würden, Aufnahme zu gewähren. Es war am 6. Februar 1701.

[1] Lettre du marquis de Boufflers au roi. Lille, 23 Janv. 1701. Mémoires militaires I, 12.

[2] An Harcourt 17. Nov.: Les places des pays bas étant remplies de troupes étrangères, si les Espagnols ont besoin de quelque assistance de ma part pour les chasser, les secours qu'ils demanderont seront toujours prests.

Den Franzosen wurden die Thore eingeräumt; die Holländer fühlten sich plötzlich wie halbe Gefangene in ihren Festungen. Die Erlaubniß, nach ihrer Heimath zurückzugehen, ward ihnen erst dann gegeben, als die diesseitigen Grenzen in Vertheidigungsstand gesetzt waren.

Nicht allein aber als Generalgouverneur, sondern als Reichsfürst trat Maximilian Emanuel in den französischen Bund. Er versprach, den Durchzug kaiserlicher Truppen durch Baiern mit allen in den Reichsconstitutionen vorgesehenen Mitteln und, sobald er gerüstet sei, mit den Waffen in der Hand zu verhindern. Auf der Stelle ließ er in dieser Absicht die Rüstungen in seinem Erblande beginnen: die dazu nöthigen Kosten bewilligte ihm der König. Der Politik, die er ergriff, schloß sich sein Bruder, Kurfürst Joseph Clemens von Cöln, derselbe, der mit so großer Anstrengung an diese Stelle gesetzt worden war, allem Widerspruch seiner Stände und seines Capitels zum Trotz, mit Eifer an. Die Intentionen dieses Hauses waren vor allem gegen Oesterreich gerichtet. In einem ersten Vertrag ließ sich Max Emanuel versprechen, daß man Alles, was er über Oesterreich gewinne, während des Krieges in seinen Händen lassen und im Frieden ihm zu erhalten suchen werde. Aber zugleich über die Stammesvettern von der Pfalz hoffte er Vortheile davonzutragen; in einem zweiten Vertrag ist ihm die Rheinpfalz versprochen worden.[1] Noch größere Aussichten würde ein glücklicher Fortgang des Krieges eröffnet haben. Das Haus Baiern schien einer glänzenden Zukunft entgegenzugehen.

Im Reiche gab es noch eine andere, dem Kaiser principiell entgegengesetzte Partei. Die Erhebung des Hauses Hannover zur kurfürstlichen Würde hatte den Widerspruch der Fürsten, der geistlichen wie der weltlichen, aufgeregt; gleich als sei dadurch der Reichsverfassung erheblicher Eintrag geschehen; Lud-

1 Mém. milit. III, 944. Vgl. Aretin, chronolog. Verzeichniß der baierischen Staatsverträge, S. 320, 328.

wig XIV. hatte sich ihrer angenommen und mit einigen von ihnen, vor allen den beiden Herzogen von Wolfenbüttel, die aus einer untergeordneten Stellung emporzukommen trachteten, Bündniß geschlossen. Durch französische Subsidien in den Stand gesetzt, sich zu rüsten, erfüllten sie den niedersächsischen Kreis mit Unruhe und Kriegserwartung.[1]

In dem aber hatte auch schon König Ludwig seine Allianzen und Besitzergreifungen über Italien ausgedehnt. Der Herzog von Savoyen konnte gegen die Annahme des Testaments nicht so viel einwenden, wie einst gegen den Theilungsvertrag. Nach einigem Schwanken ward er, zugleich durch die Macht, die über ihm war, — denn hätte er sich nicht gefügt, so würde sein Land besetzt worden sein, — und durch die Verbindung mit dem neuen spanischen König, in die man ihn zog, indem man seine jüngere Tochter zu dessen Gemahlin bestimmte, bewogen, die Partei von Frankreich zu ergreifen. Er versprach, zur Vertheidigung der italienischen Landschaften der Monarchie selbst im Feld zu erscheinen, zugleich an der Spitze einer eigenen Truppenschaar und mit dem Oberbefehl über das gesammte Heer betraut. Eine französische Armee von 20,000 Mann konnte nun ungehindert nach Mailand vorrücken, wo ihr der Gouverneur, Prinz von Vaudemont, die beste Aufnahme gewährte. Diesem Bunde schloß sich der Herzog von Mantua an, unter der Bedingung, daß man ihn dazu zu zwingen scheine. Denn schwache Fürsten sehen zuweilen in ihrer eigenen Ohnmacht einen Schutz gegen mögliche Folgen ihrer Entschlüsse, wenn sie nur vollkommen zu Tage liegt. Im April 1701 ward Mantua von den Franzosen besetzt.

Es liegt am Tage, daß sich mit der Vereinigung der beiden Monarchien zugleich ein Wiederergreifen der durch den letzten Krieg zweifelhaft gewordenen Politik der Uebermacht in Deutschland

[1] Pfeffinger: Historie des Braunschweigisch-Lüneburgischen Hauses III, 617. Wagner: Vita Leopoldi II, 641, 643.

und Italien verknüpfte. — Nothwendig mußten sich auch die damals begründeten politischen Gegensätze dawider auflehnen. Für Oesterreich lag das Ereigniß nicht allein darin, daß es der spanischen Erbschaft verlustig ging, sowie eines dynastischen Verhältnisses, dem es seine Weltstellung verdankte; sondern es war nun doch dazu gekommen, worin man in Wien von jeher eine große Gefahr erblickte: Baiern und Mailand waren mit Frankreich vereinigt. Ein Glück, daß der türkische Krieg indeß beendigt war — dem kaiserlichen Botschafter wurden so eben schützende Fermane für die katholische Geistlichkeit bewilligt — hierdurch wurde es möglich, die Truppen, die man an jenen Grenzen nicht mehr brauchte, unverweilt nach den italienischen vorrücken zu lassen. Und den Verbündeten von Frankreich konnte der Kaiser andere mächtigere Freunde entgegensetzen. Im oberen Deutschland durfte er auf die alten Verbindungen zählen, die seit dreißig Jahren mit den minder mächtigen Fürsten und Reichsständen gepflegt worden waren; im niederen kam ihm die Bundesgenossenschaft mit dem Haus Hannover, die als eine ewige und unauflösliche Union bezeichnet wurde, zu Statten: durch die ungesäumte Belehnung des neuen Kurfürsten Georg Ludwig im Jahre 1699 war sie so eben erneuert und bekräftigt worden. Von unschätzbarem Werthe war, daß der Kaiser in diesem dringenden Augenblicke ein Mittel besaß, den mächtigsten von allen Reichsfürsten, den Kurfürsten von Brandenburg, auf das engste an sich zu knüpfen. Er willigte ein, daß derselbe, was er vor allen Dingen wünschte, sein souveränes Herzogthum Preußen in ein Königreich verwandelte. Kurfürst Friedrich ergriff gerade den geeignetsten Zeitpunkt, um seine Absicht zu erreichen. Während der Unterhandlungen über den zweiten Theilungsvertrag, den Oesterreich verabscheute, Holland und England aber durchzusetzen mit Frankreich vereinigt waren, bot Friedrich von Brandenburg seinen Bund und seine Truppen zur Vertheidigung der österreichischen Succession in Spanien an, wenn ihm der Kaiser seinen Wunsch gewähre. Ein um so höher

anzuschlagendes Anerbieten, da sich dieser Fürst von seinen natürlichen Verbündeten, dem König von England und der Republik Holland, zum Vortheil Oesterreichs loszusagen den Muth hatte. Schon im Juli 1700 erklärte sich der kaiserliche Hof mit der Forderung von Brandenburg einverstanden; es dauerte noch bis in den November, ehe man den Tractat zu Stande brachte, der alle Verhältnisse umfassen sollte: an demselben Tag, als Ludwig in Versailles die Annahme des spanischen Testaments erklärte, 16. November, ward in Wien der brandenburgisch-österreichische Vertrag unterzeichnet. Eine ansehnliche und treffliche Truppenschaar ward darin dem Kaiser zur Verfügung gestellt.

Mit alle dem hätte jedoch Oesterreich nur eben in Deutschland den französischen Angriffen Widerstand leisten und im besten Falle einen Versuch auf Oberitalien machen können. Ob es seinen Anspruch auf die spanische Erbschaft festzuhalten vermögen, ob Ludwig XIV. überhaupt in seiner europäischen Politik nachhaltigen Widerstand finden werde, hing von dem Entschlusse der Seemächte ab, die im ersten Augenblick Philipp V. von Spanien in aller Form anerkannt hatten, aber gar bald inne wurden, wie sehr die Combination der französischen und spanischen Macht ihnen selbst gefährlich werden würde.

Zunächst sahen sie ihre commerciellen Interessen bedroht. Was in der ursprünglichen Absicht der Franzosen lag, die Reichthümer Spaniens durch französische Capitalien in Besitz zu nehmen, dazu wurden sogleich Anstalten getroffen. Eine Compagnie zum Handel nach Mexiko und Peru ward in Paris, eine andere, zur Versorgung der Colonien mit Negersklaven, zu St. Malo gestiftet; die beiden Könige, Ludwig XIV. und sein Enkel, betheiligten sich dabei mit großen Geldsummen; eine dritte wollte sich des Alleinhandels mit der spanischen Wolle bemächtigen, und man vernahm, daß von den 40 Millionen Livres, die dazu nöthig seien, die Provinz Languedoc allein siebzehn übernehmen werde.[1]

[1] Lord Manchester to Mr. Vernon, bei Colt und daraus bei Ralph History of England II, 987.

Schon erschien eine ansehnliche französische Flotte an der Rhede von Cadix, um diesen Hauptplatz der spanischen Handelskräfte durch französische Thätigkeit und Macht zu überwachen. Da so eben auch Portugal auf französische Seite gezogen wurde, so fürchteten die Seemächte, ihren Verkehr mit der Halbinsel und mit ihren Colonien in beiden Indien zu verlieren.

Dazu kam für die Republik Holland die territoriale Gefahr, die schon an sich in der Besitznahme der spanischen Niederlande durch französische Truppen lag. Die Generalstaaten verlangten nicht allein die Wiederaufnahme der Garnisonen: unter den veränderten Umständen glaubten sie zu ihrer Sicherheit die Besetzung noch einiger anderer Plätze fordern zu müssen: von Namur, Venloo, Dendermonde durch holländische, Ostende und Nieuport durch englische Truppen. Aber die Franzosen waren von Zugeständnissen dieser Art, die auf einem System beruhten, das sie jetzt überwunden zu haben meinten, himmelweit entfernt. Der damalige französische Gesandte im Haag, Graf Briord, fand in dem Vorschlag etwas Verletzendes, gleich als wollte man die Rechte des bourbonischen Prinzen noch in Zweifel ziehen, er sagte sogar, eine Beschimpfung seines Königs, die nur mit Blut gesühnt werden könne. Schon sah man dort in allen Festungen, aus denen die Holländer angegriffen werden konnten, Kriegsmaterial anhäufen, längs ihren Grenzen militärische Linien ziehen, unter den Kanonen ihrer Plätze Befestigungen anlegen; auch dießmal trug man sich mit einer Medaille, auf der ihnen ein unmittelbarer Angriff angekündigt wurde.

Um ihres eigenen Bestehens und Vortheils willen näherten sich die Seemächte dem Kaiser. So weit gingen sie nicht, seinem Hause, wie er forderte, die Vertheidigung seiner Ansprüche auf die spanische Monarchie im Allgemeinen zuzusagen; aber sie waren geneigt, ihm Mailand zu verschaffen, worauf er, wie wir wissen, einen so großen Werth legte, so wie Neapel und Sicilien, deren Unabhängigkeit von Frankreich aus dem mer-

cantilen Gesichtspunkt ihnen selbst damals nothwendig erschien; der Kaiser überließ ihnen Alles, was sie in Westindien erobern würden.

Ludwig XIV. hatte das nicht erwartet; er meinte, für Holland sei der Friede unentbehrlich; in England betrachte man es als ein Glück, daß keine Theilung zu Stande gekommen sei:[1] man werde sich bedenken, ihn anzugreifen. Und in der That, dem kriegerischen Impuls, den König Wilhelm III. den Geschäften in dieser Richtung gab, folgte das Parlament nur zögernd und mit stetem Rückhalt; denn an der politisch-militärischen Autorität des Königs nahm es überhaupt Anstoß, es verhing schwere Anklagen über seine vertrautesten Minister; in seinen Aeußerungen und Adressen erschienen überwiegend friedliche Tendenzen: den großen Krieg, den der König für nothwendig hielt, wünschte das Parlament zu vermeiden. In dieser Verlegenheit leistete Ludwig XIV. seinem Gegner selber die beste Hülfe. Jacob II. starb im September 1701 in St. Germain: Ludwig XIV. ließ sich durch den Eindruck, den dieser Todesfall auf ihn machte, und, so viel man weiß, die Meinung des Dauphin bestimmen, obgleich er König Wilhelm feierlich anerkannt hatte und dieser einen Gesandten an seinem Hofe hielt, den Prinzen von Wales als König Jacob III. von England zu begrüßen. Er behauptete, dadurch dem Frieden von Ryßwik nicht entgegenzuhandeln, da er dem Sohne eben nur dieselbe Ehre gewähre, die der Vater besessen, was in den bestehenden Verhältnissen keine Aenderung machen könne.[2] Wie hätte sich aber nicht die Tragweite eines Verfahrens, wie dieses, sofort kund-

[1] An Harcourt, 29. Nov.: Il semble que la nation anglaise regarde comme un bonheur pour elle, — — que la nation d'Espagne demeure au même état (nämlich ungetheilt).

[2] Manchester an Vernon, Sept. 17. bei Tindal Continuation I, 493. Lilienroth ward darüber gefragt und erklärte, daß es zwar nicht gegen die Friedensartikel, aber gegen die neuerlichen Verabredungen laufe. Lamberty, I, 690.

geben sollen? Kurz vorher war die protestantische Succession in England festgesetzt worden: auf diese erstreckten sich, wie berührt, die Ryßwiker Stipulationen nicht; wie dann, wenn König Wilhelm, welcher sichtlich hinschwand, mit Tode abging? War dann nicht die Anerkennung eines jungen Fürsten, der von seinem Vater noch im Augenblick des Todes zu treuem Beharren bei der katholischen Kirche verpflichtet worden war, und von dem alles vermuthen ließ, daß er dieser Verpflichtung nachkommen werde, ein Act der Feindseligkeit gegen die Feststellungen der englischen Nationalgewalten? Die englische Nation war empört, daß ein fremder Fürst ihr sagen wolle, wer ihr wahrer König sei. Ihre religiösen Besorgnisse erwachten.[1] Während Wilhelm III. noch im Parlamente lauten Widerspruch erfuhr, regten sich im Schooße der Nation die lebhaftesten Sympathien für ihn, wie die Adressen beweisen, die an ihn ergingen. Hiedurch in seinem Vorhaben bestärkt, schloß er seine Allianz mit Holland ab und wagte es dann, das Unterhaus aufzulösen und zu neuen Wahlen schreiten zu lassen. Aus diesen ging eine Versammlung hervor, die seinem Sinne entsprach. Die Thronrede, in welcher er die Vereinigung beider Monarchien, — denn Ludwig beherrsche das spanische Gebiet so gut wie sein eigenes, — als eine allgemeine europäische Gefahr und die Anerkennung des Prätendenten als eine Bedrohung der religiösen und politischen Zukunft von England bezeichnete, gewann die allgemeine Beistimmung. In der letzten Handlung Ludwigs XIV. sah das neue Parlament eine Beleidigung, welche man rächen müsse; es bewilligte reichliche Geldmittel für den Krieg, durch den die protestantische Succession behauptet werde, und für die Zahlung der den Verbündeten versprochenen Subsidien.

[1] In der Instruction, welche Southwark seinem Repräsentanten im Parlament gab, heißt es: our condition must be very miserable, if we are to be governed by the discretion of a King, who hath destroyed the Protestants of his own Kingdom by the sword fine and galleys. We cannot hope to be used with greater tendernes.

Da eben das Haus Hannover zur Nachfolge in England berufen ward, welches seinerseits mit Brandenburg und mit Oesterreich in einem nahen Verhältniß, des Bundes und der Verwandtschaft, stand, ein Verhältniß, von dem auch Wilhelm III. persönlich berührt wurde — so bekam die ganze anti-französische Combination ein Cement enger persönlicher Beziehungen.

Wilhelm III. fühlte seine Kräfte täglich abnehmen: er hätte gewünscht, jung zu sein, um den Krieg, der sich anbahnte, mit aller Kraft führen zu können; aber auch in seiner Hinfälligkeit war er der gefährlichste Gegner des Königs von Frankreich: ehe er starb, brachte er noch die Allianz zu Stande, welche das Werk seines Lebens für die späteren Zeiten aufrecht erhalten sollte.

Der nordische Krieg, der eben damals ausbrach, berührte die französische Politik in so fern, als die Waffen Carls XII. doch vornehmlich von dem König von Polen, vor dem der Candidat Frankreichs hatte zurückweichen müssen, provocirt und dahin gerichtet waren, dessen Thron zu stürzen; eine unmittelbare Rückwirkung aber hatte das nicht: die Seemächte ließen es sich besonders angelegen sein, dafür zu sorgen, daß Frankreich nicht etwa aus den dortigen Kämpfen Nutzen zöge. England selbst wäre gehalten gewesen, dem König von Schweden beizustehen, doch machte es sich durch eine Geldzahlung von dieser Verpflichtung frei. Dänemark, durch den Travendahler Frieden fürs erste aus diesen Verwickelungen gerettet, ließ eine Anzahl Regimenter in den Dienst der Verbündeten treten.

So sammelten sich von beiden Seiten überaus furchtbare und nachhaltige Kriegskräfte zu einem großen und entscheidenden Kampfe.

Nicht das allein war die Frage, ob eine bourbonische Dynastie in Spanien bestehen solle oder nicht; die meisten Verbündeten hatten an sich so viel nicht dagegen, wenn es unter gewissen Beschränkungen geschah; aber von diesen wollte Ludwig XIV. nichts hören: er wollte die Monarchie in ihrer Inte-

grität für seinen Enkel und seine Familie behaupten: wie er die Dinge einleitete, konnte von einer Selbständigkeit der inneren oder äußeren spanischen Politik nicht weiter die Rede sein. Ueberdieß aber unternahm er, diese Sache gegen die Ansichten und den Willen des gesammten Europa durchzuführen: im Widerstreit mit Verträgen, die er selbst geschlossen hatte. Wenn es ihm mit seinem Unternehmen gelang, so zersprengte er die Grundlagen des Gleichgewichts von Europa, die sich so eben festgesetzt hatten, wieder; durch die Vereinigung der spanischen Kräfte mit den französischen schien sein Uebergewicht sich ins Unerträgliche steigern zu müssen.

Das System dieser Macht war zugleich das des ausschließenden Katholicismus. Zwar der Theorie nach dem Papstthum nicht unbedingt unterworfen, war sie doch in der That wieder mit demselben vereinigt; mit der einen Hand hielt sie den Protestantismus, mit der andern jede Abweichung der Doctrin innerhalb der katholischen Kirche nieder.

Zugleich betraf der Streit die mercantilen und maritimen Interessen; die französischen Colonien nahmen sich besonders im nördlichen Amerika mächtig auf; den spanischen versprach die Verbindung mit Frankreich einen neuen Aufschwung; der Entwickelung der englischen Seemacht, die noch nicht drückend für die übrigen war, schien ein starker Widerstand aus den vereinigten Monarchien bevorzustehen.

Und wenn man sich vergegenwärtigt, wie tief die Frage über das unbedingte Recht der Succession, welches Ludwig XIV. verfocht, in die Zustände aller Länder eingriff, so erkennt man daraus, was dieser Streit auch für die innere Politik von Europa zu bedeuten hatte.

Ludwig XIV. suchte noch einmal den Begriff von Macht und Größe, Staat und Religion, der ihm von jeher vorgeschwebt hatte und gleichsam das Resultat der früheren Geschichte war, geltend zu machen. Das Schicksal von Frankreich und der Welt hing davon ab, wie weit dieß ihm in dem großen

Kampfe, der nun begann, gelingen würde. Denn nicht sowohl auf die innere Stärke der Idee, die ein Jeder vertheidigt, kommt es an, sobald einmal der Krieg ausgebrochen ist, als auf die militärische Repräsentation, die man ihr zu geben vermag.

Unsere Geschichte würde sehr unvollständig sein, wollten wir nicht diesen Krieg, durch welchen alle großen, seit so langer Zeit in Gang gesetzten Fragen zu factischer Entscheidung gebracht worden sind, so weit schildern, daß seine Erfolge verständlich werden. Ueber keinen andern liegen so authentische Mittheilungen von beiden Seiten vor. Der spanische Erbfolgekrieg war überdieß, wie die Erfüllung der früheren, so der Vorläufer und das Vorbild der späteren großen Kriege europäischer Coalitionen gegen Frankreich.

Drittes Capitel.

Die ersten Jahre des spanischen Erbfolgekrieges.

Eine der großartigsten, militärischen Stellungen, welche jemals vorgekommen sind, war die französische im Jahre 1701. Sie beherrschte die spanischen Niederlande und das Kurfürstenthum Cöln, dessen Festungen sie umfaßte, den Elsaß sammt Breisach, das noch nicht zurückgegeben war; kriegsgerüstete Verbündete, die das obere und niedere Deutschland in Aufregung hielten, schienen sie vor jedem Anfall zu sichern. Durch die Sympathie der Cantone, welche ihm die Schweizer Regimenter in seinem Dienst verschafften, und den Bund von Savoyen, war Ludwig XIV. Meister der Alpen; wohl regten sich die besiegten Hugenotten noch einmal in den Gebirgen, aber was wollten sie ausrichten, wenn jede fremde Hülfe fern gehalten wurde; wie berührt, Mailand bis an die venetianische Grenze, Mantua und Mirandula waren in französischen Händen. Die Armee war mit Eifer in Stand gesetzt worden, um diese gewaltige Stellung zu vertheidigen. Man hatte jede Compagnie der Infanterie mit 10 Mann vermehrt; man zählte nun 219 Bataillone, ein jedes zu 13 Compagnien von 45 Mann, an regelmäßigem Fußvolk, und 57 Bataillone Landmiliz, die aber fast als wahre Soldaten betrachtet werden konnten, überhaupt gegen 166,000 Mann zu Fuß. Die Cavallerie mochte 30,000, mit den Dragonern nahe an 40,000 Mann betragen: so daß beim Anfang des Feldzugs mehr als 200,000 Mann im Feld

erschienen, eine für die Zeit und für die Anzahl der Einwohner von Frankreich, welche schwerlich viel über 15 Millionen stieg, höchst ansehnliche Heeresmacht.[1] Von Brest aus war eine Escadre nach Amerika ausgelaufen: einige Fahrzeuge derselben vereinigten sich mit einer andern, die von Toulon durch die Meerenge gegangen war, bei Cadix; ein französischer Ingenieur nahm dort Befestigungen des Hafens vor. In Marseille setzte man dreißig Galeeren in Stand, die größtentheils auf dem Mittelmeer dienen sollten.

Gegen diese Stellung bewegten sich nun die Verbündeten von allen Seiten zum Angriff heran. Den Krieg eröffnete, noch ehe es zum Abschluß der Bündnisse gekommen war, Prinz Eugen in Italien.

Während die Franzosen alle Höhen von der Etsch bis an den Gardasee besetzt hielten, überzeugt, daß es keine als die von ihnen vertheidigten Pässe gebe, fanden die Kaiserlichen oder bahnten sich vielmehr mit Hülfe des ergebenen Gebirgsvolkes, das, seiner eigenen Geschäfte vergessend, die Felsen brach und sprengte, andere Wege, auf denen die Reiterei nach den Vicentinischen, das Fußvolk in zwei verschiedenen Zügen von Roveredo her auf dem geradesten Wege nach den Veronesischen Ebenen gelangte.[2] Eine große Schwierigkeit hatte auch dann noch die Ueberführung der Geschütze. Eugen vertraute sie nicht den Pferden, die er mitgebracht hatte, an; die benachbarten Gemeinden mußten ihm ihre Zugochsen stellen, die dann zu 10 bis 15 Paaren vor Eine Kanone gespannt wurden; Soldaten und Bauern gingen ihnen zur Seite; sie halfen die Stücke mit

[1] In einer Relation von Sinzendorf, welche sich hie und da handschriftlich findet, in jener Zeit auch gedruckt in Umlauf gesetzt worden ist, wird aufs genaueste ausgerechnet 165,960 Mann zu Fuß, 29,800 Mann zu Pferd, 9540 Mann Dragoner; zusammen 205,300 Mann. Viele nahmen damals nur 12 Millionen Einwohner in Frankreich an.

[2] Bearbeitung des Tagebuchs des Prinzen Eugen in der österreichisch-militärischen Zeitschrift 1830 I, 161. Jäger: Tirol und der französisch-bairische Einfall 40.

Stricken emporziehen, oder hielten sie zurück, wenn der Weg abwärts führte. Auf den Abbildungen der Zeit hat man dargestellt, wie sie an Kloben in die Höhe gezogen und in die Tiefe hinabgelassen wurden. Dabei ging nun vieles zu Grunde: aber im Ganzen gelang die Sache. Wo seit Menschengedenken kein Karren durchgebracht worden, passirte ein großes Kriegsheer mit seinem Geschütz und Gepäck. Was in mehreren Jahrhunderten nicht geschehen war, man sah wieder ungarische Reiterei die italienischen Ebenen durchstreifen: zum ersten Mal kam sie jetzt im Namen und im Dienste des Kaisers. Eugen sprach seine Verwunderung aus, daß man ihm den Uebergang über den Fluß streitig mache; von kaiserlicher Majestät habe er den Befehl, die zum römischen Reich gehörigen Städte zum Gehorsam zu bringen; er werde Jeden feindlich behandeln, der ihn daran verhindern wolle.[1]

An der Spitze der Franzosen stand Marschall Catinat, der sich durch militärisches Verdienst zum höchsten Rang aufgeschwungen, namentlich in dem letzten Zusammentreffen mit Savoyen großen Ruhm erworben hatte. Aber die Erfahrungen des Alpenkrieges ließen sich nicht auf diesen Kampf in den weiten Ebenen anwenden. Die raschen Bewegungen Eugens, seine Erklärungen selbst, welche auf mannigfaltige Verständnisse deuteten, setzten Catinat in Verlegenheit. Indem er zugleich den ganzen Lauf der Etsch und den untern Po vor einem feindlichen Uebergang zu schützen suchte und seine Armee nach allen Seiten hin ausdehnte, schwächte er sie an jeder einzelnen Stelle. Palfy war es gelungen, bei Legnago eine Brücke zu schlagen,

[1] Vrgl. sein Schreiben an den König, 2. Juni, Mém. milit. I, 267. Man hat seit Fequières (Mém. III, 316) oft wiederholt, daß es dem Heere ausdrücklich verboten gewesen sei, über die Etsch zu gehen; aber die Instruction existirt (Mém. milit. I, 183), durch welche die Generale ermächtigt wurden, sich der Chiusa und Verona's zu bemächtigen, selbst wider Willen der Venetianer; „après leur avoir fait connaître la nécessité qu'il y a." Tessé und Vaudemont scheinen dieß nicht für absolut nothwendig gehalten zu haben.

von daher warf sich Eugen auf die nächste wichtige Position der Franzosen, Carpi, mit einer an diesem Punkt weit überlegenen Truppenmacht und nahm sie, wiewohl nicht ohne hartnäckigen Kampf. Catinat, der den Fehler erkannte, den er begangen, hielt nicht für rathsam, seine Streitkräfte bei der Vertheidigung des Mincio und des Oglio nochmals zu zersplittern; indem er diese aufgab, suchte er nur Mailand selbst zu vertheidigen.[1]

Aber damit erwarb er nicht den Beifall des französischen Hofes, wo jede militärische Handlung scharfer Kritik unterworfen und der Werth der Generale nur nach dem Erfolge abgeschätzt wurde. Catinat scheint die Verbindungen, die er daselbst hatte, nicht hinreichend gepflegt zu haben.[2] Alles ward durch die aus dem Lager her erschallenden, sein Verfahren mißbilligenden Stimmen gegen ihn aufgeregt. Nicht mit Unrecht fürchtete man von den fortgesetzten kleinen Nachtheilen eine widerwärtige Wirkung auf die allgemeine Stimmung in Europa. Der König, über die Nichtbeachtung seiner Befehle mißvergnügt, entschloß sich, Villeroy als Oberbefehlshaber über die Alpen zu schicken, mit der bestimmten Weisung, sich mit dem Feinde zu schlagen.[3] Villeroy hätte sich mehr geeignet, in einem Turniere zu präsidiren, als eine Armee zu befehligen, an sich war er brav, aber ohne strategische Einsicht. Er brannte vor Begier, den Ruf der französischen Waffen wiederherzustellen, und stürzte sich sofort auf die Kaiserlichen, die in dem nahen venetianischen Flecken Chiari und bei demselben standen. Catinat unterstützte ihn mit neidlosem Eifer. Aber an der wohlgewählten und wohlbefestigten, mit Geschütz trefflich versehenen Stellung, die der kriegeübte Eugen genommen, brachen sich die heftigen Angriffe der Franzosen.

1 Lettre du comte de Tessé, 7. August, Mém. milit. 5, 591.

2 Vgl. ein späteres Schreiben von Beauvilliers Mémoires de Catinat III, 155.

3 Der Auftrag erhellt aus dem Schreiben Villeroy's 19. September. Mém. milit. I, 609.

Hierauf begann in der That der Abfall von ihrer Sache fast in alter italienischer Weise. Die Fürstin von Mirandula, Brigida Pico, welche die Regierung im Namen des minderjährigen Enkels ihres Bruders daselbst führte und sehr wider ihren Willen, denn sie war von Herzen kaiserlich gesinnt, eine französische Besatzung in den Platz hatte aufnehmen müssen, wußte diese bei der Annäherung der Kaiserlichen zu entwaffnen; sie zeigte sich dabei geschickt und verschwiegen und überlieferte Mirandula dem kaiserlichen General Graf Althan. Da entschloß sich auch Herzog Rinaldo von Modena. Er war im voraus vollkommen damit einverstanden, obgleich es wie ein Act der Gewalt aussah, daß die Kaiserlichen seinen festen Platz Brescello besetzten.[1] Eugen, der schon für den Winter in diese Gegenden gegangen war, fand Gelegenheit, eine Abtheilung seiner Truppen eines Tages nach Cremona zu werfen — durch einen Abzugsgraben, der in ein Haus mündete, dessen Besitzer, ein Priester, gewonnen worden war, — er nahm da den Marschall Villeroy gefangen und führte ihn fort, die Stadt selbst konnte er nicht erobern. Man sieht, daß er nun schon eine gesicherte Stellung hatte; er unternahm die Belagerung von Mantua.

Um diese unmöglich zu machen, die Kaiserlichen aus ihren Stellungen und Plätzen zu verjagen und sie, wie man sich ausdrückte, zwischen der Etsch und dem Golf von Venedig einzuschließen, ward der Herzog von Vendome mit dem Oberbefehl der Franzosen in Italien betraut.[2] Vendome war der Sohn jenes Merceur, der sich während der Fronde zuerst an Mazarin anschloß, der Urenkel Heinrichs IV. und Gabrielle's. Er gehört der älteren Schule von Männern an, wie der Marschall von Luxemburg, die den Genuß, ja das Laster liebten und

[1] Schreiben Eugens, 2. Jan., 7. Jan. 1702. Heller I, 216, 218.

[2] Elisabeth Charlotte, 26. Febr. 1702. M. de Vendosme ist mit großen Freuden nach Italien gegangen: — le point d'honneur macht diese Freude.

jede Ausschweifung für erlaubt hielten, wenn sie dabei nur zugleich glänzende Thaten verrichteten. Der neue Feldherr war von Frankreich her ansehnlich verstärkt worden: dießmal kam überdieß die Verbindung mit Spanien den Franzosen zu Statten. König Philipp V. selbst erschien bei dem Heere. Vendome entsetzte in der That Mantua durch geschickte, zum Ziel treffende militärische Bewegungen; dann ging er auf Eugen los, den er bei Luzzara fand. Die Kaiserlichen zeigten, wie ihr Führer rühmt, Standhaftigkeit und Resolution,[1] sie konnten aus ihren Stellungen nicht verdrängt werden, aber die Franzosen erbeuteten eine Menge Kanonen und Fahnen, sie nahmen das Schloß von Luzzara und verschanzten sich den Kaiserlichen gegenüber. Nach und nach gewannen sie durch ihre überlegene Anzahl allenthalben Vortheile. Sie eroberten Guastalla, machten Brescello durch eine Blokade unschädlich und schickten sich zur Belagerung von Mirandula an, das ihnen schwerlich widerstanden haben würde,[2] wäre nicht Vendome mit seinem Heere, ehe diese Unternehmung vollendet war, mit einer andern in den Alpen beauftragt worden.

So stand es in Oberitalien. Den Franzosen war es mit nichten gelungen, die Kaiserlichen von Italien entfernt zu halten, was sie zuerst, noch auch, was sie darnach beabsichtigten, dieselben wieder aus diesem Lande zu verjagen: aber sie hatten Mailand und Mantua behauptet und unter Vendome ihr militärisches Uebergewicht und ihren erschütterten Ruf wieder hergestellt.

Aehnlich entwickelte sich ihre Lage in den Niederlanden. Die Regungen der mit Ludwig XIV. verbundenen deutschen

[1] Eugens Schreiben an Goes. Feldlager, unweit Luzzara, den Tag nach der Schlacht, 16. Aug. 1702. Bei Heller, militärische Correspondenz des Prinzen Eugen, I, 431.

[2] So urtheilt unter Andern Kausler, Leben Eugens, I, 303.

Fürsten in Niedersachsen wurden leicht unterdrückt. Die lüneburgischen Regimenter warfen sich, durch die Genehmhaltung des Kaisers hierzu berechtigt, auf die verschiedenen wolfenbüttelschen Aemter, in denen sich Truppen ansammelten, nahmen die letzteren gefangen oder entwaffneten sie und nöthigten die Fürsten, jedem Verständniß mit Frankreich entsagend, sich vielmehr mit dem Kaiser zu verbinden. Hierauf ward Kurcöln in den gesetzlichen Formen einer Kreisexecution angegriffen. Preußische und pfälzische Truppen, denen sich holländische als Auxiliarvölker des Kaisers zugesellten, belagerten Kaiserswerth, nicht ohne hartnäckigen Widerstand zu finden, und nahmen es im Juni 1702 ein. Für den großen Kampf mit Frankreich vermißte man dießmal die Autorität, welche Wilhelm III. durch seinen hohen Rang und seine bewährte Führung ausgeübt hatte. Zu seinem Ersatz stellte sich der Herzog von Marlborough dar. Niemand wird Marlborough die innere Triebkraft der Seele und die politische Bedeutung zuschreiben, die Wilhelm III. besaß, aber eine große Stellung hatte auch er durch die unbedingte Gnade, mit welcher die Nachfolgerin Wilhelms auf dem englischen Thron, Königin Anna, ihm und seiner Gemahlin zugethan war: und wer könnte ihm ein originales, eigenthümliches Talent absprechen? Auf seltene Weise vereinigte er die Fähigkeiten eines Parteihauptes, eines Diplomaten und eines Strategen. Er stand jetzt an der Spitze von 60,000 Mann und wünschte etwas Entscheidendes zu unternehmen; entweder im Felde oder gegen die Festungen an der Maas, oder, wonach er besonders trachtete, gegen Brabant.

Die Franzosen wurden damals von Boufflers befehligt, in dem man mehr Anmaßung gegen seine Untergebenen, Schmiegsamkeit gegen die Wünsche des Hofes und Vorliebe für unausführbare Pläne erkennen wollte, als wirkliche Feldherrngabe; doch weiß ich nicht, ob ihm durch dieses Urtheil nicht Unrecht geschieht; an dieser Stelle that er das Nothwendige mit Nachdruck und Eifer. König Ludwig hätte gewünscht, seine Stellung

an der Maas, wo möglich auch Geldern, so schwer es auch sein werde, zu behaupten, denn davon hing, wie er mit Recht bemerkte, seine Verbindung mit Cöln und die Erhaltung seiner Macht am Niederrhein ab. Aber Boufflers und die mit ihm einverstandenen Generale hielten nicht für thunlich, zugleich die untere Maas und Brabant zu vertheidigen. Mußte aber eine Wahl getroffen werden, so schien ihnen die Sorge für das letzte wesentlicher; sie wollten keine Befürchtungen in den großen Städten aufkommen lassen, deren Gehorsam davon abhing, daß sie sich ungefährdet fühlten.[1] Der König gab ihren Gründen Gehör. Indem sie nun ihre ganze Aufmerksamkeit auf die Vertheidigung der Grenzen von Flandern und Brabant richteten, konnten sie nicht verhindern, daß Venloo, Roermonde, Lüttich in die Hände der Verbündeten fielen. Daraus folgte aber, daß im nächsten Jahre Rheinbergen und Geldern von den Preußen, Bonn, nicht ohne deren Antheil, durch eine Anstrengung der Gesammtkraft der Verbündeten unter Marlborough und Coehorn erobert wurden; die Franzosen verloren das ganze Kurfürstenthum, sie ließen sogar Huy und Limburg in die Gewalt ihrer Feinde gerathen; alle diese Plätze hielten sie nicht für würdig, eine Schlacht dafür zu wagen, die leicht gegen sie hätte ausfallen können. Nur einmal bekam der Feldzug von 1703 wirkliches Leben, als die Linie, die das Land Waes vertheidigte, durchbrochen und Antwerpen, worauf die Absichten vornehmlich gerichtet waren, bedroht wurde. Dann säumte Boufflers keinen Augenblick, sich auf die in der Nähe dieser Stadt bis Ekeren vorgedrungene holländische Truppenschaar des General Obdam zu werfen, mit so entschiedener Ueberlegenheit, daß dieselbe in der vollsten Unordnung zurückweichen mußte. Dadurch geschah aber, daß auch die anderen

[1] Lettre de M. de Boufflers au Roi des 2 et 30 juillet 1702 und das diesem Schreiben beigelegte, von Puysegur abgefaßte Memoire, Mém. milit. II, 593, 598.

Bewegungen der Verbündeten, die mit jener zusammengreifen sollten, rückgängig und vergeblich wurden. [1]

In kurzem waren die Linien nicht allein hergestellt, man erweiterte sie in einem Umfange, der dem Kriegskundigen fast Bedenken erregte. Vor allem schien es darauf anzukommen, Namur und Antwerpen zu behaupten. Der Gesichtspunkt der auf ein bestimmtes Ziel gerichteten Defensive blieb auch für den Feldzug von 1704 der herrschende.

Eine bedeutungsvolle Episode der ersten Jahre dieses Krieges bildet der Kampf in den Cevennen. Der alte Geist der Streitbarkeit, der fast erloschen zu sein schien, flammte in den Ueberresten der Protestanten in Languedoc, am hohen Gebirge, wo sie sich immer besonders tapfer gezeigt hatten, plötzlich noch einmal auf.

Die in den übrigen Provinzen gestattete einfache Gewissensfreiheit war in Languedoc, weil sie daselbst gefährlich werden zu können schien, versagt worden; denn noch war hier die katholische Bekehrung niemals vollkommen durchgedrungen; die reformirten Geistlichen waren geächtet und verjagt. Aber auch diese verdoppelte Strenge vermochte doch nicht, den einmal ergriffenen Glauben zu verdrängen. Aus dem Haufen der Ungelehrten gingen Verkündiger des Wortes hervor, an das die Gläubigen nun einmal wie an ihre geistige Nahrung gewöhnt waren: Schulmeister, Leser, Vorsinger, aber auch Handwerker, Wollkämmer, Schuhmacher, einfache Bauern selbst, häufig junge Menschen, deren Redegabe, die man als das Werk einer unmittelbaren Inspiration betrachtete, die Gemüther um so gewaltiger an sich zog und fesselte; [2] in den wildesten Einöden

[1] Ueber die Vertheidigung Obdams bei Wagenaar VII, 276.

[2] Jurieu, Lettres pastorales I, 70. Dieu leur suscita du milieu d'eux des personnes qui sans études et sans science se mirent à la tête des assemblées.

versammelte man sich um sie her, um ihre Predigten zu vernehmen; in den entferntesten Anlagen, die zur Weide des Viehes in den Bergen gemacht waren, vollzog man die religiösen Handlungen nach dem reformirten Ritus.

Auch in diesen letzten Verstecken aber wurden die Bekenner aufgesucht. Wie oft sind die zum Gebet Versammelten auseinander getrieben worden! Allein im Jahre 1701 zählt man sechs auf diese Weise mit wilder und unsagbarer Grausamkeit zerstreute Versammlungen.[1] Man lauerte den aus den Bergen Zurückkehrenden auf und nahm sie fest. Die Männer wurden dann meist zu den Galeeren, die Frauen zur Auspeitschung, Viele aber auch zu einem schimpflichen Tode verurtheilt. Am wenigsten durften Diejenigen auf Schonung rechnen, welche etwa bei dem Versuche, Anderen zur Flucht behülflich zu sein, ergriffen worden waren.

Darf man sich wundern, wenn nun hierüber auch endlich bei Denen, die bisher ruhig geduldet hatten, Haß und Rachsucht erwachte? Besonders richteten sich die Leidenschaften gegen die Geistlichen, welche als Inspectoren der Missionen fungirten und die Satzungen der Kirche und des Staats, von dessen bewaffneter Macht unterstützt, ohne Erbarmen vollstreckten. Einst im Juli 1702, als eine Anzahl Gefangener in Montvert schmachteten, deren Hinrichtung durch den Strang den andern Tag erwartet wurde, sammelten sich funfzig entschlossene Männer im Gebirge von Lozere, wo sie oft zusammengekommen waren, bei einem Buchengehölz; mit alten Waffen ausgerüstet, ihre Psalmen singend, drangen sie in Montvert ein: der seiner Gewaltsamkeit wegen verhaßteste Priester, Abbé du Chaila, der ihnen Widerstand leisten wollte, ward selbst getödtet, die Gefangenen wurden befreit. Und nachdem dergestalt einmal die Schranken der gesetzlichen Ordnung durchbrochen worden waren,

[1] Court de Gobelin: Histoire des troubles des Cevennes — ein auf guten Nachrichten und persönlichen Erkundigungen beruhendes Buch I, 1 2.

folgte eine Gewaltthat der andern. Nicht allein andere Priester wurden getödtet, zuweilen indem sie flohen, zuweilen indem sie die Sturmglocke zum Widerstand läuteten: der Besitzer eines Schlosses, bei dem die Empörten Waffen suchten und der die Sturmglocke ziehen ließ, erlag ihrer einmal erweckten Wuth. Alle Tage an Zahl zunehmend, nunmehr im Besitz von Waffen, von Männern geführt, die in den Kriegen des Königs gedient hatten, faßten die Camisards, denn diesen Namen gab man den empörten Protestanten in den Cevennen, die Hoffnung, sich behaupten und die volle Gewissensfreiheit wiederherstellen zu können. Dahin gingen die Gesichte und Mahnungen der Inspirirten, die unter ihnen waren und denen sie nicht zu folgen für eine Sünde gehalten hätten. Ihre Rede war immer, daß sie dem König gehorsam sein wollten, aber nicht den Priestern.

Daß sie in directem Zusammenhange mit den verbündeten Mächten gestanden haben, läßt sich nicht mit Sicherheit nachweisen:[1] aber allerdings bildete ihre Waffenerhebung einen Theil des großen Krieges. Trefflich kam ihnen zu Statten, daß der König von Frankreich genöthigt war, die von der Provinz Languedoc aufgebrachten und militärisch eingeübten Regimenter an der Grenze zu verwenden; den doch minder streitfertigen Milizen, die an deren Stelle traten, gegenüber, blieben die Camisards, unaufhörlich angegriffen, meistens im Vortheil; im Januar 1703 gelang es ihnen, schon tiefer im Land einen Truppenhaufen, der unter dem Duc de Broglie gegen sie anrückte, auseinander zu jagen. Seitdem hörten sie auf zu fürchten und fingen an gefürchtet zu werden. Man zählt bei vierzig Kirchen und eine ganze Reihe von Schlössern, welche sie zer-

[1] In einem Aufsatz des Herzogs von Burgund (Vie du Dauphin, II, 115) ist von Verbindungen der Engländer mit den französischen Protestanten die Rede, des papiers interceptés nous découvrent que les liaisons du parti subsistent toujours. Doch bezieht sich dieß nicht ausdrücklich auf die Camisards.

störten; kein altkatholisches Dorf, keine Meierei war vor ihnen sicher. Unerwartet brachen sie aus den Bergen hervor; die Sympathie ihrer Glaubensgenossen kam ihnen bei jeder ihrer Unternehmungen zu Hülfe; innerhalb der Berge waren sie unangreifbar. Ihre gottesdienstlichen Handlungen konnten sie jetzt wieder in aller Form vollziehen; die Anführer selbst waren die Prediger oder die Prediger Anführer; vor der Feier des Abendmahles durchschritten sie die Reihen der gläubigen Soldaten, um diejenigen auszuschließen, welche sie unwürdig wußten. Jedes zuchtlose Wort, jede Afterrede war verpönt; der Anführer vertheilte die Lebensmittel, die man entweder den Feinden entrissen oder von den Freunden empfangen hatte. Eine Genossenschaft der Religion, die mit Fanatismus, des Krieges, der mit Raub verbunden, eines Besitzes, der hauptsächlich in der eben gemachten Beute bestand, ungefähr wie einst bei den Taboriten; man möchte wünschen, die Formen dieses Lebens noch näher kennen zu lernen, als die Ueberlieferung es möglich macht.

Welch ein Gegensatz wider die Regierung Ludwigs XIV., daß sich dergestalt inmitten von Frankreich eine protestantische Genossenschaft in primitiver Unabhängigkeit gegen ihn behauptete. So dringend er seine Kriegsheere gegen die auswärtigen Feinde brauchte, so mußte er sich doch zur Verwendung eines Theiles derselben gegen seine empörten Unterthanen entschließen. Im Frühjahr 1703 finden wir regelmäßige Mannschaften zu Pferde und zu Fuß unter einem namhaften Führer, der so eben zum Marschall von Frankreich ernannt worden war, de la Baume Montrevel, gegen sie anrücken. Montrevel faßte die Absicht, vor allem die Verbreitung der Empörung und jede Unterstützung, die sie in der Provinz finden konnte, mit äußerster Gewalt zu hindern und sie dann in sich selbst zu ersticken. Es war nicht eine momentane Aufwallung von wildem Glaubenseifer, wenn er die armen Leute, welche in einer Mühle bei Nismes den Palmsonntag nach evangelischer Weise begingen, überfallen, niedermetzeln, die Mühle abbrennen ließ, sondern

das gehörte zu seinem System. Aller Orten waren die Gerichtshöfe beschäftigt, die der Theilnahme an den religiösen Versammlungen der Camisarden und ihren Unternehmungen Schuldigen oder auch nur Verdächtigen zu verdammen und zu bestrafen. Eine Stadt ist mit schwerer Brandschatzung heimgesucht worden, weil sie nicht verhindert hatte, daß eine Anzahl Camisarden innerhalb ihrer Mauern sich erfrischten. Für jedes Attentat, das gegen einen Priester oder eine Kirche ausgeübt wurde, machte Montrevel die Gemeinde verantwortlich, in der es vorkam, und überließ sie dafür der Plünderung seiner Truppen. Anderwärts führte man die Verdächtigen, zu denen man nicht allein die Verwandten und Freunde der Rebellen, sondern sogar die jungen Leute rechnete, welche der Verführung zugänglich zu sein schienen, in Masse fort; aus mancher Pfarre sind fünfhundert Personen abgeführt worden. Um die Empörten aller und jeder Hülfeleistung zu berauben, wurden einunddreißig Pfarren, welche mehr als sechshundert Ansiedelungen im Gebirge oder an dessen Fuße umfaßten, geradezu der Zerstörung preisgegeben. Den Bewohnern wurden die Plätze angezeigt, wohin sie sich mit Hab und Gut begeben sollten; ihre bisherigen Wohnungen wurden niedergerissen und verbrannt. Indessen ward der Krieg zugleich durch Freischaaren, die sich unter dem Eremiten Gabriel, dessen Einsiedelei von den Protestanten verwüstet worden war, oder durch andere Freiwillige, die sich wohl mit dem weißen Kreuze bezeichneten, auf eine Weise geführt, daß Montrevel der Sache selbst nicht mehr Meister blieb.

Feindseligkeiten der gräßlichsten Art, in denen das religiöse Motiv jede Grausamkeit rechtfertigen sollte, auf der einen Seite auf Vernichtung und völliges Verderben, auf der andern auf Rache und Gewaltthätigkeiten abgesehen. Endlich ward man ihrer auf beiden Seiten müde. Die Camisarden bildeten noch immer starke Haufen: Cavalier, wohl ihr vornehmster, aber nicht einziger Führer, hatte einmal 1000 Mann zu Fuß,

200 zu Pferde um sich. Aber dahin waren sie doch gebracht, daß sie weder in der Ebene etwas ausrichten, noch im Gebirge sich behaupten konnten. Als im nächsten Jahre diesen in Raub und Kampf gebildeten Kriegsmännern das Erbieten gemacht wurde, in königlichen Kriegsdienst zu treten, unter der Bedingung, daß sie, wie die Schweizer, dabei ihren Gottesdienst ausüben dürften, nahmen die Vornehmsten, unter denselben eben Cavalier, diesen Vorschlag an. Es war ihnen genug, daß sie Geistliche gezüchtigt und ihren Glaubensgenossen einige Erleichterung verschafft hatten, wie sie den Zurückbleibenden jetzt auch in Languedoc nicht versagt wurde. Wer sich damit nicht begnügte, dem war es erlaubt, das Land zu verlassen.[1]

Als die Verbündeten sich anschickten, sich mit den Camisards ernstlich und offen in Verbindung zu setzen, waren sie bereits unterworfen.

[1] Am Hofe sah man das als eine völlige Unterwerfung an. „Die Camisarden", schrieb Elisabeth Charlotte, 20. Mai 1704, „ergeben sich dem König, bitten alle um Gnade: 500 haben sich zu Ostagien ergeben, 400 begehren aus dem Lande zu ziehen mit Hab und Gut."

Viertes Capitel.

Kriegsereignisse in Deutschland. Feldzug von 1704.

Der Erfolg dieser Begebenheiten ist insofern allenthalben gleichartig, als einem Anfangs gefährlich erscheinenden Angriff überall ein wirksamer Widerstand von Seite Frankreichs entgegengesetzt wurde. Aber durch bloße Vertheidigung konnte der Krieg nicht beendigt werden: Frankreich hätte sich im fortgesetzten Kampfe erschöpft, verblutet. Um die Sache zu Ende zu bringen, entschloß sich König Ludwig wenigstens an Einer Seite zur Offensive: es war die deutsche.

Die deutschen Feldzüge ließen sich Anfangs eben so an, wie die andern. Es gehörte noch zu den Gedanken König Wilhelms, daß die Kaiserlichen, mit den Reichstruppen vereinigt, im Jahre 1702 Landau angriffen; die Franzosen, die auf die Neutralität des Reiches gezählt hatten, waren nicht stark genug, den Platz zu halten. Und unendlich schwer würde es ihnen geworden sein, sich im Elsaß und in Lothringen zu behaupten, hätte nicht ihr unternehmender Verbündeter, der Kurfürst von Baiern, im Innern Deutschlands den Krieg erhoben, indem er sich Ulms bemächtigte.

Maximilian Emanuel hatte so eben einen neuen Vertrag mit Frankreich abgeschlossen, in welchem ihm eine ansehnliche Verstärkung durch französische Truppen unter einem General, der ihm alsdann gehorchen werde, verheißen ward. Und was hätte den Franzosen selbst mehr am Herzen liegen können, als

eine solche Verbindung. Ludwig XIV. sprach einmal aus, die Diversion, die aus derselben hervorgehe, sei das wahre Mittel, den Kaiser zu zwingen, um Frieden zu bitten. [1]

Schon im October 1702 machte Villars einen Versuch, die Verbindung zu Stande zu bringen. Er warf den Markgrafen von Baden, der allerdings bei weitem schwächer war, bei Friedlingen aus seinen Stellungen: — eine Schlacht, die ihm den Titel eines Marschalls verschaffte; man sagt, zuerst von dem Kriegsvolke auf dem Schlachtfelde selbst sei er mit demselben begrüßt worden: — aber dem Weichenden zu folgen hielt er nicht für rathsam: er fürchtete, in den Gebirgen sich einem Unfall auszusetzen. [2]

Im Mai 1703 vollzog Villars, nachdem er Kehl genommen, die Vereinigung, ohne auf eigentlichen Widerstand zu stoßen. In Oberschwaben traf er mit dem Kurfürsten zusammen, der ihn mit Freuden empfing, denn ohne diese Hülfe wäre er wahrscheinlich verloren gewesen. Mit derselben aber war er stark genug, zum Angriff zu schreiten, und es fragte sich nur, wohin er einen solchen richten würde.

Laut des Vertrags war auch dieß in das Belieben des Kurfürsten gestellt. Mancherlei Vorschläge wurden gemacht; unter anderen rieth ihm Villars, einen Handstreich gegen Wien auszuführen, das sich, so meinte er, nicht acht Tage zu halten vermöge; der Kurfürst wählte jedoch, wie denn schon im Vertrage davon die Rede ist, einen Angriff auf Tyrol. Er glaubte Ansprüche auf dieses Land zu haben, welches seinen Altvordern wider alles Recht entrissen worden sei; von den Franzosen hatte er sich versprechen lassen, daß die Eroberungen, die er

1 Roziere, 18. April 1703. Campagne du Ml. de Villeroy et de Maximilian Emmanuel, en 1703. S. 74.

2 Nach den Memoiren von Villars 69. 31, antwortete er dem Kurfürsten, der ihm seinen Weg bezeichnete, dieser Weg würde durch das Höllenthal führen, man möge ihm aber verzeihen, er sei nicht Teufel genug, ihn zu machen.

machen werde, mit den Kurlanden vereinigt, denselben einverleibt werden sollten:[1] kein Wunder, wenn der Gekränkte und Ehrgeizige ein Unternehmen, das ihm die Aussicht auf eine so wichtige Erwerbung darbot, jedem andern vorzog.

Aber auch den Franzosen war es willkommen, und zwar besonders deßhalb, weil das südliche Tyrol die Pforte bildet, durch welche das österreichische Heer in Italien eingedrungen war und seine Verstärkungen erhielt: sie wünschten ihm dieselbe zu verschließen. Schon einmal hatten sie versucht, mit plötzlich zusammengerafften Fahrzeugen den Gardasee durcheilend, Riva zu überraschen und in Besitz zu nehmen; doch war ihr Vorhaben verrathen worden. Wie viel mehr aber ließ sich ausrichten, wenn nun der Kurfürst von seiner Seite her im nördlichen Tyrol eindrang. Der Gedanke ward gefaßt, daß Vendome im Gebirge dem Kurfürsten die Hand bieten sollte, während Villars die obere und mittlere Donau behaupte.

Tyrol befand sich keineswegs in einem Zustande provincieller Zufriedenheit. Zwischen der Landschaft, die sich in althergebrachten Rechten beirrt sah, und den Organen der Regierung herrschte ein schlechtes Vernehmen; nachdem das Land bei dem letzten Durchzuge der Truppen einen Aufwand gemacht hatte, der seine Kräfte überstieg, konnte es nicht zu der ihm versprochenen Entschädigung gelangen; auch über die Vorkehrungen zu der jetzt nothwendigen Vertheidigung wechselte man bittere Rede und Gegenrede: — als Mitte Juni der Kurfürst die Grenzen des Landes überschritt, mit einem stattlichen Heer von ungefähr 12,000 Mann, das zum fünften Theil aus Franzosen bestand; die übrigen hatte Villars zur Vertheidigung der an der Donau genommenen Stellungen zurückbehalten. Es

[1] Art. 13 des Vertrages: S. M. promet — d'établir S. A. É. dans la possession entière des conquêtes que S. A. É. fera, pour être le tout réuni et incorporé à la Bavière. Nach Fretteville entschied der geheime Rath des Kurfürsten für Tyrol, dont la conquête pourrait augmenter ses États. Mém. milit. III, 967.

war weniger diese Rüstung, als die Verwirrung in den Tyroler Gegenanstalten, was dem Kurfürsten das Uebergewicht verschaffte. Weder Kufstein noch Rattenberg leisteten Widerstand: schon am 25. Juni konnte er in Hall einziehen: Innsbruck fiel sofort in seine Hände. Er erklärte, er sei nicht gekommen, um Tyrol zu unterjochen, sondern um es besser zu regieren, als es bisher regiert worden sei, und unter bairischem Schutze glücklich zu machen; die Beamten leisteten ihm das Handgelöbniß der Treue, auf so lange er im Besitz der fürstlichen Grafschaft sein werde.[1] Truppenabtheilungen eilten nach allen Seiten, um die Pässe und Festen des Landes einzunehmen; eine besonders ansehnliche, aus Franzosen und Baiern zusammengesetzte, nach dem Brenner.

Die Absicht war, daß Vendome, der bald nachher am Fuße der Alpen anlangte, seine Truppen an beiden Ufern des Gardasees vorrücken lassen, sie in Riva vereinigen und dann den Weg einschlagen sollte, den ihm der Kurfürst von Baiern angeben würde.

Es scheint nicht, als ob die kaiserliche Militärmacht und Organisation fähig gewesen wäre, diesem Einbruche an der einen oder andern Stelle mit Kraft zu begegnen. Hielt es doch der Fürstbischof von Brixen sofort für wohlgethan, den Kurfürsten um Schutz für die Immunitäten seines Stiftes zu ersuchen.

In dem Volke aber lebte eine angestammte Hingebung für seine gefürsteten Grafen aus dem Hause Oesterreich und eben so ein nachbarlicher Haß, gleichfalls von den Vorfahren ererbt, gegen die Baiern. Daß der Kurfürst jetzt nicht allein das Land in Besitz nahm, sondern auch Kriegscontributionen von sehr beträchtlichem Betrage ausschrieb, ganz im Widerspruch mit seiner persönlichen leutseligen Haltung, gab diesen beiden Gefühlen Nahrung. Dazu kam aber noch ein anderes: ein lange in der Stille angesammelter Widerwille gegen die Organe

[1] Mémoires de M. de la Colonie, I, 271.

der Regierung ward durch den Verdacht, daß diese wohl gar des Verraths schuldig seien, zum Ingrimm gesteigert; die Menge, die sich durch den Ruin des Landes für berechtigt dazu hielt, wollte den Herren erst die Häuser über den Köpfen anstecken und dann sehen, was zu thun sei. Es erinnert an die wildesten Scenen des deutschen Bauernkrieges, wie auf den Grund eines falschen Gerüchtes der Oberstwachtmeister im Burggrafenamte, Hohenhauser, von den Bauern erschossen, an anderer Stelle ein Pfleger eines unbesonnenen Wortes wegen erschlagen ward; in Brixen brauchte man Gewalt gegen die Behörden, um den Fürstbischof zu besserer Gesinnung zu bringen; mit der Treue gegen den Landesherrn vertrug sich der Aufruhr gegen seine Beamten; dieser und ihrer hemmenden Führung entledigt, stellten sich dann die siegreichen Volkshaufen, mit der Natur ihres Landes wie früher und später im Bunde, dem vordringenden Feinde auf eigene Hand entgegen.[1]

Im hohen Gebirge, wo die schmale Straße sich durch die Schluchten windet, lauerten sie, so zahlreich sie waren, mit derselben lautlosen Stille, wie der Gemsenjäger das Wild erwartet, hinter dem Gebüsch, das die Wände deckt: so faßte ein Jeder seinen Mann in dem heranrückenden Kriegshaufen ins Auge; von allen Höhen stürzten überdieß Steine und Felsstücke auf ihn nieder; wenn dann die Baiern nothgedrungen umkehrten, so fanden sie die Pässe und Brücken in ihrem Rücken bereits ebenfalls verlegt: wer da nicht umkam, wurde gefangen. Im Kampfe mit den Scharfschützen, die sich wohl rühmten, auf fünfhundert Schritte zu treffen, scheiterten die Angriffe des Kurfürsten auf die Schanzen am Brenner; täglich sah man aus dem Wippthale die Karren voll von Verwundeten wiederkommen. Der Kurfürst selbst begab sich mit seinem Geschütz und dem Kerne seiner Truppen nach dem Passe, auf den so viel ankam, um einen entscheidenden Schlag zu versuchen. Aber in diesem

[1] Jäger: Tyrol und der bairisch-französische Einfall, 236.

Augenblick erhob sich der Landsturm in den scheinbar bereits beruhigten Gerichten; er mußte Befehl zum Rückzug geben und, um die nach Baiern führenden Straßen zu behaupten, sich der äußersten Gefahr aussetzen.

Im deutschen Tyrol war die Sache dergestalt schon entschieden, als Vendome mit seinem Heere, das auf dem Wege manche heiße Gefahren hatte bestehen müssen, oberhalb des Gardasees anlangte und sich der nächstgelegenen Orte, selbst des festen Arco bemächtigte. Noch immer konnte sein Unternehmen hohe Bedeutung gewinnen, wenn er an diesen Pforten von Italien eine haltbare Position in Besitz nahm. Aber er stieß nun schon auf einen durch regelmäßige Kriegsmannschaften unterstützten Widerstand. Die Vertheidigung der Etschübergänge, welche Roveredo deckten, erwies sich unüberwindlich. Dann langten die welschländischen Schützen an, die so eben am Brenner das Beste gethan hatten, auf offenem Felde wurden ihre Fahnen geweiht. Vendome drang bis zu den Höhen und Hügeln vor, welche Trient umgeben, und bewarf die Stadt mit Bomben, was aber keinen andern Erfolg hervorbrachte, als daß die vornehmsten Gebäude beschädigt wurden.[1] Die Stadt wies dennoch, unter dem Einflusse eines entschlossenen kaiserlichen Generals, des Namens Solari, jeden Gedanken an Nachgiebigkeit und Ueberlieferung von der Hand. Vendome mußte sich zum Rückzug entschließen: er bezeichnete seinen Weg mit gräßlichen Verwüstungen, um sich für den Widerstand zu rächen, den er nicht bezwingen konnte.

Welch glänzende Hoffnungen knüpften sich für Frankreich und Baiern daran, wenn sie in Besitz der hohen Alpen kamen und Oesterreich von seiner Verbindung mit Italien abgeschnitten wurde. Aber diese Combination scheiterte an der unvorberei-

[1] Aus den Mém. milit. III, 260, ergibt sich, daß Vendome erst damals, Anfang September, Nachrichten von den Unfällen des Kurfürsten erhielt.

teten, plötzlich hervorbrechenden Feindseligkeit eines in seinen ererbten Gefühlen beleidigten Volksstammes.

Der Krieg versetzte sich nun wieder in die bairischen Gebiete, die man, um auszugleichen, was in Tyrol geschehen war, von allen Seiten mit verwüstenden Einfällen heimsuchte;[1] von Oberösterreich her drang eine dänische Schaar ein, die dem Kaiser zu Hülfe gekommen war; sie warf ihre Bomben nach Schärding; die Oberpfalz ward von Böhmen aus angegriffen; mit dem großen Heer, das in Schwaben lagerte, näherte sich Markgraf Ludwig von Baden; er nöthigte die Stadt Augsburg, ihm die Thore zu öffnen, und durchbrach die bairischen Marken, so daß man in München eine Belagerung fürchtete; endlich bewegte sich ein fünfter Heerhaufen unter General Styrum gegen Donauwörth. Man glaubte, so vielen Anfällen zu widerstehen, werde der Kurfürst von Baiern nicht stark genug sein. Von den deutschen Fürsten ward er zum Frieden ermahnt; auch die Franzosen meinten, es werde ihm nichts übrig bleiben, als einen solchen einzugehen: sie selbst dachten schon an ihren Rückzug über den Rhein. Aber Maximilian Emanuel schlug seine Streitkräfte nicht so gering an; niemals hat er seine Waffen kräftiger geschwungen, und so wenig er mit Villars einverstanden war, so zeigte sich die Verbindung beider nicht nachtheilig; in dem Widerstreit des einen mit dem andern sind gute Beschlüsse gefaßt worden. Zunächst ward General Styrum von ihrer vereinten Macht in der Nähe von Höchstädt überrascht und geschlagen; man sah den Kurfürsten, seinen Pallasch in der Hand, die Seinen in das Feuer führen; der französische Marschall gibt ihm das Zeugniß, er sei allenthalben und immer an der gefährlichsten Stelle gesehen worden.[2] Hierauf hielt es der Markgraf von Baden für das Beste, seinen Rückzug

[1] Meichelbeck, Historia Frisingensis II, 430.

[2] Lettre de Villars du camp d'Höchstedt, 21 sept. Mém. milit. III. 667. 955.

anzutreten: glücklich, daß er ihn ohne Verlust vollzog; dann aber fiel Augsburg nach kurzer Belagerung in die Hände des Kurfürsten. Er hatte sich schon beim Beginn des letzten Getümmels Regensburgs bemächtigt und von seinen Tyroler Erwerbungen wenigstens eine, Kufstein, behauptet. Nach kurzer Bedrängniß besaß er wieder die Ueberlegenheit der Waffen und bediente sich ihrer sofort, um das schwach besetzte Passau zu überraschen. Man könnte nicht ausdrücken, welchen Schrecken dieß am kaiserlichen Hofe verursachte; zumal da eben damals die ungarischen Malcontenten, zu einem großen Heere angewachsen, an die mährische und österreichische Grenze vorrückten. Es schien nur auf den Kurfürsten anzukommen, ob er Prag oder Wien anzugreifen vorziehe. Man will eine Medaille gesehen haben, auf welcher er als König von Böhmen bezeichnet worden sei; auf einer andern wurden fünfzehn Städte aufgezählt, die ihm das erste Kriegsjahr verliehen habe.

Aufs neue nahm Maximilian Emanuel eine großartige, für den Kaiser und das Haus Oesterreich überaus gefährliche Stellung ein. Die Franzosen trugen Sorge, ihn darin zu stärken. Villars, mit dem er sich nicht mehr verstehen konnte, war auf seine Bitte abberufen und ein anderer französischer Befehlshaber, des Namens Marsin, von minder empfindlicher und herrischer Natur, ihm beigeordnet worden. Im Frühjahr 1704 führte ihm dieser ein neues Hülfscorps zu, von 8000 Mann zu Fuß, dritthalbtausend zu Pferd. Der Kurfürst faßte hierauf die Absicht, sich Nördlingens zu bemeistern, wodurch seine an der Donau gewonnene Position erst vollständig gedeckt worden wäre, und sich dann gegen Nürnberg zu wenden, um auch im fränkischen Kreise so mächtig zu werden, wie er im schwäbischen war. Max Emanuel legte nicht allein eine unvergleichliche persönliche Tapferkeit, sondern auch ein gewisses Talent für die Heerführung an den Tag. Wie glücklich fühlte sich sein Bruder, wenn er ihn mit den größten Feldherrn des Jahrhunderts vergleichen hörte, wenn die Franzosen ihn als

den besten General auf ihrer Seite priesen. Er war voll von Lebenskraft und oft ungezügelter Lebenslust. Er nährte den dynastischen und persönlichen Ehrgeiz, sich und sein Haus von dem so viel mächtigeren Oesterreich gleichwohl nicht in den Hintergrund drängen zu lassen. In diesem Augenblick erschien er sich bereits als der große Vorfechter der Unabhängigkeit des deutschen Fürstenthums gegen das Uebergewicht des Kaisers. Aber noch weiter reichten seine hochfliegenden Gedanken. Die Zeit schien ihm da zu sein, wo das Haus Baiern eine europäische Stellung erringen könnte.

Einen thatkräftigeren und nützlicheren Verbündeten hatte Ludwig XIV. nie gehabt: davon, was er ausrichte, ob er sich halte, schien ihm der Ausgang des spanischen Erbfolgestreites abzuhängen. — Und auch auf der andern Seite war man davon durchdrungen.

Prinz Eugen, der damals dem Hofkriegsrath präsidirte, was ihn in den Stand setzte, die Gesammtheit der Angelegenheiten von einem höheren Standpunkte aus zu überblicken, wiederholt in seinen Briefen, der Ausschlag beruhe allenthalben darauf, daß den baierischen Bewegungen ein Ende gemacht werde. Dazu aber gab es kein anderes Mittel, denn die kaiserlichen Heere allein hätten dafür nicht hingereicht, als zugleich die englisch-holländischen herbeizuziehen.

Schon früher waren unter ähnlichen Umständen ähnliche Pläne gefaßt worden; König Wilhelm hatte sie immer zurückgewiesen. Jetzt aber unter dem Einfluß Marlboroughs, der über die Nothwendigkeit einer kühnen und entscheidenden Maßregel mit Eugen einverstanden war, bot die englische Regierung die Hand dazu. Die Bedenklichkeiten der Generalstaaten, welche für ihre Sicherheit fürchteten, wurden überwunden; der Krieg in den Niederlanden ward einem holländischen Feldmarschall anvertraut. Indem Marlborough die Miene annahm, als wolle er eine Belagerung an der Mosel unternehmen, wandte er sich nach dem Neckar. Der Kurfürst vermuthete seine Absicht; die

Franzosen, durch die Besorgniß, daß eine oder die andere ihrer Festungen angegriffen werden sollte, geängstigt, ließen sich jedoch wirklich täuschen: ungehindert von ihnen gelangten die Engländer und ihre Bundesgenossen in das Gebiet der oberen Donau; am 22. Juni vereinigten sie sich mit dem kaiserlichen Heere bei Geislingen. Und unverzüglich gingen die Verbündeten nun auf den Kurfürsten los, dem sie fast um ein Drittheil überlegen waren. Um Donauwörth, auf das sie — und ganz mit Recht — ihr nächstes Augenmerk gerichtet hatten, zu schützen, hatte der Kurfürst den Schellenberg befestigt. Die Verbündeten zögerten nicht, diese Verschanzungen anzugreifen. Sie litten dabei einen ungeheuren Verlust, aber sie nahmen dieselben (6. Juli) und gleich darauf die Stadt.

Manchem französischen Führer schien es genügend, durch einen Angriff auf Mainz oder Freiburg eine Diversion zu Gunsten des Kurfürsten zu machen: aber König Ludwig XIV. wollte nicht zugeben, daß man jemals sagen könne, er habe einen so treuen und wichtigen Bundesgenossen, wie diesen, seinem Schicksal überlassen; er ordnete an, daß abermals eine sehr ansehnliche Abtheilung seiner oberrheinischen Armee, bei 26,000 Mann stark unter dem Marschall Tallard, dem vor Kurzem die Wiedereroberung von Landau gelungen war und der überhaupt eines guten Rufes genoß, dem Kurfürsten unmittelbar zu Hülfe kommen solle; der König selber bezeichnete von Versailles her die Bataillone, die dazu zu verwenden seien. Mitte Juli überstieg Tallard die Höhen des Schwarzwaldes. Der Feind und die Umstände verhinderten ihn, sich durch die Besitznahme von Villingen oder Rottweil Württembergs zu versichern, was er an sich beabsichtigte: er eilte zu dem Kurfürsten vorwärts, mit dem er seine Vereinigung Anfang August in der Nähe von Augsburg vollzog.

Wie viel mehr aber wurde hiedurch — fast wie im Glücksspiel, wenn anders der Krieg zugleich von Zufälligkeiten abhängt, — alles auf einen großen Wurf gestellt. Indem die

beiden Parteien ihre besten Kräfte auf dem ohnehin wichtigsten Kriegstheater vereinigten, mußte ein Zusammenstoß zwischen ihnen mit Einem Schlag über den ganzen Krieg entscheiden.

Von Wien war auch Prinz Eugen herbeigekommen, zunächst um die Anführung an dem Oberrhein zu übernehmen; die starken Abordnungen der französischen Armee jedoch ließen es ihm thunlich erscheinen, mit seinem Corps sich ebenfalls nach der Donau zu begeben. Seine Ueberzeugung war, die Sache müsse unverzüglich ausgemacht werden; man dürfe nicht länger dulden, daß der Kurfürst die Donaugebiete beherrsche, von wo er, wie das deutsche Reich, so die kaiserlichen Erblande bedrohe und zugleich seine Verbindung mit Frankreich unterhalte; zu dem Ende müsse man ihm Ingolstadt und Ulm entreißen.

Die erste Unternehmung sollte gegen Ingolstadt gehen, und zwar erbot sich der Markgraf von Baden, der niemals in ein rechtes Verständniß mit Marlborough gekommen war, dahin abzurücken, dagegen sollte sich der Lord mit dem Prinzen auf dem linken Donauufer vereinigen, um der bairisch-französischen Armee die Spitze zu bieten.[1]

In der That überschritt diese eben wieder die Donau, wie man damals annahm, um noch neue Verstärkungen vom Rheine her an sich zu ziehen, oder doch, um im Zusammenhang mit der französischen Macht zu bleiben. Villars hatte noch während seiner Anwesenheit eine zu diesem Zweck geeignete Position angegeben: Tallard ward von Marsin mehr dazu fortgezogen, sie zu besetzen, als daß diese Bewegung seine Wahl gewesen wäre.

Der Duc de Tallard besaß diplomatische und gesellschaftliche Talente; er taugte gut für die schwierigen Verhältnisse, die bei dem Zusammenwirken verschiedener Heerführer so leicht entspringen; offenen Hader sowohl mit dem gebornen Fürsten, als mit den andern Führern, die mit ihm von gleichem Range

[1] Projet pour les opérations von Pr. Eugen bei Heller: Militärische Correspondenz II, 191. Vgl. Oesterreichisch-militärische Zeitschrift. 1841, IV. 32.

waren, wußte er zu vermeiden; aber für den großen Krieg war er nicht geboren; von der Lage der Dinge in Deutschland hatte er keinen Begriff; die Franzosen selbst suchten sich der Autorität des feurigen Kurfürsten gegen ihn zu bedienen;[1] er folgte zögernd, aber er folgte; nur durch Verzögerungen machte er seine Meinung geltend.

Sonderbare Verflechtung, daß Frankreich, welches bisher so manchen Heerführer von echtem Talent hervorgebracht hatte, in diesem größten Augenblicke von einem militärisch untergeordneten Geiste vertreten war, der die Umstände, in denen er sich befand, wie durch einen Nebel sah. Daß er einst seine größte Bemühung hatte sein lassen, den Krieg zu verhüten, wirkte auf seinen Kriegseifer nicht zurück: aber es zeigt doch, daß die großen Impulse nicht in ihm waren, die den Krieg hervorgerufen hatten.

Auf das lebendigste dagegen stellten sich diese in den beiden Feldherren dar, die das englisch-deutsche Heer anführten. Sie hatten beide dem König von Frankreich einst nahe gestanden. Marlborough gehörte zu dem glänzenden Kriegsgefolge, das Ludwig XIV. bei seinem Unternehmen gegen Holland begleitete: er diente damals unter den englischen Hülfstruppen; Turenne hatte ihn bemerkt, der König selbst einst Gelegenheit gehabt, ihn zu beloben. Prinz Eugen von Savoyen war der Sohn einer der Nichten des Cardinal Mazarin, überhaupt fast ein Kind des französischen Hofes, dem er seine erste Bildung verdankte. Aber jetzt lebten sie beide nur in dem Gedanken, den König von Frankreich zu bekämpfen, seine Macht zu stürzen. Marlborough stand in seinem Vaterlande an der Spitze der Männer, die eine eifrige Durchführung des Krieges wollten: schon klagte die Gegenpartei ihn an, daß er durch verwegene Unternehmungen seine Vollmacht überschreite: sein politisches

[1] Er klagt selbst darüber: Lettre à Chamillart, 4. Sept. Mém. milit. IV, 565.

Dasein war an den Erfolg dieses Feldzuges geknüpft;[1] er hätte sich nicht behaupten können, wenn er nicht mit Sieg gekrönt nach Hause gekommen wäre. Prinz Eugen von Savoyen betrachtete die Interessen des Kaisers, dem er diente, wie seine eigenen. Wahrscheinlich war er damals der Mann in Europa, der die Lage der Dinge am klarsten übersah. Er hatte den Plan zu diesem Feldzug gefaßt; mit jenem Talent ausgerüstet, welches das Allgemeine und Große fest im Auge behält und dabei das Kleinste nicht übersieht, und mit der Autorität, die, auf Erfahrung und Einsicht gegründet, sich jeden Augenblick geltend macht, war er einzig geeignet, ihn durchzuführen. Der glänzende und gebildete, vielgewandte und hochstrebende Lord, der bescheidene, methodische, einfache, ein wenig pedantische und umständliche Prinz ergänzten einander gleichsam in ihren persönlichen Eigenschaften und wirkten wunderbar zusammen: beide, wie ein Dichter der Zeit sagt, hart geworden im Feld und verfeinert an den Höfen; beide voll eines Muthes, der, nicht aus plötzlichen Aufwallungen, sondern aus Vernunft entspringend und durch Vernunft gemäßigt, in Zeiten des Friedens nicht bemerkt wird, am Tage der Schlacht hervorbricht.[2]

Ueber den Lech und die Donau zurückeilend, traf Marlborough in dem Lager Eugens bei Münster ein, als die Baiern und Franzosen sich anschickten, unfern von ihnen jene Position zu besetzen. Die Gegend ist eine weite Ebene zwischen der Donau und bewaldeten oder bebauten Anhöhen, von denen einige Bäche zwischen morastigen Ufern nach dem Strom hinabrinnen. Hinter einen von diesen, den Nebelbach, stellten sich

[1] Eugen an den Herzog von Savoyen. Myl. Marlborough c'est un homme qui a beaucoup d'esprit, de la bravoure, fort bien intentionné et grande envie de faire quelque chose, d'autant plus qu'il serait perdu en Angleterre, s'il retourne sans avoir rien fait. Bei Heller Correspondenz II, 182.

[2] To souls like these in mutual friendship joind heaven dares intrust the cause of human kind. Addison, Poems 55.

die Baiern und Franzosen auf; der Kurfürst zur Linken bei Lutzingen, Tallard mit den besten und zahlreichsten Truppen bei Blenheim, in der Mitte Marsin.

Ihre Quartiermeister steckten so eben mit ihren Fähnlein die Quartiere ab, worauf die Truppen einzogen, als Eugen und Marlborough am Morgen des 12. August einen nahen Thurm bestiegen, um den Feind zu recognosciren. Sie konnten unmöglich zulassen, daß derselbe sich in dieser Stellung befestigte. Sie würden dadurch Schwaben und Württemberg preisgegeben haben und, wenn die Belagerung von Ingolstadt nicht glücklich ging, der größten Gefahr ausgesetzt gewesen sein. Und ohnehin wollten sie schlagen. Ihr Entschluß war auf der Stelle gefaßt, den Feind den andern Tag anzugreifen.

Die Franzosen und Baiern mochten 56,000 Mann, die Kaiserlichen und Engländer mit ihren Verbündeten, unter denen besonders die Preußen eine stattliche Masse bildeten, 50,000 Mann zählen. Es war ein Zusammentreffen, bei dem alles von überlegenen Waffen und besserer Führung abhing.

Prinz Eugen griff den Kurfürsten an, der in der vortheilhaften Stellung, die er bei Lutzingen genommen, den hartnäckigsten Widerstand leistete und ohne die Streitfertigkeit der preußischen Schaaren wahrscheinlich den Platz behauptet hätte; Marlborough wandte sich gegen Tallard.

Noch am Morgen des 13. August bei den ersten Bewegungen gab sich Tallard dem Wahne hin, daß der Feind sich zum Rückzug nach Franken anschicke; es zeugt von der Kriegsübung der französischen Bataillone, daß sie, als sie dann ihren Anführer so unerwartet angegriffen sahen, sich doch sehr wohl zur Wehre setzten. Vor den Verschanzungen, die sie eilend aufgeworfen, und den Zäunen und Hecken von Blenheim, die durch ihr Feuer vertheidigt waren, mußten sich die zuerst andringenden Brigaden Marlboroughs mehr als einmal zurückziehen. Tallard hielt nicht für nöthig, auch den Bach, der seine Stellung deckte, zu vertheidigen; er meinte in jedem

Augenblick stark genug zu sein, um die Herübergekommenen wieder zurückzutreiben oder diesseits zu vernichten. Aber zuerst dieß gelang ihm nicht. Es war hauptsächlich das Werk der lüneburgischen und cellischen Regimenter unter dem General Bülow, daß die gesammte Truppenmacht Marlboroughs über den Bach kommen konnte: sie nahm alsdann mit einer Batterie, welche sich sehr wirksam zeigte, eine die Franzosen bedrohende Stellung ein.[1] Die Ueberlegenheit der Verbündeten bestand in ihrer Cavallerie. Die französische war damals in Folge einer Seuche in besonders schlechtem Zustand; Tallard klagt, es habe ihr an Energie und Muth gefehlt, nicht eine einzige feindliche Schwadron habe sie gebrochen. Der Ausgang der Schlacht beruhte darauf, daß sie vorzugsweise ein Kampf zwischen der deutschen und der französischen Reiterei war. Eine Zeitlang hielten die beiden Schlachtordnungen derselben einander im Angesicht; die französische suchte sich durch herbeigezogene Fußvölker zu verstärken. Gegen fünf Uhr Abends sah man Marlborough die Front der Verbündeten hinunterreiten, und gleich darauf setzte sich die englischdeutsche Cavallerie, die blanke Waffe in der Hand, gegen den Feind in Bewegung. Die Franzosen schossen, als sie in ihre Nähe gekommen waren, ihre Carabiner ab,[2] aber da der Anfall, der auf sie geschah, darum nicht einhielt, geriethen sie in Verwirrung; ihre Escadrons wurden durchbrochen und die zur Unterstützung derselben anrückenden Fußvölker über den Haufen geworfen. Indem Tallard in diesem Moment seine Stellung zu verändern suchte, verwandelte sich sein Nachtheil in Niederlage und Flucht: er selber gerieth in Gefangenschaft. Hierauf vermochte, von allen Seiten eingeschlossen, der Flecken Blenheim sich nicht länger zu halten: nach kurzem Widerstand ergaben sich die französischen Bataillone kriegsgefangen; es waren bei 10,000 Mann.

[1] Vgl. den deutschen Schlachtbericht in dem Theatrum europaeum, Bd. XVII, 94.

[2] So berichtet der Account of the battle of Blenheim from Dr. Hare's Journal, Dispatches of Marlborough, I, 405.

Der Kurfürst und Marsin konnten sich in ziemlicher Ordnung von Lutzingen zurückziehen, aber das Heer Tallards war so gut wie vernichtet. Man rechnet den Verlust in dieser Schlacht, die ihren Namen von dem nahen Höchstädt hat, auf mehr als 20,000 Mann.

In Paris wollte man den ersten Nachrichten von derselben keinen Glauben beimessen. Bald aber zeigte sich, daß sie die Höhe des Unglücks noch nicht erreichten: die Verluste übertrafen Alles, was man hatte befürchten können, die höchsten Familien waren nicht minder davon betroffen, als die geringeren, aus allen Ständen sah man Leidtragende. Sonst pflegte die Hauptstadt die Fehler Derjenigen zu verspotten, welche einen Unfall erlitten hatten; dießmal aber war das Unglück so allgemein, daß kein Spottlied gehört wurde.

Alle von dem Kurfürsten eroberten Städte, Augsburg, Regensburg, Passau wurden von den Kaiserlichen besetzt, in Kurzem sah sich seine Gemahlin zu einem Vertrag genöthigt, welcher das Baierland wehrlos machte. Die Autorität von Kaiser und Reich triumphirte noch einmal vollständig über die Unabhängigkeit des Fürstenthums.

Aber auch davon brach eine Ahnung sich Bahn, daß diese Entscheidung die Summe der Angelegenheiten berühre.

Als die Hauptmacht der Verbündeten über dem Rhein erschien und Landau bedrohte, wagten die Franzosen den Kampf nicht aufzunehmen; der stolze König billigte, daß man Landau, auf das er den größten Werth legte, doch wieder in die Hand der Verbündeten fallen ließ: er hielt dieß für das geringste Unglück, das ihm begegnen könne. Marlborough besetzte Trier, eroberte Trarbach; die Franzosen zweifelten nicht, daß demnächst ihre eigenen alten Grenzen angegriffen werden würden.

Fünftes Capitel.

Entscheidungen auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen.

Die Umstände lagen bereits so, daß die Verbündeten berathen konnten, ob sie bei den Versuchen, die sie bis jetzt beschäftigt hatten, die in Besitz genommenen spanischen Landschaften wieder zu erobern, stehen bleiben, oder ob sie nicht vielmehr nun die ganze Machtstellung Ludwigs XIV., nach Frankreich selbst vordringend, umzustürzen versuchen sollten.

Bei Landau, unter den Eindrücken der letzten großen Erfolge hatten sie die Ansicht gefaßt, daß nur ein Anfall auf die französischen Grenzen, wie vor Alters, den König wahrhaft empfindlich, und daß ein solcher von der Mosel her, — zumal da man sich der Beistimmung des Herzogs von Lothringen, der mit den Verbündeten Ein Herz und Eine Seele sei, sicher glaubte — am leichtesten und nachdrücklichsten ausführbar sein werde. Marlborough und Eugen, hierüber einverstanden, bemühten sich, alles dazu vorzubereiten; Niemand war eifriger dafür, als der römische König Joseph, in dem sich die Hoffnung regte, alle Ansprüche seines Hauses durchzuführen und dem König von Frankreich die gesammte spanische Erbschaft zu entwinden: er würde gern in Person an dem Feldzug Theil genommen haben.[1] Es war von Bedeutung, daß dieser Fürst,

[1] Marlborough an Heinsius, Sept. 1794. Marlborough Dispatches I, 488.

nach dem Tode seines Vaters, 5. Mai 1705, als römischer Kaiser auftrat. Eine seiner ersten Handlungen ist, daß er Marlborough, dem sein Haus schon so viel dankte und von dem es noch mehr erwartete, zum Fürsten des Reiches erhob.

Von Anfang an war Markgraf Ludwig von Baiern gegen diesen Plan. Er meinte, man sei nicht stark genug, um den Krieg zugleich auch am Oberrhein und in den Niederlanden mit Kraft zu führen; den rheinischen Kurfürsten werde die Anwesenheit eines großen Heeres in jenen ohnehin unfruchtbaren Gebieten mißfallen und sie verstimmen; der Feind aber Zeit gewinnen, sich im Elsaß aufs neue zu befestigen. Er hätte lieber gesehen, daß ein Angriff auf diese Provinz unternommen worden wäre, durch deren Besitz, schon um der Zufuhr willen, man zu anderen erst fähig werde.

Seine Bemerkungen machten jedoch wenig Eindruck, da man sie von persönlichen Gesichtspunkten herleitete, mehr noch, als sie davon ausgingen. Nachdem die nicht minderen Bedenklichkeiten, die man in Holland hegte, gehoben waren, konnte auch der Markgraf, den Marlborough in Rastadt besuchte, sich dem Versprechen nicht entziehen, so viel Truppen, als er entbehren könne, zu ihm stoßen zu lassen. In Trier sollte der Sammelplatz sein; man hoffte eine Armee von 90,000 Mann zusammenzubringen.

Von unermeßlichem Vortheil wäre es für die Verbündeten gewesen, wenn sie nun zugleich im Innern Frankreichs Einverständnisse gefunden hätten. Zu den Entwürfen, welche sie für den Feldzug von 1705 machten, gehörte es, den Empörten der Cevennen eine unmittelbare Hülfe zu leisten.[1] Aber wir sahen, daß so eben dem bewaffneten Aufstand so gut wie ein Ende gemacht war. Marschall Villars war es, der, nach seiner Rückkehr aus Baiern mit diesem schwierigen Werke beauftragt, es durch eine Verbindung von Nachdruck und Mäßigung vollbrachte.

[1] Coxe: Marlborough I, 385.

Im inneren Frankreich ungefährdet, wandte Ludwig XIV. um so mehr alle seine Aufmerksamkeit auf die Vertheidigung der Grenzen. Leicht war es in der That nicht, aber es gelang ihm, die fast zu Grunde gerichtete Reiterei herzustellen: nie hatte er, um alle Lücken zu ergänzen, zahlreichere Beförderungen vorgenommen; in voller Kraft und Streitbarkeit sollten seine Heere den Verbündeten begegnen, mochten sie ihn nun im Elsaß, oder an der Mosel, oder in den Niederlanden angreifen. Diese Grenzen fingen an in ihrem Zusammenhange erkannt und als eine einzige betrachtet zu werden. Für den am meisten bedrohten Punkt hielt er von Anfang an den, welcher es war; eben da an der Mosel wurde Villars, der jetzt neues Ansehen erworben hatte, aufgestellt, um in der Gegend von Sierck ein Lager zu nehmen und den Festungen, von denen man vermuthete, daß sie angegriffen werden würden, Thionville oder dem besonders bedrohten Saarlouis, zu Hülfe zu kommen.[1]

Villars selbst wies jeden weiter reichenden Plan, z. B. den zu einem Versuch gegen Trier, von sich, er war zufrieden, die nächsten Quartiere der Verbündeten auseinanderzusprengen, zumal da dieß schon hinreichte, den guten Geist seiner Truppen wieder zu erwecken; er kann nicht genug davon sagen, wie kräftig dieser wieder erwacht sei, wie muthvoll der wohlbezahlte und wohlgenährte Soldat sich zeige: bei ihm sei von keiner Desertion die Rede; alle Generale seien in gleicher Stimmung, den Feind zu erwarten.[2] Sein Lager zu verschanzen hielt er nicht für gut, weil das Leute wie die Franzosen beenge und beängstige.

Noch etwas früher, als es ursprünglich beabsichtigt gewesen war, setzte sich Marlborough in Bewegung und überschritt die Saar. Er ließ Villars sagen, er freue sich, ihn am Platze zu finden, weil ihm dieß einen schönen Feldzug verspreche; rasch

[1] Diese Absicht erscheint gleich in dem ersten Gutachten vom 10. Febr. 1705. Mém. milit. V, 551.

[2] Villars au roi, 10 juin. Mém. mil. V, 445.

und ohne Schwierigkeit vorrückend, nahm er am 7. Juni eine Stellung, dem Lager desselben gegenüber zwischen Pelt und Mensberg. Jetzt hielt es Villars doch für rathsam, Verschanzungen aufwerfen zu lassen. Wenn Marlborough nicht sogleich zum Angriff schritt, so schien der Grund davon nur darin zu liegen, daß er, wie denn einige neue Zuzüge bei ihm eintrafen, deren noch mehrere erwartete; man setzte voraus, er fühle sich stark genug, um zugleich hier die französische Armee zu beschäftigen und die Belagerung von Saarlouis zu unternehmen. Die Welt begleitete die Entwicklung dieser Ereignisse, welche entscheidend werden konnten, mit gespannter Aufmerksamkeit.

Es ist auffallend, wie sehr der Ruf und die öffentliche Meinung die Streitkräfte Marlboroughs übertrieb; man schätzte sie auf 100,000 Mann, während sie noch nicht die Hälfte so viel ausmachten. Villars meinte alles Ernstes, daß er der Schwächere sei; in der That aber war er vielleicht um 10,000 Mann stärker. Und alle Tage bekam er Verstärkungen; ansehnliche Truppenschaaren waren jetzt von Elsaß und von den Niederlanden her auf dem Wege zu ihm. Unter diesen Umständen konnte Marlborough, dem es überdieß an Pferden fehlte, um sein Geschütz herbeizuführen, an einen Angriff nicht denken. Indem man noch alle seine Bewegungen auf einen solchen deutete, entschloß er sich — am 16. Juni — zum Rückzug. Ihn trieb nicht, wie einst den Herzog von Lothringen, der Wunsch, ein verlorenes Land wiederzuerlangen, nach dem Mißlingen eines ersten Versuches, zu einem andern an; er gab die Sache vollkommen auf und nahm seinen Weg nach den Niederlanden. Denn indeß hatte Villeroy Huy angegriffen, und die Generalstaaten, die für Lüttich fürchteten, verlangten in diesen Gegenden gedeckt zu werden.[1]

[1] Raisons pour lesquelles le D. de Marlborough quittoit la Moselle et retournoit sur la Meuse, 27 Juin. Von dem englischen Kriegssekretär Cardonnel, bei Lamberty III, 470.

Marlborough warf alle Schuld auf den Mangel an rechtzeitigem Beistand von den deutschen Fürsten, besonders auf die Zögerungen des Markgrafen von Baden. Was konnte man aber, da Oesterreich selbst wenig oder nichts in der Sache leistete, von den minder Betheiligten erwarten?[1] Das Gemeingefühl der deutschen Fürsten war nicht dahin entwickelt, um einem Angriff auf Frankreich ernstliche Theilnahme zuzuwenden.

Ueberaus glorreich fühlte sich Villars, als der Feind, von dem man das Schlimmste befürchtet hatte, zurückwich. Gott selber, sagt er, der Beschützer der französischen Waffen, habe der großen Zahl seiner Feinde die Marksteine gesetzt, welche sie zu achten hätten.[2]

Und den Erfolg hatte dieser Feldzug allerdings, daß die Verbündeten, wenn sie die von Ludwig XIV. in Besitz genommenen Provinzen der spanischen Monarchie demselben wieder entreißen wollten, was der Zweck des Krieges war, sich entschließen mußten, seine Kriegsheere in diesen selbst aufzusuchen und sie daraus zu verjagen.

Ramillies.

Gleich die Rückkehr Marlboroughs von der Mosel führte zu einem Anlauf gegen die spanischen Niederlande. Die Franzosen mußten die Belagerung von Lüttich aufheben, sie verloren Huy wieder; ihre Linien selbst waren zu weitläufig, als daß sie allenthalben hätten vertheidigt werden können. Wenn es aber Marlborough gelang, sie zu durchbrechen — bei Tirlemont — so zog dieß doch keinen Verlust für die Franzosen nach sich. Sie nahmen eine feste Stellung an der Dyle, durch welche sie

[1] I am here without a simple soldier except those, who are in the pay of England and the states general. Marlborough an Prinz Eugen 11. Juni bei Coxe I, 397.

[2] Lettre au roi, 17 juin. Mém. de Villars II, 168.

Löwen, Brüssel, Antwerpen deckten, und vertheidigten dieselbe mit Geschicklichkeit und Glück. Marlborough beschwerte sich an der Dyle über die holländischen Befehlshaber noch lebhafter, als er an der Mosel über die deutschen geklagt hatte.

Auch im Jahre 1706 wäre für die Franzosen wohl das Rathsamste gewesen, sich wie bisher in der Defensive zu halten; aber das Glück des letzten Jahres hatte ihren Muth wieder gesteigert; der König selbst meinte, daß das streng beobachtete System der Vertheidigung den Feinden als ein Bekenntniß von Schwäche erscheine, durch welches der Friede unmöglich werde.[1] Er war ganz dafür, daß der von den Verbündeten eingenommene feste Platz Leau, dessen Bedeutung für das umliegende Land erst einleuchtete, als er verloren war, denselben wieder entrissen würde, selbst auf die Gefahr einer Schlacht, vorausgesetzt, daß sein Heer die Ueberlegenheit der Anzahl habe, woran er nach seinen Vorbereitungen nicht zweifelte. So war auch Villeroy, der neben dem Kurfürsten von Baiern in den Niederlanden befehligte, und dieser selbst, ja die ganze Armee, gesinnt: ihr Eifer wurde durch die von Villars, der, von den Niederlanden her unterstützt, wieder im Elsaß vordrang und Hagenau eroberte, erfochtenen Erfolge belebt; im Mai 1706 überschritt Villeroy die Dyle, um Leau zu belagern und den Feind, wenn er es zu entsetzen suche, im offenen Felde zu erwarten.

Diese Bewegung sollte verhängnißvoll werden.

Marlborough hätte eigentlich vorgezogen, sich zu dem italienischen Heere zu begeben; aber die Ereignisse im Elsaß machten nicht allein seine Anwesenheit diesseit der Alpen nothwendig, sondern sie bewogen auch die Generalstaaten, ihm Deputirte

[1] Lettre du roi, 6 mai. Les partis de sagesse que j'ai cru devoir prendre ayant produit des effets tout contraires à ce que j'en ai dû espérer, les ennemis les ayant attribués à la faiblesse, je ne vois rien qui puisse mieux les déterminer à venir à un accommodement, qui est nécessaire, que de leur faire voir que j'ai des forces suffisantes pour les attaquer partout.

nach seinem Wunsch und freiere Hand im Verkehr mit denselben zu bewilligen, und vor allem: die beginnenden Bewegungen der Franzosen erweckten bei ihm die Hoffnung, daß er sie auch hier im offenen Felde finden würde. Er nahm seine Richtung nach Namur, wo er ein Verständniß angeknüpft hatte; die Franzosen hielten für nothwendig, ihm zuvorzukommen: an der Mehaigne, unfern der Quellen der großen und der kleinen Gheets, nahmen sie bei Mont St. André und Ramillies eine feste Stellung, in der sie mit ihm zusammentreffen mußten.

Wenn Ludwig XIV. dem Heere eine Schlacht anzunehmen erlaubte, so hatte er dabei vorausgesetzt, daß die unter Marsin nach dem Elsaß entsendete Abtheilung wieder zurückgekehrt und die Ueberlegenheit der Zahl unbezweifelt auf seiner Seite wäre; denn nur die ungeschwächte Macht seiner Streitkräfte wollte er der Welt beweisen, nicht eine Entscheidung in zweifelhafter Lage hervorrufen, die für ihn doch keinen großen unmittelbaren Erfolg herbeiführen konnte; jetzt aber ließ sich alles zu einem Schlachttag an, ohne daß diese Bedingung erfüllt gewesen wäre. Marsin war in der Nähe, aber noch nicht angelangt; dagegen hatte Marlborough große Verstärkungen, namentlich noch zuletzt ein ansehnliches Corps Dänen an sich gezogen. Er war damit noch nicht unbedingt der Stärkere geworden: die beiden Armeen waren einander ungefähr gleich an Zahl,[1] die eine wie die andere mochte 60,000 Mann zählen. Aber Marlborough vertraute auch in solchem Fall seinem Glück und der Tapferkeit seiner Truppen: wenn er vielleicht nicht alle Eigenschaften eines großen Feldherrn hatte, so besaß er doch die vornehmste unter ihnen, den treffenden Blick, das Nothwendige und Ausführbare zu erkennen. Er trug kein Bedenken, die Feinde in ihrer

[1] Die Franzosen hatten 74 Bataillons, 128 Escadrons. Sie geben (noch in den Mém. milit. V, 33) den Verbündeten 80 Bataillons, 123 Escadrons. Marlborough nimmt nur 73 Bataillons, 123 Escadrons an. Coxe II, rechnet die Verbündeten auf 60,000, die Franzosen auf 62,000 Mann.

Position anzugreifen. Auch dießmal kam ihm zu Statten, daß die Vertheidigung der Franzosen gerade derjenigen Waffe, in welcher er überlegen war, ihre volle Entwickelung gestattete. Villeroy sammelte seine vornehmste Kraft auf dem linken Flügel, wo er doch wegen des schwierigen Terrains nicht viel zu fürchten brauchte, und schlug sich dort auf das tapferste um ein Dorf; aber indessen griffen die Verbündeten seinen rechten Flügel an, gegen den ein leichter Zugang offen stand. Ihre Reiter konnten in vollen Linien vorrücken, ohne von der feindlichen Infanterie, welche Villeroy am rechten Orte aufzustellen versäumt hatte, gehindert zu werden; eben die zuletzt unter dem Prinzen von Württemberg angekommene dänische Cavallerie faßte die französische in die Flanke, drang in ihre Zwischenräume ein und sprengte sie auseinander. Der militärische Haushalt des Königs, mit welchem das Heer vor Kurzem verstärkt worden war, focht auf das tapferste, aber erlag. Dann war auch die Stellung der Fußvölker unhaltbar; das Dorf Ramillies ward von Marlborough mit seinem Geschütz erobert; hierauf blieb den Franzosen nichts als der Rückzug übrig, der nach Löwen gerichtet, aber nicht ohne große Unordnung vollzogen ward.[1]

Die Schlacht war bei weitem nicht so absichtlich und von langer Hand her vorbereitet, noch mit so großer Anstrengung durchgefochten worden, wie die Schlacht bei Höchstädt: aber sie war für die Niederlande nicht minder entscheidend, als diese für Baiern. Am 23., am Pfingstmontag war sie geschlagen, am 25. zog Marlborough in Löwen ein; und so wenig wie die Dyle schien den Franzosen der Canal von Vilvorden oder die

[1] So sah Ludwig XIV. die Schlacht an, wie aus dem Schreiben von Chamillard Mém. mil. VI, 41 hervorgeht. Die Entschuldigungen Villeroy's wollen wenig sagen. Die tapfere Gegenwehr der französischen Reiterei wird durch den dänischen Bericht bestätigt, der im Theatrum europ. XVII. 1706, p. 180 aufgenommen ist; dort heißt es: sie hatten wahrhaftig Lust, sich in rechtem Ernst mit uns herumzuschlagen; das Allerdenkwürdigste ist, daß wegen der Eile Keiner rechte Ordre zum Schlagen hatte: ein jegliches Haupt machte seine Anstalten, so gut es sich thun ließ.

Dender genügend, ihnen hinreichenden Schutz zu geben. Ludwig XIV. mußte bald darauf vernehmen, daß seine Armee sich auch nicht einmal hinter der Schelde behaupten zu können glaube, sondern hinter die Lys zurückging. Sie war so unfähig, die großen Städte zu vertheidigen, als das Feld zu halten. Die Verbündeten besetzten Mecheln, Brüssel, Gent und Brügge; allenthalben ward jetzt Carl III. als König von Spanien und Herr der Niederlande ausgerufen; die Stände von Brabant erkannten ihn an, auf die Versicherung, daß er ihre geistlichen und ihre weltlichen Privilegien aufrecht erhalten werde, und schwuren ihm Treue.[1] Der Umschlag des Glücks riß die Gemüther unwiderstehlich mit sich fort. Der spanische Gouverneur von Antwerpen, Marquis von Terracena, ergab sich ohne Schwertstreich, ebenso der Gouverneur von Oudenarde. Diese Umwandlung der Stimmung war so mächtig, daß Ludwig es nicht mehr für rathsam hielt, den Krieg wie bisher im Namen des Königs von Spanien zu führen; in den Plätzen desselben, deren er noch mächtig war, entwaffnete er die Einwohner und gab die Befehlshaberstellen an Franzosen. Die französische Armee ward aufgelöst und in die festen Plätze, welche am meisten bedroht zu sein schienen, vertheilt. Die Truppen Marsins, der nach der Niederlage seinen Weg nach Mons genommen, wurden eben dazu verwandt.

Ereignisse, die das Schicksal der belgischen Niederlande, wie es seitdem geblieben ist, entschieden haben: von ihrer alten Verbindung mit Spanien und einer neuen nicht allein beabsichtigten, sondern schon durchgeführten Abhängigkeit von Frankreich sind sie dadurch für immer losgerissen worden. Aber auch auf Italien und die allgemeine Kriegführung übten diese Ereignisse durch eine sonderbare Verflechtung der Umstände einen großen Einfluß aus.

[1] Gachard, Documents inédits, concernant l'histoire de la Belgique, III, 204.

Turin.

Von jenem Einfalle in das südliche Tyrol war Vendome im September 1703 abberufen worden, um den Herzog von Savoyen, der sich zu den Verbündeten schlug, zu bekämpfen.

Wenn man die seitdem bekannt gewordenen Correspondenzen der Zeit ansieht, so wird man doch nicht überzeugt, daß damals das Verständniß des Herzogs mit dem Kaiser wirklich so weit gediehen war, wie man in Frankreich voraussetzte. Der Herzog unterhandelte, doch schien er den damals noch zweifelhaften Ausschlag der Dinge in Deutschland abwarten zu wollen.[1] Indem Ludwig sich entschloß, auf den Grund des Verdachts, der sich in ihm bildete, die piemontesischen Truppen, die der französischen Armee begegnet waren, entwaffen zu lassen, brachte er die Sache erst zur Vollendung. Von der französischen Seite ward dem Herzoge angemuthet, nur eine bestimmte kleine Anzahl Truppen im Felde zu halten und einige seiner Plätze auszuliefern; von der kaiserlichen dagegen ward ihm eine ansehnliche Hülfeleistung und für die Zukunft eine Vergrößerung seines Gebiets verheißen. Wie konnte er da noch zweifeln, auf welche Seite er sich zu schlagen habe? erst in diesem Augenblick schloß er seinen Vertrag mit ihnen.

Die Absicht der Franzosen war hierauf und mußte es sein, dem Herzog die festen Plätze zu entreißen, auf denen seine Selbständigkeit und seine militärische Bedeutung in der Lombardei beruhte. Trotz der Hülfe, welche ihm von den Kaiser-

[1] Heller, Correspondenz II, 63. 3. October, ferner 10. October. „Ich Er. E. versichern kann, daß diese sache nit allein mit dem Herzog noch nit sicher ist, sondern in noch so weit aussehenden Standt sich befindet, als selbige vor Jahr und Tag gewesen.“ Er fordere solche Bedingungen, daß man noch gar weit von einander sei. Dagegen schreibt Ludwig 5. October nochmals an Vendome en réitérant la certitude qu'il avoit du dessein formé par le duc de Savoie, de lui faire la guerre lorsqu'à la fin de la campagne il aurait retiré ses troupes de l'armée. Mem. milit. III. 289.

lichen geleistet wurde, verlor er einen nach dem andern: Vercelli, Verrua, Montmelian und Nizza. Vendome pflegte keine Ueberlieferung anzunehmen, bei der sich die Besatzung nicht kriegsgefangen ergab, denn auch der krieggeübten Truppen suchte er seinen Gegner zu berauben; weder der Kaiser, noch der Herzog hatten Mittel, die Gefangenen auszulösen. Die französische Herrschaft über Italien schien unerschütterlich festgestellt zu sein, wenn es nun gelang, auch die piemontesische Hauptstadt zu erobern. Vendome drang bei dem König auf die Belagerung von Turin: auch gab er den Mann an, der sie führen sollte, den Duc de Feuillade, Schwiegersohn des Kriegsministers Chamillard, ich denke, um desto sicherer auf die kräftigste Unterstützung rechnen zu dürfen.

Eben so aber mußte es nun die Absicht der Verbündeten sein, die Eroberung Turins zu verhindern. Im Mai 1705 erschien Prinz Eugen abermals an der Spitze der kaiserlichen und deutschen Truppen in Italien, aber mit allen seinen Anstrengungen vermochte er weder Mirandula zu entsetzen, das damals wieder in die Hand der Franzosen fiel, noch den Fall von Chivasso zu verhindern. Bei einem Zusammentreffen der beiden Heere bei Cassano behaupteten die Franzosen, obgleich die Kaiserlichen Sieger zu sein meinten, doch das Schlachtfeld. Im April 1706 drängte Vendome durch einen glücklichen Ueberfall die Kaiserlichen aus dem Gebiete von Brescia hinaus, so daß sie westlich vom Gardasee vorzudringen keine Hoffnung hatten.

Eugen verzweifelte beinahe an der Ausführbarkeit seines Vorhabens, aber der Kaiser hatte ihm gesagt, er solle lieber den letzten Mann der Armee daran wagen, als den Entsatz von Turin unversucht lassen.[1] Und eben langten die erwarteten Verstärkungen aus Deutschland an: sächsische, pfälzische, hessische

[1] Aus einer Instruction von Villars, dem Eugen dieß in Rastadt erzählt hatte.

Truppen, vor allem die Preußen unter dem Fürsten Leopold von Anhalt; eben durch jene von Vendome vor anderthalb Jahren vergebens angegriffenen Tyroler Thäler zogen sie heran. Eugen nahm sein Hauptquartier bei Verona und machte Anstalt, die Etsch zu überschreiten, was ihm einst im Jahre 1701 so große Vortheile verschafft hatte. Unter den Franzosen, sowohl am Hofe als in der Armee, hegten Viele, in Erinnerung an die damaligen Ereignisse, die Meinung, daß man diese weitläufigen Positionen lieber aufgeben und sich sofort an den Mincio zurückziehen solle; Vendome erklärte sich jedoch dagegen: so große und reiche Landstriche wollte er nicht in feindliche Hand gerathen lassen. Er nahm sein Hauptquartier in St. Maria del Zevio, von wo er die ganze ungeheure Linie an jedem bedrohten Punkte zu vertheidigen im Stande zu sein meinte: sein Ehrgeiz war, die Sache besser zu machen, als Catinat, die Etsch zu behaupten und zugleich die Belagerung von Turin vor jeder Störung zu schützen.

In diesem Augenblicke aber ward er abberufen. Er war der namhafteste der damaligen französischen Generale; die Bevölkerung von Paris, die sich durch alle jene Festungen nicht hinreichend gesichert glaubte, so lange ein Mann von so wenig Talent und so häufig unglücklich, wie Villeroy, die Armee in den Niederlanden befehlige, die öffentliche Stimme forderte Vendome für diese wichtigste Grenze; dem König selbst schien dieß das Beste; in jenem Lager Vendome's vor Zevio traf der Courier ein, der ihn abrief.

So sehr das allgemeine Vertrauen Vendome schmeicheln mochte, so wenig er daran dachte, dem Befehle des Königs zu widerstreben, so verhehlte er doch nicht, daß sein Bleiben in einer Zeit, wo der Feind sich eben zu großen militärischen Handlungen anschicke, nothwendig sein dürfte.[1] Daß der König

[1] Je ne puis m'empêcher de vous dire que c'est tout risquer que de me tirer d'ici avant la prise de Turin, et dans le temps que le prince Eugène se propose d'entrer en action.

einen Prinzen von Geblüt, den Herzog von Orleans, mit der Führung beauftragte, hieß er gut, denn eine unbedingte Nothwendigkeit für die Heerführung in Italien sei ein großer Name. Aber zugleich, fügte er hinzu, bedürfe man dort des festesten Willens und entschlossener Kühnheit: beider Eigenschaften entbehre Marsin, der vom König zum Begleiter des jungen Herzogs auserſehen war.

Wer will sagen, ob es ihm gelungen wäre, die Angriffe der verbündeten deutschen Heere und des Prinzen Eugen zu bestehen? Noch während seiner Anwesenheit überschritt der Prinz die niedere Etsch und den Canal Blanco; Vendome mußte sich noch selbst entschließen, über den Mincio zurückzugehen; auch den Uebergang des Prinzen über den Po wußte er nicht zu verhindern, und Niemand wird seiner Versicherung, daß das alles von den Vernachlässigungen der Unterbeamten herrühre, geradezu Glauben schenken; er hatte die untere Etsch ohne Zweifel nicht hinreichend in Vertheidigungszustand gesetzt; aber er war doch der einzige Mann, der diesen Fehler wieder gut machen konnte; sein strategisches Talent, seine Landeskunde und sein Ehrgeiz würden dabei zusammengewirkt haben. Weder der Herzog von Orleans, noch Marsin waren ihm hierin zu vergleichen.

Vendome hatte dafür gehalten, daß Eugen, der nun auf seinem Weg gegen Turin vorrückte, bei Stradella aufgehalten werden müsse und recht wohl aufgehalten werden könne; aus den Briefen Eugens weiß man, wie viel er von einem ernstlichen Widerstande besorgte.[1] Aber der Herzog von Orleans und Marsin, der erste fast wider seinen Willen, ließen sich bestimmen, davon abzusehen. Sie glaubten genug zu thun, wenn sie dem vorrückenden deutschen Heere zur Seite blieben, um Mailand fortwährend gegen dasselbe gedeckt zu halten. In dieser der feindlichen parallelen Bewegung langten sie vor Turin an und

[1] Schreiben vom 10. August 1706. Mém. mil. VI, 686.

ergriffen den letzten Augenblick, um in Verbindung mit den Belagerern noch einen Versuch auf die Festung zu machen; aber auch dießmal ward derselbe abgeschlagen. Und in dem — am 1. September — vereinigten sich Eugen und der Herzog von Savoyen und eilten unverzüglich heran, den Entsatz von Turin, von dem alles abhing, zu bewerkstelligen.

Der Herzog von Orleans hätte gewünscht, daß man ihnen im offenen Felde entgegengegangen wäre und eine Schlacht angenommen hätte; aber Marsin erklärte sich dagegen. Marsin befand sich überhaupt in einer sonderbaren Gemüthsverfassung: er ward den ganzen Feldzug hindurch von der Idee verfolgt, daß er darin umkommen werde. Dieser Gedanke beschäftigte seine Seele dergestalt, daß er zu kräftigen Entschlüssen nicht mehr fähig war. Dennoch zog seine Autorität die meisten andern Generale mit sich fort: der Herzog von Orleans, wie er sich ausdrückt, noch in dem Noviziat der Heerführung, wagte der größeren Anzahl nicht zu widersprechen.[1] Und so ward der Entschluß gefaßt, den Feind in den Verschanzungen vor Turin zu erwarten. Am 7. September des Mittags rückten die verbündeten Truppen auf diese Verschanzungen an, und zwar eben da, wo dieselben besonders stark und wohl vertheidigt waren. Auf dem linken Flügel sah man die Preußen unter dem feindlichen Kugelregen ruhig einherschreiten,[2] zweimal erschüttert und zurückgeworfen, sich unter der Führung Leopolds und Eugens wieder aufstellen und dann, eifersüchtig, daß ihnen andere Truppen zuvorkommen könnten, mit erneuter Herzhaftigkeit vordringen; erst in der Nähe des Feindes brauchten sie die Feuer-

[1] Sein Schreiben an Chamillard hierüber ist bei Ch. Gay: Négotiations relatives à l'établissement de la maison de Bourbon, 60 abgedruckt.

[2] Wagner historia Josephi 94: Ibant inter horridam ex editiore loco in subjectos decidentem pilarum grandinem velut in apertam necem intrepidi torvi minaces. Vergl. S. W. XXV, XXVI, S. 476. Nach dem Schreiben Eugens an Ludwig von Baden waren die Verschanzungen nicht so verächtlich; „der Feind“, sagt er, „war bis anderthalb Manns hoch retranchirt.“

waffe mit unwiderstehlichem Nachdruck; indem die Franzosen zurückwichen, räumten die Arbeiter, welche die Deutschen begleiteten, alle weiteren Hindernisse vor ihnen her aus dem Wege. Wie hier, so ging es im Centrum und auf dem rechten Flügel; auf der ganzen Front wurden die Verschanzungen mit wetteifernder Tapferkeit überschritten. Als auch die Cavallerie der Verbündeten, für die man zwischen den Brigaden der Infanterie Zwischenräume gelassen hatte, innerhalb der Verschanzungen erschien, verwandelte sich das Weichen der Franzosen in Flucht. Marsin ward im Getümmel verwundet und gefangen; des andern Tags ist er in der That gestorben. Das Lager mit allen seinen Reichthümern und dem gesammten Belagerungsgeschütz fiel in die Hände der Sieger. Am Abend konnte der Herzog von Savoyen, im Geleite seiner tapferen Verbündeten, wieder in seine Hauptstadt einziehen.

Durch die Schlacht war Turin entsetzt und vielleicht über Piemont entschieden; durch die Richtung, welche der Rückzug nahm, wurde der Erfolg selbst noch umfassender.

Auf eine Anfrage, die bei den erwähnten Uneinigkeiten an Ludwig XIV. gerichtet wurde, hatte derselbe geantwortet, daß er die Aufhebung der Belagerung billige und die Verwendung der vereinigten Kräfte zur Vertheidigung der Lombardei für das Rathsamste halte; aber ehe seine Antwort eintraf, war nicht allein die Schlacht geschehen, sondern auch die Vertheidigung und Behauptung der Lombardei so gut wie aufgegeben. Der Herzog von Orleans, der den Rückzug nach Alessandria nehmen wollte, hatte sich durch übertriebene Berichte und falsche Rathschläge zum dritten Male von seiner besseren Meinung abwendig machen lassen und den Weg nach Pinerolo eingeschlagen, um sich von Dauphiné her zu verstärken. Noch immer war seine Armee die stärkere an Zahl; dennoch gab er die Lombardei durch seinen Rückzug dem Feinde preis. Prinz Eugen hielt sich absichtlich ein paar Tage ruhig, bis die Franzosen vollständig in das Gebirg abgerückt waren; dann wandte er sich nach der Lombardei zurück.

Wie in den Niederlanden, so war auch in Italien mit dem Umschwunge des Glückes eine Veränderung der Gesinnung verbunden.

In Novara ward die französisch-spanische Besatzung von den Einwohnern entwaffnet, ihr Befehlshaber gefangen genommen: Bischof, Adel und Bürgerschaft vereinigten sich, die Stadt den Kaiserlichen, sobald sie in die Nähe kamen, zu eröffnen. Auf die erste Aufforderung sendete die Stadt Mailand einige ihrer angesehensten Bürger in das kaiserliche Lager, um ihre freudige Theilnahme an dem Geschehenen zu bezeigen; unter allgemeinem Jubel ward Prinz Eugen bei seinem Einzuge in den Dom geleitet und Carl III. als Herzog von Mailand anerkannt. In Pavia hatten die Bürger selbst ein Thor der Stadt und Festung inne; bei den ersten Schüssen der Kaiserlichen zeigten sie sich bereit, die Stadt zu überliefern; der Gouverneur mußte in das Schloß zurückweichen, das er nicht lange behaupten konnte. In Kurzem fanden sich die französischen Truppen in der Lombardei in einer so unhaltbaren Lage, daß sie selbst und ihr König für einen Gewinn hielten, wenn ihnen gegen Ueberlieferung der noch übrigen freien Plätze ein freier und sicherer Rückzug nach Frankreich bewilligt würde. Im April 1707 zogen sie meistens auf dem Wege von Susa über die Alpen zurück; die Spanier begaben sich durch Languedoc nach ihrem Vaterlande. Nachdem alles entschieden war, hielt sich noch der Befehlshaber des Castells von Mailand, der die Bürgerschaft durch Drohung verderblicher Feindseligkeiten genöthigt hatte, ihn mit Lebensmitteln zu versehen; er wollte den Ruhm haben, die Fahne des spanisch-bourbonischen Königs am längsten aufrecht zu erhalten; als Alle abgezogen waren, unterwarf auch er sich. Die Sache der Franzosen in Italien erschien überhaupt als eine verlorene. Mit einer sehr geringen Heeresmacht, fast ohne Schwertstreich, nahm Graf Daun im Juli 1707 im Namen Carls III. Besitz von Neapel.

Der Seekrieg. Barcelona.

Indessen war der Seekrieg in nahen und fernen Meeren ausgebrochen.

Die erste Aufgabe der verbündeten französischen und spanischen Geschwader wäre gewesen, die Küsten der Halbinsel, so gut wie die französischen zu schützen. Dazu aber waren sie bei weitem zu schwach. Die Engländer und Holländer plünderten das reiche Puerto de Santa Maria bei Cadiz; sie suchten dann die aus Mexiko zurückkommenden, mit Silber und Handelswaaren beladenen Gallionen, die eben wegen dieser Gefährdung von Cadiz ihren Lauf nach Vigo genommen hatten, in der Bai von Vigo auf und wurden ihrer ohne Mühe Meister. Es läßt sich bezweifeln, ob das an sich als ein Vortheil angesehen werden dürfte; die Reichthümer der Flotte gehörten größtentheils Amsterdamer Häusern an, die unter spanischem Namen handelten und durch den Sieg ihrer Landsleute einen sehr empfindlichen Verlust erlitten. Auch in St. Maria waren Magazine zerstört worden, welche nicht den Spaniern, sondern holländischen und deutschen Kaufleuten zu eigen gehörten. Bei den Spaniern selbst wurden die Sympathien für den jungen König durch diese räuberischen Anfälle seiner Feinde eher erhöht.

Bald aber sollte doch diese maritime Ueberlegenheit der Engländer und Holländer auf den Gang des Krieges die umfassendsten Wirkungen ausüben. Von großer Bedeutung war, daß Portugal, das seine Häfen ihnen preisgegeben sah, den Entschluß faßte, auf ihre Seite zu treten. Hierauf fand Erzherzog Carl, dem sein Bruder Joseph seine Rechte auf die spanische Krone feierlich übertragen hatte, in Lissabon, wohin ihn ein englisches Schiff führte, die beste Aufnahme und machte von daher sofort einen Versuch, Castilien zu erobern. Ein Unternehmen, das sich in wunderlichen Formen bewegte; in der portugiesischen Armee sah man die Statue des heiligen Antonius, welcher allen Ernstes als Mitstreiter und Vorkämpfer

verehrt ward, und dabei wurden die Engländer, welche sie begleiteten, von einem der Vorkämpfer des Protestantismus, dem Marquis von Galway, angeführt; entscheidend konnte es nicht werden, aber es beschäftigte doch die Streitkräfte Philipps V. und seiner Regierung. Und indem deren Aufmerksamkeit ausschließend dahin gerichtet war, gelang es den Engländern, die vernachlässigte Feste von Gibraltar durch einen plötzlichen Handstreich einzunehmen; eine Anzahl Matrosen erstiegen den Felsen, wo er am steilsten war und am leichtesten hätte vertheidigt werden können, während die Einwohner ihre Heiligen um Hülfe anriefen; sie nahmen den Platz in Besitz, nicht im Namen des deutschen Königs, den sie herbeigeführt hatten, sondern sogleich im Namen ihrer Königin.[1] Hierüber faßten sich die Franzosen — denn wenigstens im Mittelmeere wollten sie die Herrschaft der Engländer nicht dulden — noch einmal das Herz, sie zur See anzugreifen; der Graf von Toulouse, einer der natürlichen Söhne Ludwigs XIV. und der Frau von Montespan, suchte das holländisch-englische Geschwader auf der Höhe von Malaga auf; seine Kriegsschiffe waren größer und besser im Stande, seine Geschütze zahlreicher, er schlug sich tapfer und geschickt, so daß sich die Franzosen sogar den Sieg zuschrieben und ihn feiern konnten; aber da sie die See nicht zu behaupten vermochten, sondern nach Toulon zurückgingen, so blieb den Engländern doch die Oberhand; alle Versuche der Spanier und Franzosen, ihnen Gibraltar wieder zu entreißen, scheiterten.

War es nicht das erste Erscheinen der eben wieder auflebenden französischen Seemacht an diesen Küsten gewesen, was einst die Bevölkerung von Catalonien zu Gunsten Frankreichs aufgeregt hatte? Dasselbe geschah nun durch die überlegene englische Seemacht zum Nachtheil der bourbonischen Dynastie. Denn Philipp V. betrachtete sich als den Fortsetzer Philipps IV., dessen Urenkel er war; von den catalonischen Privilegien wollte

[1] Lord Mahon; War of the succession in Spain. 100.

er so wenig wie dieser hören; einen Abgeordneten der Stadt Barcelona, der Gesandtenrechte in Anspruch nahm, ließ er ins Gefängniß werfen. Durch diese und ähnliche Beleidigungen ihres Selbstgefühls aber gerieth die ganze Provinz in Gährung und wandte sich, wie einst an Richelieu, so jetzt an die Engländer. Zufall und momentaner Einfluß persönlicher Ansichten ist es nicht gewesen, was diese zu einem Anfall auf Barcelona veranlaßte. Schon im Juni 1705 war ein förmlicher Vertrag zwischen den Engländern und den Cataloniern geschlossen worden,[1] in welchen jene eine Armee an die Küste zu werfen und diese sich alsdann für Carl III., der dagegen ihre alten Fueros zu beobachten habe, zu erheben versprachen. Das Unerwartete, Abenteuerliche, so zu sagen die Romantik des Unternehmens, durch welches Lord Peterborough sich in Besitz von Barcelona setzte (9. October 1705), fällt bei näherer Betrachtung weg; alles war durch geheime Uebereinkunft vorbereitet; aber dabei bleibt es doch wahr, daß Carl III., der nun sofort herbeikam, mit freudiger Beistimmung begrüßt wurde. Er versprach, die Fueros und Privilegien bis in die kleinsten Bestimmungen zu beobachten: unter dieser Bedingung ward er von Barcelona und den andern Communen des Fürstenthums anerkannt; auch in den übrigen Gebieten der aragonesischen Krone erhob sich die Bevölkerung zum Aufstand für ihn; am 4. Februar 1706 konnte Peterborough im Triumph in Valencia einziehen.

Nun war wohl Philipp V. nicht so ohnmächtig, daß er nicht zur Dämpfung dieser Bewegung ein Heer ins Feld gebracht hätte: nach einem Verzug, der nicht größer war, als die Umstände und die Eigenthümlichkeiten von Spanien unvermeidlich machten, vereinigte sich ein französisch-spanisches Heer vor den Mauern von Barcelona; der Graf von Toulouse langte mit seiner Flotte an der Küste an, um die Belagerung zu

[1] Tratado secredo de amistad alianza y protection entre la Inghilterra y el principado de Calatuña, adjustado en Genoa el 20 de Junio 1705. Cantillo: Tratados de paz I, 42.

unterstützen; hierauf ward Montjuich erobert und Barcelona in einen Zustand gebracht, in welchem man alles von einem Sturme hoffen konnte, zu dem man sich für den nächsten Tag vorbereitete, als die Nachricht einlief, daß die englische Flotte in der Nähe sei; mit dieser wollte der Graf sich nicht aufs neue messen; sowie er sich aber entfernte, ward auch der schon beschlossene Angriff aufgegeben: man glaubte um so weniger etwas wagen zu dürfen, da Philipp V. selbst zugegen war und durch den Widerstand der Stadt und die Ankunft der Engländer in persönliche Gefahr hätte gerathen können. Die Stimmung der Provinz war so feindselig gegen ihn, daß er sich über Roussillon und von da über die Pyrenäen zurück nach Madrid begeben mußte. Und auch hier konnte er sich in diesem Moment nicht behaupten. Vor den von Portugal und Aragon zugleich nach seiner Hauptstadt vordringenden Gegnern war er genöthigt, sich nach Burgos zurückzuziehen (Juli 1706). Wer hätte nach so vielen Unfällen nicht glauben sollen, daß Spanien für ihn verloren sei? Man meinte nicht anders, als er werde demnächst nach Frankreich, von wo er vor sechs Jahren gekommen war, zurückkehren müssen.

In der That wäre es nicht anders zu erwarten gewesen, hätten die Castilianer nicht eine wärmere Ergebenheit für ihn gehegt, als die Niederländer oder die Italiener. Diese hatten so gut wie keinerlei lebendigen Antheil genommen: sie waren den Ereignissen, wie nach der einen, so nach der andern Seite, nur eben gefolgt. In den Castilianern aber lebte ein eingeborenes Selbstgefühl, das auf der Erinnerung ihrer bisherigen Weltstellung beruhte. Wie sie den bourbonischen Prinzen, in dem sie den Fortsetzer ihrer alten einheimischen Dynastie sahen, zu ihrem König gewünscht und gefordert hatten, so wollten sie ihn auf seinem Throne behaupten. Ein König, der ihnen von Catalonien kam, war ihnen schon deßhalb verhaßt. Aber man wußte auch, daß den Portugiesen für die Hülfe, die sie Carl III. leisteten, bedeutende Abtretungen versprochen worden, und seine

Verbündeten, die Engländer, auf eigene Eroberungen bedacht waren. In einer Bewegung von unerwarteter Freiwilligkeit schloß sich ganz Castilien an den Namen Philipps V. an.[1] Die großen Städte von Andalusien vereinigten sich, ein Heer von 14,000 Mann zu Fuß und 4000 Mann zu Pferde auf ihre eigenen Kosten ins Feld zu stellen. Segovia bewaffnete sich gegen die Portugiesen und fand dabei die Unterstützung seiner Nachbarn. In Valladolid, das am meisten zu schwanken geschienen, kam es am 7. Juli zu einem großen Pronunciamiento. Die Männer, ihre Waffen in der Hand, Frauen und Kinder durchzogen mit wildem Lebehoch für Philipp V. die Straßen. Um Burgos her, wo der Hof war, strengte sich Alles an, um dem König in seinen dringendsten Bedürfnissen mit einigem Gelde zu Hülfe zu kommen; ein Pfarrer brachte ihm so viel Pistolen dar, als es Häuser in seiner Pfarre gab; er sagte in seiner castilianischen Art und Weise, er bringe eben so viel treue Herzen, als Goldstücke in seiner Börse. Und wer könnte den Jubel beschreiben, mit welchem die ersten Truppen Philipps V. in dem wieder frei gewordenen Madrid empfangen wurden. Wehe Denen, die sich Carl III. geneigt erwiesen hatten; ihre Häuser wurden geplündert; der Raub ward dann, denn Niemand wollte davon reich werden, auf offenem Markt verbrannt.[2] Am 27. October zog König Philipp von N^ra^ S^ra^ d'Atocha, wo ihn die Granden begrüßten, in Madrid ein; er brauchte drei Stunden, um durch die gedrängten Massen, die ihn mit enthusiastischen Segenswünschen begrüßten, nach seinem Palast zu gelangen. Philipp hatte in allen diesen Stürmen eine kaltblütige, unerschütterliche Ruhe, nicht ohne Energie, bewiesen, die dazu beitrug, daß die Castilianer in ihm ihren wahren König anerkannten.

[1] Bei San Felipe I, 285 findet man ein Gutachten des Amirante von Castilien, der das voraussagte.

[2] Mme de Ursins à Mme de Maintenon III, 314, 326, 770. Vgl. Noailles II, 395.

Als die Engländer und ihre Verbündeten im April 1707 trotz alledem noch einmal einen Versuch machten, von Valencia her, wo sie neue Verstärkungen empfingen, nach Castilien vorzudringen, wurden sie bei Almanza von einer ihnen bereits wieder überlegenen Macht, Franzosen und hauptsächlich Spaniern, unter Berwick zurückgewiesen. Auf ihrer Seite focht nicht eine einzige spanische Truppenabtheilung: sie wurden so vollkommen geschlagen, daß ihre Führer an der Möglichkeit, den Krieg in Spanien fortzusetzen, verzweifelten. [1] Ihre sonst allenthalben siegreichen Fahnen wurden als Trophäen in der Kirche von Atocha aufgehängt: Valencia und bald darauf Saragossa kehrten in den Gehorsam Philipps V. zurück. Wohl behauptete sich Carl III. zu Barcelona und wurde dem Nebenbuhler von da aus oft sehr unbequem, aber demselben den Thron zu entreißen, hatte er keine Hoffnung. Wie ein englischer General sagte, zwanzig- bis dreißigtausend Mann würden das Land ohne Erfolg durchziehen; wohin sie kämen, würde sich das Volk aus Furcht unterwerfen, sobald sie sich aber entfernt hätten, aus Zuneigung Philipp V. wieder ausrufen; so könne es dauern bis an den jüngsten Tag.

Auch ein anderer Versuch, den die Engländer damals zur Festsetzung ihrer Herrschaft an den Gestaden des Mittelmeeres machten, mißlang ihnen. Einen hohen Werth legten sie auf die Eroberung von Toulon: in Privatgesprächen erwog man die Möglichkeit derselben; wir erfahren, daß unter Andern Newton sich dafür erklärt hat. Im Besitz dieses Platzes, hätten sie allerdings die in dem südlichen Frankreich nur niedergedrückte, nicht ganz vernichtete Opposition der Protestanten aufwecken können: und überdieß wären sie des westlichen Golfs des mittelländischen Meeres völlig Meister geworden. Indem ihre Flotte

[1] Lord Galway an Lord Sunderland 27. April 1707. I cannot but look upon the affaires of Spain lost by this bad desaster: all the generals here are of opinion that we cannot continue in this kingdom.

vor dem Hafen erschien, langte von Italien her ein ansehnliches, aus Deutschen und Piemontesen zusammengesetztes Heer unter Prinz Eugen und dem Herzog von Savoyen zu förmlicher Belagerung des Platzes an. Allein nur mit Mühe und wider besseres Wissen hatten die beiden Führer dem Andringen der Engländer nachgegeben: der Prinz erklärte das Unternehmen von Anfang für unausführbar; der Herzog, hievon ebenfalls durchdrungen, suchte nur die Verantwortlichkeit dem kriegskundigeren Gefährten aufzubürden. Bald sah Jedermann, daß nichts auszurichten war. An der Seeseite zeigte sich die Stadt so gut befestigt, daß ihr die Flotte mit ihren Bomben wenig Schaden zufügte, das Landheer war nicht stark genug, um sie einzuschließen; und indeß rüsteten sich die benachbarten Provinzen zu einem Angriff auf die Belagerer selbst. Der Fürsorge des Königs und dem Eifer des Marschalls Tessé, der die Vertheidigungsanstalten leitete, entsprach die Ergebenheit des Adels und des Volkes. Die Verbündeten beeilten sich, zurückzugehen.[1]

Es fand in England nun auch wieder Tadel, daß alle Anstrengungen nach dieser Seite gerichtet wurden. Wie viel besser, sagte man, würde es gewesen sein, vor allem den Verkehr zwischen Spanien und seinen Colonien, an dem jetzt die Franzosen den größten Antheil nahmen, zu unterbrechen. Man schlug den Vortheil, der den Franzosen daraus erwuchs, unendlich hoch an: die Summe des vorhandenen Geldes möge dadurch verdoppelt worden sein; sonst würden sie die Last des Krieges niemals zu ertragen vermocht haben.

Ueberhaupt, so vollkommen, wie sie wünschten, waren die Engländer noch nicht Meister zur See. In ihren eigenen Meeren waren ihnen die französischen Caper fast überlegen. Duguay-Trouin und Forbin, von Brest und Dünkirchen aus-

[1] Prinz Eugen an Graf Wratislaw, 4. August. Coxe's Marlborough II, 325.

laufend, lauerten ihren Kauffahrern auf, mochten sie sich nach dem Norden oder Süden wenden; vereinigt erfochten sie im September 1707 über eine Anzahl englischer Kriegsfahrzeuge einen Sieg,[1] dessen sie sich rühmen durften und der auch in England sehr bitter empfunden wurde.

[1] Lettre de Duguay-Trouin bei E. Sue V, 293. Für Revincheim muß man da Devonshire lesen.

Sechstes Capitel.

Unterhandlungen und spätere Feldzüge bis 1710.

Nicht durch momentane Vortheile oder diplomatische Künste, sondern durch die eingeborenen Kräfte der Elemente, welche die Welt zusammensetzen, werden die großen Fragen ausgemacht. Die historische Anschauung dürfte das Jahr 1706 als die Epoche bezeichnen, in welcher die Gestalt, welche Europa nunmehr annehmen sollte, in den wesentlichen Grundzügen festgesetzt wurde. Es entschied sich damals, daß die spanische Gesammtmonarchie in der Vereinigung mit Frankreich, zu der sie gebracht war, nicht werde behauptet werden können: die Niederlande und Oberitalien fielen nach langen Kämpfen, in denen alle Kräfte angestrengt worden, unter den Einfluß der Verbündeten. Dagegen geschah es durch eine innere Action und Anstrengung der castilianischen Bevölkerung, daß der österreichische Prinz nicht Herr der pyrenäischen Halbinsel wurde; wenn Carl III. bei den Völkern der aragonischen Krone Beistimmung fand, so war doch auch diese nur in Catalonien entschieden, in den übrigen Landschaften nicht nachhaltig. Den Castilianern hätte Carl III. nur durch ein unzweifelhaftes und anhaltendes Uebergewicht der Waffen aufgedrungen werden können. Auf den canarischen Inseln und in Westindien waren die Einwohner eben so gesinnt, wie in Castilien.

Wer die Dinge aus der Ferne der Zeiten ansieht, möchte glauben, daß sich nun auch eine Abkunft auf dieser Grundlage

hätte zu Stande bringen lassen. Oder sollte nicht das die Aufgabe der Politik sein, die Nothwendigkeit der Dinge von dem Zufälligen zu scheiden, jene festzuhalten, über das Andere eine Allen erträgliche Abkunft zu suchen? Kaum jemals aber ist sie so gefaßt worden; Die, welche die Waffen in der Hand halten, werden immer das für das Nothwendigste erklären, was ihnen das Nützlichste ist.

Nur Eins mußte damals in das allgemeine Bewußtsein treten, die große Wendung der Dinge, die in den Nachtheilen von Frankreich, dem Uebergewicht der Verbündeten lag.

Der Erste, der dieser Ueberzeugung Raum gab, war Ludwig XIV. selbst. Sein Ehrgeiz war gewesen, dem Widerstreben des verbündeten Europa gegenüber die Vereinigung der gesammten Monarchie unter seinem Enkel durchzusetzen. Nach den großen Unfällen vom Jahre 1705 kam er auf den Gedanken einer Theilung zurück. Er wählte den Augenblick, als die Absichten Marlboroughs, von der Mosel und Saar her sich einen Weg nach Frankreich zu bahnen, rückgängig und dessen Verhältnisse zu den Generalstaaten zweifelhaft geworden waren, um zuerst den holländischen Staatsmännern Friedensanträge zu machen.[1] Deren Summe war, daß er auf die Behauptung der gesammten Monarchie für seinen Enkel Verzicht leistete. Er schlug jetzt vor, die spanischen Niederlande in einen unabhängigen Staat zu verwandeln, mit den für die Sicherheit von Holland nöthigen Vorkehrungen, — wahrscheinlich hatte er das Land dem Kurfürsten von Baiern bestimmt — und den Erzherzog mit Neapel und Sicilien auszustatten; auch in Bezug auf England gab er nach, nicht allein Königin Anna wie einst König Wilhelm anzuerkennen, sondern sich in die Bestimmungen über die Thronfolge überhaupt nicht wieder zu mischen. Zugeständnisse, die ihm bei

[1] Daß in dieser Zeit unterhandelt wurde, wußte man schon aus Lamberty und Wagenaar, Vaterländische Historie (deutsche Uebers. VII, 233). Die Bedingungen sieht man in dem Auszug eines Schreibens des Rathspensionarius, 15. August 1705, in Coxes Marlborough I, 453.

seiner Gesinnung sehr schwer werden mußten: den Verbündeten zu genügen waren sie so weit entfernt, daß sie ihnen beinahe als neue Anmaßungen erschienen. Zu einer eigentlichen Unterhandlung ist es darüber überhaupt nicht gekommen.

Im Jahr 1706, nach dem großen Erfolge von Ramillies und der Aufhebung der Belagerung von Barcelona, entschloß sich Ludwig noch zu einer weiteren, umfassenderen Annäherung. Er ließ durch Chamillard in einem zunächst an den Bürgermeister Hennequin gerichteten Schreiben die alte Alternative wieder in Vorschlag bringen: die spanischen Reiche und Indien an den König aus dem Hause Oesterreich zu überlassen, wenn seinem Enkel dagegen Neapel, Sicilien und Mailand bliebe; über die spanischen Niederlande sollten die Generalstaaten verfügen. Piemont und Savoyen, denn noch war er Meister in Italien, wollte er herausgeben, wenn dafür der Kurfürst von Baiern wieder hergestellt werde.[1] Dieser selbst meinte die ihm von Philipp V. überlassenen Rechte auf die belgischen Niederlande darum nicht aufgeben zu müssen: bemerkenswerth ist sein Gedanke, dieselben wieder mit dem deutschen Reiche in Verbindung zu bringen, in welchem Falle er als kreisausschreibender Fürst darin eine bessere Rolle gespielt haben würde.[2]

Für die Holländer hatten die französischen Vorschläge viel Einladendes. Das Haus Oesterreich noch mächtiger zu machen, als es durch diese Theilung geworden sein würde, fühlte sich die Republik nicht berufen, der die österreichischen Einflüsse in Westfalen eben sehr beschwerlich fielen. Der Handelsstand von Amsterdam hätte den Krieg an sich je eher je lieber beendigt gesehen; schon flößte ihm das täglich mehr aufsteigende Ueber-

[1] Die Bedingungen theilte Wagenaar aus dem Schreiben von Buys 27. August 1706 VII, 325, mit. Jetzt entnimmt man sie mit größerer Sicherheit aus dem Schreiben von d'Alvaux an Hennequin, 8. August 1706 bei Vreede, Correspondance diplomatique et militaire, 1850, S. 247.

[2] Dieser bemerkenswerthe Vorschlag erscheint in einem Schreiben Max Emanuels von Mons, 10. Juli 1706, bei Vreede 237.

gewicht der englischen Marine Besorgnisse ein. Man urtheilte im Haag, Frankreich sei nun auf die Stufe der Macht herabgebracht, die es einnehmen sollte: dagegen dürfte England, wenn man den Krieg fortsetze, allzu mächtig werden. Eben an diese entgegengesetzten Interessen knüpften die Franzosen an. Derjenige von ihren Staatsmännern, welcher die holländischen Geschäfte am besten verstand, d'Avaux, nahm darin noch einmal das Wort; er suchte die republikanischen Sympathien wieder zu beleben, die ihm einst gegen den Prinzen von Oranien zu Statten gekommen waren.

Aber bei den andern Mächten ließ sich für die französischen Vorschläge auf keinen Beifall rechnen. Ueber die spanischen Niederlande zu verfügen, wollten weder der Kaiser noch England den Generalstaaten anheimstellen. Das maritime Interesse der Engländer stritt eben so wohl gegen die eine, wie gegen die andere Alternative; sie wollten so wenig die amerikanischen Colonien, als die sicilianischen Königreiche unter französischen Einfluß gerathen lassen. Und wie hätte man in Bezug auf Mailand zuletzt doch noch Nachgiebigkeit von Oesterreich erwarten dürfen?

Nur Ein Mittel gab es, den Kaiser zum Frieden geneigt zu machen: Einwirkung und Gefährdung von anderer Seite her, und ganz von selbst schien sich eine solche darzubieten, als Carl XII. von Polen her in Deutschland einbrach und eine ziemlich feindselige Haltung gegen Oesterreich annahm. Er stand mit den Malcontenten in Ungarn, die noch sehr muthig waren, in Verbindung und forderte die Abstellung der Religionsbeschwerden der schlesischen Protestanten. Man wußte nicht, nach welcher Seite er seine siegreichen Truppen führen würde.

Im Jahre 1707 überwältigte Villars die Linien von Stollhofen, die nach dem eben erfolgten Tode des Markgrafen von Baden nicht mehr mit der alten Vorsicht vertheidigt wurden, und überfluthete alsdann mit seinen brandschatzenden Schaaren Schwaben und einen Theil von Franken; das damals wohl-

befestigte Schorndorf, Schwäbisch Gmünd fielen in seine Hand. Wie nun, wenn sich Carl XII. mit seinem in Sachsen erfrischten und ergänzten Heere nach dieser Seite hin wandte? Villars forderte ihn dazu auf, er versprach ihm in Nürnberg entgegenzukommen.[1] Auch vom Hofe von Versailles unmittelbar hat man den König von Schweden zu gewinnen gesucht. Und sollte es für denselben nicht einen Reiz haben, die Bahn der berühmtesten seiner Vorfahren einzuschlagen und eine entscheidende Rolle in den großen Angelegenheiten zu übernehmen?

Zuweilen kann es auch eine bedeutende Handlung sein, etwas nicht zu thun: Carl XII. wies alle diese Anträge von sich. Der Grund hievon war: er mißbilligte die politische Haltung Ludwig XIV., welche die Unabhängigkeit aller anderen Staaten bedrohe, und haßte seine religiösen Tendenzen. Mit besonderem Unmuth hatte ihn die Ryßwiker Clausel erfüllt.[2] Er hätte sich lieber an die Spitze eines protestantischen Bundes gestellt, im Gegensatz mit Ludwig XIV., als diesem zur Aufrechthaltung seiner Macht die Hand geboten. Mit dem Kaiser auch deßhalb versöhnt, weil derselbe den Schlesiern einige religiöse Zugeständnisse bewilligte, kehrte er seine Waffen aufs neue gegen das russische Reich, dessen Emporkommen er zu verhindern dachte.

Hierauf konnten die Franzosen die diesseit des Rheins eingenommenen Stellungen nicht mehr lange behaupten; die Malcontenten brauchten nicht gefürchtet zu werden, wenn sie weder von den Schweden noch von den Türken unterstützt wurden. Auch in Constantinopel aber wünschte man die Vereinigung der beiden großen romanischen Monarchien mit nichten; der kaiserliche Internuntius besaß daselbst fast größeres Ansehen als der

[1] Im Jahr 1725 hat König Stanislaus, der damals in Altranstädt zugegen war, Villars an diesen Moment erinnert. Cette marche auroit décidé, sagte er, de l'empire et de plusieurs couronnes.

[2] In den Briefen Grumbkows und Marlboroughs bei Coxe treten die Motive deutlich hervor.

französische Gesandte.[1] Auf allen Seiten gewann der Kaiser allmählich freie Hand. Wer wollte ihn hindern, nachdem er Neapel unterworfen hatte, die toscanischen Presidios einzunehmen und die Händel, in die er mit dem Papst verwickelt war, nach seinem Belieben auszumachen, wenn dieser Krieg fortdauerte. Er war faktisch Herr von Italien. Und obwohl Carl III. sich jetzt auf Catalonien beschränkt sah, so war doch auch er seinerseits entfernt davon, den Franzosen gegenüber einen Fuß breit Landes aufzugeben; er forderte vielmehr die spanische Monarchie, nicht allein wie sie zuletzt unter Carl II. bestanden, sondern in dem Umfange, den sie beim Abschluß des pyrenäischen Friedens gehabt hatte, zurück. Dieser unnachgiebigen Haltung der österreichischen Brüder gab aber die englische Regierung noch einmal ihren Beifall. Das Land war schon nicht mehr mit Wärme dafür: die letzten Ereignisse vor Toulon und in Spanien hatten vielmehr große Verstimmung hervorgebracht; eine Untersuchung wurde über die Ursachen derselben angestellt, und lebhafte Angriffe geschahen auf die leitenden Staatsmänner; alle inneren Parteiungen erwachten — aber eben die Gefahren, in die dadurch das vorherrschende System gerieth, trugen wieder dazu bei, der kriegerischen Gesinnung die Oberhand zu verschaffen; die Engländer wollten Carl III. nicht fallen lassen, in welchem sie ein Geschöpf ihrer Hände sahen. Das Ergebniß der Berathungen war eine feurige Adresse für die Fortsetzung des Krieges, welcher die Königin ihre Beistimmung ertheilte. „Kein Friede," heißt es darin, „werde sicher und ehrenvoll sein, wenn nicht das Haus Oesterreich in den Besitz der gesammten spanischen Monarchie gelange."[2]

Unter diesen Umständen konnte Holland seiner friedlichen Tendenz nicht Folge geben. Die Politik der Republik ward damals von dem Rathspensionarius Heinsius geleitet, einem

[1] Wagner Historia Josephi 146: Sultanus ipse et Vezirius de amicae quamvis Galliae cladibus gaudebant.

[2] Coxe Marlborough II, 379.

Manne von Einfachheit, Ruhe und uneigennütziger Gesinnung, der aber, wie er lange Jahre hindurch mit Wilhelm III. in den engsten Beziehungen gestanden hatte, so das Heil der vereinigten Niederlande auch fortan in einem guten Vernehmen mit England erblickte und in keine Trennung von dieser Macht willigen wollte. In früheren Jahren waren Versuche der Art Ludwig XIV. öfters gelungen. Aber darin lag der Unterschied der Zeiten, daß sie jetzt nicht zum Ziele führten.

Man sprach damals viel von einem europäischen Triumvirat, das in Eugen, Marlborough und Heinsius bestehe; und in der That von größtem Einfluß war das zwischen diesen Männern obwaltende Einverständniß. Die im Jahre 1689 von England und Holland begründete, einmal unterbrochene, dann wiederhergestellte gemeinschaftliche Politik der drei Mächte hatte in ihnen gleichsam eine persönliche Repräsentation. Jede Abkunft mit Frankreich ward durch sie verworfen: der Krieg sollte und mußte mit aller Anstrengung fortgesetzt werden.

Feldzug von 1708.

Im Jahr 1708 fühlte sich Ludwig noch einmal stark genug, den Kampf in seinem ganzen Umfang, im Sinne seiner alten Ideen aufzunehmen. Ein Wechsel in der Leitung des Finanzministeriums, die auf Desmarets übertragen wurde, den Mann, der unter allen Lebenden dem Geiste Colberts am nächsten zu stehen schien, wirkte auf die Herstellung des Credits so günstig, daß der König abermals fünf bedeutende Armeen ins Feld stellen konnte, in Flandern, am Oberrhein, in Dauphiné, in Catalonien und in Spanien.

Eine große Aussicht schien sich überdieß dadurch zu eröffnen, daß die nationale Partei von Schottland, welche ihren Patriotismus an den alten Erinnerungen der englischen Kriege nährte, in großer Aufregung über den Beschluß der Union mit England, der so eben, wiewohl nicht ohne den lebhaftesten Wider-

spruch, in dem Parlament durchgegangen war, ihr Augenmerk auf den Sohn Jacobs II. wandte. Von den vornehmsten Herren in Schottland ward seine Ankunft gefordert, die ganze Nation schien dieselbe zu erwarten; nicht ohne Mißtrauen und Zögerung, aber dann mit Entschlossenheit ging Ludwig XIV. darauf ein; eine Expedition, aus den Corsarenschiffen von Dünkirchen zusammengesetzt, sollte den Prätendenten selbst und 6000 Mann französischer Truppen hinüberbringen.

Allein günstige Gestirne standen von Anfang an nicht über dieser Unternehmung. Das Geschwader von Dünkirchen konnte, durch zufällige Umstände gehindert, erst eine Woche später unter Segel gehen, als ursprünglich beabsichtigt war; als es am Frith of Forth anlangte, stieß es auf eine bei weitem überlegene englische Kriegsflotte; Edinburg zu erreichen, zeigte sich sofort unmöglich, und man faßte den Plan, den jungen König nach dem Frith of Murray und nach Inverneß zu führen; dem aber setzten sich widrige Winde entgegen und der Mangel an einer genügenden Kunde jener Meere und Küsten. Alles überzeugte sich, daß in Schottland nichts auszurichten sei; man hielt es für einen Gewinn, ohne bedeutende Verluste nach Dünkirchen zurückzukommen.[1]

Weiter führte ein in den Niederlanden angeknüpftes Verständniß. Die Regierung, die unter dem Namen Carls III. hauptsächlich von den Generalstaaten verwaltet wurde, erweckte den Widerwillen der katholischen Niederländer;[2] in allen großen Städten in Flandern und Brabant regten sich die so tief begründeten belgischen Antipathien gegen Holland; es bedurfte nur eines raschen Anfalls, so gingen Gent und Brügge wieder

[1] Lettre du Ch. de Gassé à Chamillard bei Lamberty V, 22; wenigstens zuverlässiger, als all das Gerede in Forbins Memoiren, welche mir doch auch von zweifelhafter Echtheit scheinen.

[2] Marlborough 9. Juli. The states have used this country so ill, that I no ways doubt, that all the towns — will play us the same trick, as Ghent has done. Bei Coxe II, 767.

zu Philipp V. über; mit einer Art von Enthusiasmus, als eine Befreiung ward die erneuerte Besitznahme durch die Franzosen begrüßt. Auch andere für die Communication in diesen Landschaften wichtige Punkte nahmen diese ein; sie waren plötzlich wieder die Meister im Lande und wendeten sich nun nach der hohen Schelde zurück, um entweder Oudenarde zu belagern oder, wofür zuletzt die Autorität des Herzogs von Bourgogne entschied, um ein festes Lager in der Nähe aufzuschlagen und unter dem Schutze dieser Aufstellung einen Versuch auf Menin zu machen. Die Eroberung von Menin würde eine große Wirkung gehabt, sie würde, davon war man selbst im Lager der Verbündeten überzeugt, die Neigungen zum Frieden in England gewaltig verstärkt haben. Unter dem Zusammentreffen ungünstiger Nachrichten aus der Heimath, mit dem Uebergewicht der Feinde im Felde traten Augenblicke ein, in denen Marlborough in tiefer Abspannung und Niedergeschlagenheit die Sache, die er zu führen übernommen, fast für verloren hielt. Er war noch ziemlich außer Fassung, als Prinz Eugen bei ihm eintraf.

Für Eugen war damals, nicht ohne die lebendige Theilnahme Marlboroughs selbst, ein neues Heer am Mittelrhein zusammengesetzt worden: aus hessischen Truppen, welche die Generalstaaten besoldeten, sächsischen, welche der Kaiser übernahm, ein paar Regimentern, welche der Kurfürst von der Pfalz nicht ohne Gegenzugeständnisse überließ, und den Reichstruppen, welche der Kurfürst von Hannover, deren Oberbefehlshaber, bewilligte.

Die allgemeine Voraussetzung war, daß Eugen an der Mosel und Saar vordringen, den einst von dem Herzog von Lothringen und zuletzt von Marlborough versuchten Einbruch nach Lothringen und der Champagne wieder aufnehmen werde. Diese Vermuthung allein reichte hin, um alle Unternehmungen am Oberrhein, zu denen sonst der Kurfürst von Baiern und der Führer der Franzosen, Herzog von Berwick, wohl fähig gewesen wären, abzuschneiden. Der Kurfürst stellte sich mit seinen besten Mannschaften bei Saarlouis auf.

Aber eben darin bestand die oft erprobte Strategik Eugens, an der einen Stelle und zwar einer solchen, wo alle Wahrscheinlichkeit dafür war, daß er angreifen würde, mit einem Angriff zu drohen und sich indeß nach einer andern Seite zu werfen. Nicht auf Lothringen, sondern auf die Niederlande war jetzt seine Absicht gerichtet, dahin setzten sich seine Truppen in Bewegung. Die drängenden Ereignisse gestatteten ihm nicht, sie sofort in bedeutender Zahl zu Marlborough zu führen; nur von ein paar hundert Husaren begleitet, traf er in Assche bei demselben ein; aber schon seine persönliche Anwesenheit zeigte sich unschätzbar. Von den Gegnern Ludwig XIV. hat sich nächst Wilhelm III. Prinz Eugen als der hartnäckigste, nachhaltigste, unternehmendste erwiesen. Er begriff die Niedergeschlagenheit Marlboroughs nicht: ihm schien es, daß die Sache so gut stehe, wie jemals, daß man noch Hoffnung habe, alle mögliche Genugthuung von Ludwig XIV. zu erlangen, wenn man nur keinen Augenblick verliere, seinem flandrischen Heer auf den Leib zu gehen. Bald war Alles wieder guten Muthes und voll Vertrauen.[1]

Während sich aber die aus vielen Nationen und Landesarten, den Truppen verschiedener Kriegsherren zusammengesetzte Armee der Verbündeten zur Einheit einer einzigen militärischen Action erhob, geschah in dem Heere des Monarchen, von dessen Wink und Wort Alles abhing, das Gegentheil.

Der ruhmvollste der damaligen französischen Feldherrn, Vendome, und der geistvolle, besonnene Erbe des Reiches, der älteste Sohn des Dauphin, Herzog von Bourgogne, sollten zur Heerführung zusammenwirken; jeder allein möchte vielleicht dazu fähig gewesen sein, aber, neben einander gestellt, einer auf den andern angewiesen, waren sie unfähig, etwas auszurichten. Die Anwesenheit eines Prinzen von höchstem Rang, welche dazu dienen sollte, den Gehorsam der Armee zu verstärken, bewirkte

[1] Grumbkow an den König von Preußen, 7. Juli 1708.

wenigstens unter den Führern das Gegentheil. Seine Umgebung, die auf ihn Einfluß gewann, erhielt ein Gefühl von Selbständigkeit, welches der Unterordnung unter die strategische Autorität des Marschalls schädlich wurde.

Schon die ganze Bewegung nach Oudenarde und Menin, die man eben ausführte, war von der Umgebung des Prinzen vorgeschlagen und nicht recht im Sinne Vendome's. Dem Hauptquartier des Prinzen maß man überdieß die Schuld davon bei, daß sie nicht rasch genug vollzogen wurde.

Als die Franzosen am 11. Juli die Schelde überschritten, waren auch die Verbündeten bereits in der Nähe; die beiden Armeen gingen ungefähr zwei Wegstunden von einander über den Fluß, ziemlich zu derselben Zeit, die Franzosen tiefer unten bei Gavre, die Verbündeten näher bei Oudenarde, ohne daß sie viel von einander gewußt hätten. Die vordersten Züge waren ziemlich erstaunt, als sie bei dem Dorfe Eyne auf einander trafen. Es scheint unzweifelhaft, daß die Franzosen, deren Truppenmasse schon an Ort und Stelle war, die Cavallerie der Verbündeten zurückwerfen, den Platz einnehmen, den Uebergang der feindlichen Infanterie vielleicht hätten verhindern können. Aber darüber mußte erst berathen werden. Statt sofort auf die Uebergegangenen einzudringen, stellten sie sich auf benachbarten Höhen auf und ließen den Verbündeten Zeit, sich ebenfalls zu formiren. Die Absicht Vendome's, der mit dem rechten Flügel auf den Höhen von Oyke stand, war es nun, mit dem linken, den der Herzog von Bourgogne befehligte, einen Angriff auf die Reiterei des rechten feindlichen Flügels zu machen, und aus den Berichten der Verbündeten sieht man, daß ein solcher ihnen höchst gefährlich geworden wäre. Aber dem Prinzen ward vorgestellt, daß er eine gute Position inne habe, das Terrain, wo er angreifen solle, schwer zu passiren sei, ein Versuch dazu alles gefährden werde. Der Prinz bedachte sich einen Augenblick, denn was werde Vendome dazu sagen: aber er befolgte den Rath, der ihm der beste schien, und

begann sich zu verschanzen. Hiedurch ward es den Verbündeten möglich, ihre Bewegungen mit ungetheilter Kraft auszuführen. Einzelne Heerhaufen stießen bei den Mühlen, Kirchen und Dörfern auf die Feinde; man sah da noch einen andern Vortheil der Kriegführung der Verbündeten hervortreten: die subalternen Anführer, einer größeren Freiheit gewohnt, zeigten mehr selbständige Thatkraft und gewannen nach und nach das Uebergewicht. Unter diesen Umständen wurde es entscheidend, daß eine ihrer Reiterschaaren, die ihren Weg durch die Stadt Oudenarde genommen hatte, die Flanke und den Rücken Vendome's erreichte. Gegen Abend fanden sich die Franzosen allenthalben zurückgedrängt, eingeschlossen, gefährdet: sie mußten zum Rückzug schreiten.[1]

Die Schlacht war blutig und zog den Franzosen große Verluste zu, aber in ihren unmittelbaren Folgen könnte sie mit keiner der vorangegangenen großen Entscheidungen verglichen werden. Als die Verbündeten sich entschlossen, ihre Waffen gegen Lille zu wenden, in der Ueberzeugung, daß dieß Unternehmen unter allen möglichen die größte Aussicht darbiete, denn von dort lasse sich eine Invasion nach dem inneren Frankreich ausführen,[2] glaubten Vendome und Bourgogne, die indeß Verstärkungen empfangen hatten, sie abermals bestehen zu können. So wie dort die Laufgräben eröffnet waren, rückte die große französische Armee zum Entsatze des Platzes an. Es war im Anfang des September. Man meinte nicht anders, als Vendome werde den fünften dieses Monats, den Geburtstag Ludwig XIV.,

[1] Von den vorliegenden Schlachtberichten scheinen mir das Schreiben Vendome's an den König (Mém. milit. VIII. 390) und die Relation des kriegsverständigen Schulenburg, welcher der Schlacht als Freiwilliger beiwohnte (Denkwürdigkeiten von Schulenburg I, 327) das Einleuchtendste darzubieten. Die Darstellungen bei Coxe und Kausler sind fast zu methodisch und weitschichtig.

[2] Marlborough an Boyle: Dispatches IV. 147, knüpft daran die Hoffnung carrying the war into the heart of France.

mit einem Angriff auf das Lager der Verbündeten und einem großen Schlachttag begehen.

In diesem Moment traten aber die Meinungsverschiedenheiten der Führer noch stärker hervor, als bei Oudenarde. Damals hatte der Herzog von Bourgogne noch die Weisung gehabt, sich zuletzt immer der Ansicht Vendome's anzuschließen; seitdem hatte ihn der König von dieser Pflicht befreit: er hatte vollkommen freie Hand, zu entscheiden.[1] Seitdem war nun Berwick mit seinen Verstärkungen eingetroffen, aber höchst ungern fügte sich derselbe in die für den Dienst nöthige Unterordnung unter Vendome; nur von dem Herzog von Bourgogne, auf den er selbst den größten Einfluß ausübte, wollte er Befehle empfangen. Indem Vendome auf den Angriff drang, und zwar gegen den rechten Flügel des Feindes, wohin er seine Kanonen führen wollte, urtheilten Berwick, die übrige Umgebung des Herzogs von Bourgogne und dieser selbst, daß die feindliche Armee vortrefflich aufgestellt und in dem rechten Flügel so wenig wie in dem linken oder in der Mitte mit Vortheil anzugreifen sei: sie habe eine eben so große Truppenzahl, und ihre Infanterie sei ohne allen Zweifel besser als die französische; es möge schmerzlich sein, Lille zu verlieren, aber noch schlimmer seien doch die Folgen einer unglücklichen Schlacht; sie würde das einzige Heer, welches Frankreich noch besitze, zu Grunde richten.

Statt zu dem Angriff zu schreiten, zu welchem man gekommen war, fragte man bei dem König an; Ludwig XIV., noch immer der Meinung, daß der Angriff nothwendig sei, sandte doch seinen Kriegsminister, um die Lage der Dinge zu untersuchen und danach zu entscheiden; dieser, nachdem ein paar große Recognoscirungen ausgeführt waren, trat zuletzt auf die Seite des Herzogs von Bourgogne: auch Vendome

[1] Le duc de Bourgogne à Fénélon 20. Sept. 1708. Correspondance de Fénélon I, 234.

erklärte, daß nunmehr, nach den weiteren Vorkehrungen der Feinde und dem schlechten Einfluß der Zögerungen auf die Stimmung der Armee, ein Angriff unthunlich geworden sei.[1]

Noch hielten es die Franzosen für möglich, den Feind auch ohne directen Angriff durch Unterbrechung seiner Communicationen mit Brüssel und Ostende, von welchen Orten ihm alle seine Bedürfnisse zukamen, an der Fortsetzung der Belagerung zu hindern. Sie schritten sogleich an das Werk, und es schien ihnen damit zu gelingen: durch wohlgewählte Stellungen, die sie an der Schelde einnahmen, schnitten sie das Heer der Verbündeten zuerst von Brüssel, nach einiger Zeit durch die Eroberung von Lessingen auch von Ostende ab. Diese geriethen zuweilen in nicht geringe Verlegenheit: allerlei Mangel zeigte sich in ihrem Lager; sie haben einmal vierzehn Tage lang keine Briefe mehr bekommen. Indessen war es doch unmöglich, in dem offenen, reichen Lande jeden Zuzug zu verhindern; und durch kleine Beschwerden ließen sich die Verbündeten in ihrer Belagerung nicht stören, deren Erfolg unzweifelhaft war, wenn sie Stand hielten. Der Gouverneur der Festung, Boufflers, leistete alles, was zur Vertheidigung eines eingeschlossenen und nur auf eine bestimmte Zeit mit dem Erforderlichen versehenen Platzes geschehen kann; er rechnete auf den Entsatz, den ihm der König ausdrücklich zugesagt hatte; da dieser ausblieb, sah er sich genöthigt, erst die Stadt, am 8. December auch die Citadelle aufzugeben. So eben machte damals der Kurfürst von Baiern, der an dem Rheine nichts zu thun fand, was seiner würdig gewesen wäre, und nicht fehlen wollte, wo über die Hauptsache entschieden ward, einen Versuch auf das wenig befestigte Brüssel; aber schon hatte die günstige Stimmung, auf die er rechnete, durch alle die widrigen Zwischenvorfälle an

[1] St. Simon hat von allen diesen Dingen nur eine sehr einseitige Kenntniß, die ihn und andere irre geführt hat. Bei weitem zuverlässiger ist, was Berwick mittheilt. Sichere Kunde gewähren die im 8. Bande der Mémoires militaires mitgetheilten Aktenstücke.

ihrer Kraft verloren:[1] als die Verbündeten, die an der Schelde nicht mehr aufgehalten werden konnten, eine Wendung gegen ihn nahmen, mußte er von seinem Vorhaben abstehen. Und da nun der König es nicht rathsam fand, seine Armee während des Winters beisammen zu halten, sondern sie zurückzog und trennte, noch ehe die Verbündeten dieß thaten, so gewannen diese freie Hand, auch auf die im Anfang des Feldzugs verlorenen Festungen wieder loszugehen. Wohl war darin eine sehr bedeutende Anzahl von Truppen zurückgeblieben, aber diese war unnütz in Plätzen, welche doch keine Vertheidigung zuließen. In Gent zogen die Befehlshaber, sobald die Laufgräben eröffnet waren, in Betracht, daß bei der Unmöglichkeit, zugleich die Festung zu behaupten und die Truppen zu retten, nichts übrig bleibe, als jene aufzugeben. Den Verbündeten selbst war es unerwartet, daß sie vor jedem eigentlichen Angriff sich zur Capitulation bereit erklärten.[2] War aber Gent gefallen, so konnte auch Brügge sich keinen Augenblick länger halten. In den ersten Tagen des Jahres 1709 wurden die übrigen in diesen Gegenden eingenommenen Plätze verlassen.

Die Verbündeten hatten alles erreicht, was in ihrer Absicht liegen konnte. Die durch die Schlacht von Ramillies und den Feldzug von 1706 errungenen Vortheile waren im Jahr 1708 einen Augenblick zweifelhaft geworden, aber nunmehr um so sicherer befestigt. Flandern und Brabant waren der Herrschaft der Seemächte und Oesterreichs aufs neue unterworfen. Die damals eingenommenen Festungen an der Lys und Schelde, auf deren Wiedereroberung es den Franzosen hauptsächlich an=

[1] Schulenburg, 1. Dec. La bourgeoisie de Bruxelles est allée contre l'attente d'un chacun au devant de tout ce qui pouvoit contribuer à bien défendre leur ville; cependant plusieurs des principaux et même des généraux sont sortis de la place, ce qui a fait dire qu'on devoit leur ôter leur pension et la donner aux dames, et surtout à la duchesse d'Arenberg, qui y est restée.

[2] Lettre de Buisson à Chamillart. Gent, 31. Dec. Mém. milit. VIII, 831.

kam, waren nicht allein behauptet, sondern durch die Unterwerfung von Lille mächtig verstärkt. Fragt man nach den Ursachen dieser Erfolge, so liegen sie in der strategisch schwierigen Aufgabe, welche die Franzosen durch die Besitznahme von Gent und Brügge sich selbst geschaffen hatten; sie mußten zugleich diese Städte behaupten und ihre alten Grenzen vertheidigen. Nur die rascheste Bewegung und eine durchaus einheitliche Führung, in der allein das Talent des Feldherrn seine inneren Hülfsquellen entwickeln, seine Schwingen hätte regen können, würden eine glückliche Erreichung dieses doppelten Zieles möglich gemacht haben. Aber indem zwei Häupter aufgestellt wurden, kam ein Moment der Berathung in die Kriegführung, welches bei auseinandergehenden Ansichten und anwachsender persönlicher Antipathie Alles lähmte. Die Monarchie könnte des Wetteifers um die Gnade des Fürsten und die damit zusammenhängende Ehre nicht entbehren; aber derselbe kann ihr auch gefährlich und verderblich werden, wenn die dynastische Autorität sich in mehr als einer Persönlichkeit darstellt.

Unterhandlungen und Feldzüge von 1709 und 1710.

Berwick erzählt, daß ihm im Herbste des Jahres 1708, als die Dinge für die Franzosen einmal gut standen, eine Friedenseröffnung von Marlborough zugekommen sei. Man kann nicht urtheilen, ob sie ernstlich gemeint oder eine bloße Kriegslist war; genug, daß es die Franzosen noch nicht für unbedingt nothwendig hielten, darauf einzugehen.

Nachdem nun aber der Feldzug so unglücklich geendet hatte, war kein Zweifel weiter. Ludwig gewann es über sich, auf seinem Wege, die Theilungsverträge erneuernd, einen Schritt weiter zurückzuthun; er bot jetzt auch Mailand für den österreichischen Antheil an und erklärte sich bereit, den Holländern die niederländischen Plätze, aus denen sie noch verjagt waren, wieder zurückzugeben. Aber die Vortheile des Verbündeten waren

so groß, ihre Erwartungen von der nächsten Zukunft so zuversichtlich, daß sie an ihrer Forderung, der Uebertragung der gesammten spanischen Monarchie auf Carl III. von Oesterreich, festhielten. Die Engländer dachten überdieß die alten Rechte der Protestanten in Frankreich herzustellen; Ludwig XIV. sollte den Prätendenten entfernen, Dünkirchen schleifen, Condé und Valenciennes herausgeben. Die Holländer, bei weitem friedfertiger, als die Andern, und auch mit Oesterreich über die in den belgischen Provinzen zu treffenden Einrichtungen keineswegs einverstanden, beschieden sich nochmals, daß sie sich auf keine abgesonderte Unterhandlung einlassen dürften. Unter diesen Umständen bot es von vornherein wenig Aussicht dar, als König Ludwig noch vor dem Wiederbeginn ernstlicher Feindseligkeiten im Jahr 1709 seinen Minister Torcy nach dem Haag schickte, um in persönlicher Besprechung zu versuchen, wie weit er die Friedensverhandlungen fördern könne. Der Rathspensionarius lehnte in Folge sehr bestimmter Verträge jede einseitige Unterhandlung ab; Torcy wandte sich an Marlborough, der in dem Rufe stand, für Geldanerbietungen nicht unempfänglich zu sein; und überaus ansehnlich waren die, welche König Ludwig ihm machen ließ, für den Fall, daß er seinem Enkel Neapel und Sicilien, oder, wenn nicht beides, doch das eine oder das andere verschaffe. Aber Marlborough wies alles von sich. Er erklärte, kein englischer Minister könne es wagen, Neapel oder Sicilien an einen französischen Prinzen übergehen zu lassen; so entschieden war hierüber die Meinung der englischen Nation. Das Triumvirat hielt in ungeschwächter Eintracht zusammen und gebot noch über die Politik und die Streitkräfte der verbündeten Staaten und Reiche. Die Friedenspräliminarien, welche die Verbündeten aufstellten, entsprachen den großen Zwecken, deren Erreichung sie sich vorgesetzt hatten. Danach sollte die gesammte spanische Monarchie an Carl III. übergehen, Philipp V. aus den Landschaften, die er noch inne hatte, wie in Spanien, so in Sicilien und Südamerika, wenn er sie nicht freiwillig räume,

durch die vereinigten Waffen der Verbündeten und des Königs von Frankreich selbst verjagt werden. Man wollte einen Waffenstillstand auf zwei Monate schließen, innerhalb desselben sollte der König einige seiner wichtigsten Eroberungen, Straßburg, Luxemburg, Namur und Charleroi herausgeben und Dünkirchen schleifen: die Verwandlung dieses Stillstandes in einen Frieden sollte aber auch dann noch davon abhängen, daß inzwischen die erste Bedingung ausgeführt, der gesammte Umkreis der spanischen Monarchie von Philipp V. wirklich verlassen sei.[1] Wie wurde da die Härte der Forderungen, mit welchen Ludwig XIV. in den Zeiten seines Glückes den Mindermächtigen beschwerlich gefallen war, ihm nunmehr so empfindlich vergolten. Daß Spanien seiner Dynastie entrissen, seine eigene Macht in engere Schranken zurückgewiesen werden sollte, konnte nach allem, was vorgegangen, gerecht erscheinen; aber noch viel weiter gingen die Anmuthungen, die ihm geschahen: er sollte selbst seinen Enkel verjagen helfen, und, wenn es damit innerhalb zweier Monate nicht gelang, was doch in der That nicht von ihm abhing, der Stillstand aufgehoben sein, für den er indeß so große Opfer gebracht haben würde. Verlust und Schimpf waren gewiß, der Friede ungewiß. Mochte nun auch der Minister, in der Befangenheit der Unterhandlungen und dem Drang der Geschäfte, die Annahme solcher Vorschläge für möglich halten:[2] der König konnte nicht anders, als sie verwerfen.

Eine unendlich trübe Stimmung lag im Jahre 1709 über Frankreich. Jedermann war unglücklich über den letzten Feldzug, über die Fehler, die dabei gemacht, die Verluste, die dabei erlitten, die Mängel der Persönlichkeiten, die an den Tag gekommen waren. Der Herzog von Bourgogne verlor die Verehrung, die er bisher genossen hatte. „Man hört nichts als

[1] Observation sur le 34^{me} article prélim. bei Torcy. Petitot, 67, 323.

[2] Der Venetianer Ruzzini behauptet sogar, der wichtigste Artikel sei von Torcy selbst aufgesetzt worden, freilich nicht in der Absicht, ihn durchzuführen.

Klagen," ruft Frau von Maintenon aus, „man sieht nichts als Traurigkeit, nur ein Wunder kann uns retten." Zu den Unfällen des Krieges kam die Ungunst der Natur. Nach einem milden Herbst trat im Januar 1709 ein überaus kalter Winter ein,[1] mit scharfen durchdringenden Winden, die bis zur Frühlingsnachtgleiche anhielten, welche alsdann ansteckende Krankheiten, die das Hotel Dieu füllten, später Mißwachs und eine unerhörte Theuerung im Gefolge hatten.

Die Verbündeten, die ihrerseits von diesem Unglück weniger heimgesucht waren, dachten den König zur Annahme ihrer Präliminarien mit Gewalt zu zwingen.

Der Kaiser willigte ein, daß die vornehmsten Anstrengungen von der Seite der Niederlande her gegen Frankreich gemacht werden sollten; Marlborough war schon immer für eine Invasion in Frankreich gewesen, von Eugen behauptete man gehört zu haben, er wolle die Operationen in Amiens anfangen; er hoffe noch Versailles zu zerstören. In der Franche-Comté regte sich eine Verschwörung zum Abfall von Frankreich, die, wenn der erste glückliche Erfolg im Elsaß erfochten sei, losbrechen sollte.[2] Der Herzog von Savoyen dachte, sich in Erwartung dieser Bewegung einen Weg über Briançon und Fort Barreaux in das Gebiet von Lyon zu bahnen; man gab die Hoffnung nicht auf, in den Cevennen die glühende Asche des Aufruhrs noch einmal in helle Flammen zu setzen.

Noch war jedoch Frankreich nicht ohne militärische Bereitschaft. Wenn der Angriff auf Lille, die Vertheidigung von

[1] Elisabeth Charlotte an die Kurfürstin, 13. Jan. 1709. „Man kan kaum drinken. Wein und Wasser wird bei dem Feuer zu Eyß; alles was man essen will, ist erfroren: ich habe mein Leben keinen rauheren Winter erlebt."

[2] Nur bei Wagner finde ich Notiz hievon: Braconiero quoniam coriphaeo quidam Burgundi sposponderant, urbem cum arce (Besançon) per conscios homines (arcanis notis quas inspexi literae nomen reticebant) interceptum iri: copiam fore, se ad Sabaudicas copias jungendi — in Franciam irrumpendi.

Gent und Brügge aufgegeben worden war, um das Heer zu schonen — Marlborough war erstaunt über das treffliche Aussehen der Truppen, welche aus Gent abzogen, — so war dadurch doch auch bewirkt, daß dieses französische Heer noch existirte. Villars, der mit der Großsprecherei, die man an ihm unerträglich fand, und einem räuberischen Eigennutz, der für Jedermann am Tage lag, doch ein großes Talent, die Truppen zu behandeln, eine hohe militärische Gabe verband — glänzend in fast ununterbrochenem Glück — trat in den Niederlanden an die Spitze desselben. Alles Ungemaches, das der Winter und die Theuerung der Lebensmittel herbeiführte, ungeachtet war er im Stande, sogar noch früher als die Verbündeten im Felde zu erscheinen und ihren Angriff, eben so stark wie sie, innerhalb seiner Linien zu erwarten. Unvermuthet warfen sie sich auf Tournay und nahmen es ein; als sie sich gegen Mons wandten, stellte sich ihnen Villars in den Weg. Am 11. September 1709 kam es zur Schlacht bei Malplaquet, vielleicht der einzigen im ganzen Kriege, in welchem die gute Leitung und Tapferkeit des Angriffs durch einen entsprechenden Eifer der Vertheidigung in einer richtig gewählten Stellung erwiedert wurde. Villars ward verwundet; der alte Boufflers, der, was man ihm hoch anrechnete, unter dem jüngeren Marschall gedient hatte und nun die Führung selbst übernahm, mußte sich zum Rückzug entschließen; aber die Sieger hatten sich des Sieges wenig zu freuen, sie hatten ungeheure Verluste erlitten. In Frankreich athmete man auf, da das kriegerische Ansehen der Nation, wenn auch in einer erfolglosen Schlacht, wieder hergestellt war. Die Verbündeten eroberten Mons, aber sie selbst bezweifelten, ob dieß ein entsprechender Erfolg für so große Anstrengungen, wie sie gemacht hatten, zu nennen sei. Indeß war schon längst die burgundisch-piemontesische Combination, auf welche Eugen große Hoffnungen gründete, gescheitert. Die kaiserlichen Truppen unter Mercy waren bei der ersten Berührung des Elsaß über den Rhein zurückgetrieben worden.

Mußten sich aber nicht, wenn der Krieg fortdauerte, ähnliche Entwürfe und Unternehmungen alle Jahre wiederholen? Was bürgte dafür, daß sie auch ferner zurückgewiesen werden würden? Eine um so schwerere Gefahr für Frankreich, da auf die lange und übermäßige Anspannung aller Kräfte eine nun nicht mehr abzuleugnende Erschöpfung derselben folgte.

Die Friedensunterhandlungen wurden im Jahre 1710 mit verdoppeltem Eifer erneuert; aber wenn man selbst guten Willen dazu auf allen Seiten voraussetzt, so zeigt eine Erwägung der Lage der Dinge in den verschiedenen Ländern, mit welch unendlichen Schwierigkeiten es verknüpft war, eine Auskunft zu finden.

Die Engländer hielten Carl III. in Barcelona aufrecht; nicht allein in der Ueberzeugung von der Gerechtigkeit seiner Ansprüche, sondern weil sie an sein Bestehen die größten Erwartungen für ihre Seemacht und ihren Handel knüpften. Im Jahre 1708 hatten sie Minorca erobert und Portmahon für sich selbst in Besitz genommen, als ein Pfand für die Geldsumme, die sie zu Gunsten Carls III. aufgewendet hatten; ausschließend von Engländern sollte es besetzt sein: sie hofften von da aus den Franzosen eben so beschwerlich zu werden, wie diese ihren Küsten von Dünkirchen aus geworden waren. Aber überdieß hatten sie auch schon einen ausführlichen Handelstractat mit Carl geschlossen, nach welchem es den Spaniern nicht mehr zugestanden hätte, Eingangszölle für englische Waaren nach ihrem Ermessen festzusetzen; eine gemeinschaftliche Commission würde einen neuen Tarif bestimmt haben; der gesammte amerikanische Handel sollte in die Hände einer aus Engländern und Spaniern zusammengesetzten Compagnie übergehen: die Franzosen sollten von diesem Handel vollständig und auf immer ausgeschlossen sein. [1]

[1] Tratado de comercio entre Ana reina d'Inghilterra y Carlos III. Cantillo I, 48.

Noch behauptete sich jedoch Philipp V. eben in den Provinzen, an welche die Herrschaft über die südamerikanischen Colonien so wie der Handel derselben gebunden war. Die Castilianer schaarten sich mit erneuertem Enthusiasmus um ihn her; sein Sohn ward von den Cortes mit allgemeiner Acclamation als Prinz von Asturien begrüßt.

Um ihn mit Einem Mal seiner besten Streitkräfte zu berauben, waren die Engländer auf geheime Eröffnungen des Herzogs von Orleans, noch während dieser Prinz im Jahr 1708 die französisch-spanische Armee befehligte, zwar nicht in dem Sinne, in welchem sie gemacht worden, aber doch insofern eingegangen, daß sie den Plan faßten, wenn Carl III. König von Spanien werde, dem Herzog dagegen Navarra zu überlassen und einen Theil des südlichen Frankreich dazu zu schlagen.[1]

Aber auch die Anhänger Philipps V. hatten eine Neigung, sich mit den Verbündeten auf Kosten von Frankreich zu verständigen. Denn unbillig sei es bei den gemeinschaftlichen Unfällen, daß Spanien allein den Verlust tragen solle; würde Frankreich in seine alten Grenzen eingeschränkt, welche man an der Saone festsetzen könne, so höre es auf, den europäischen Mächten gefährlich zu sein, und Niemand werde es dann bedenklich finden, daß ein französischer Prinz den spanischen Thron inne habe.[2]

Noch waren die Bestimmungen über die englische Succession in Europa keineswegs anerkannt; indem die Generalstaaten sie garantirten, bewilligte ihnen dagegen England eine sehr ausgedehnte Barriere. Wenn diese dem Hause Oesterreich viel zu umfassend schien, wie sollte vollends Ludwig XIV. bewogen werden, sich zugleich die englische Succession und die holländische Barriere, vor allem die Verjagung seines Enkels vom spanischen Throne, die Ausschließung seiner Nation vom spanischen

[1] Lord Mahon: war of the succession 261.

[2] Aeußerung Bergheyks. Lettres de Fénelon I, 295.

Handel gefallen zu lassen? Und damit waren die Zugeständnisse, die man ihm anmuthete, noch nicht erschöpft.

So drückend die Präliminarien von 1709 den Franzosen vorkamen, so ungenügend erschienen sie noch dem deutschen Reiche, namentlich den vorliegenden Kreisen, welche die Lasten und Kosten des Reichskrieges hauptsächlich getragen hatten. Sie führten aus, daß die allgemeine Freiheit und Ruhe ohne die Entfernung der Franzosen vom alten deutschen Boden niemals gesichert sein werde. Die Grundlage des westfälischen Friedens auch nach der deutschen Auslegung desselben befriedigte sie nicht. Sie verlangten nicht allein Straßburg und die zehn Städte, sondern das ganze Elsaß, die freie Grafschaft, Lothringen und die Bisthümer in ihrem vollen Umfang; man stellte den Grundsatz auf, daß das deutsche Reich alles umfassen solle, was es laut der Matrikel des Jahres 1521 besessen habe.

So ging man von der Frage über die Bestimmung der spanischen Succession zu fast nicht mehr erwarteten Entwürfen über die dem französischen Königreich zu setzenden Grenzen fort. Von der einen Seite ward hiebei der Verlust aller seit den Tagen Richelieu's gemachten Eroberungen, von der andern sogar die Errichtung eines intermediären Reiches auf französisch-spanischem Boden in Aussicht gestellt. Wenn auch nicht in diesem Maße, allemal schien die Entscheidung gegen das französische Interesse ausfallen zu müssen, da die Feinde desselben das Uebergewicht der Waffen in den Händen hatten.

Im Anfang des Jahres 1710 war Ludwig XIV. so weit gebracht, daß er die Präliminarien im Allgemeinen anzunehmen sich bereit erklärte: nur das Eine behielt er sich vor, daß er zur Ausführung der Bedingungen nicht eher gehalten sei, als bis der Friede wirklich abgeschlossen worden; er weigerte sich, seinen Enkel selbst zu entsetzen.

Darin irren die Franzosen, daß sie den harten Widerstand, den sie auch dann noch erfuhren, am meisten den

Holländern beimessen; diese waren es vielmehr, welche den Frieden wünschten: ihnen allein war es zuzuschreiben, daß überhaupt noch einmal — in Gertruidenberg, denn man wollte die französischen Gesandten wenigstens an keinem größeren Orte sehen, um ihnen keinen persönlichen Einfluß möglich zu machen — Friedensverhandlungen eröffnet wurden. Auf den Vorschlag Ludwigs XIV., seinem Enkel doch wenigstens Eine von den spanischen Kronen, Sicilien, vorzubehalten und dieselbe entweder mit Neapel oder mit Sardinien zu verstärken, sind die Holländer in der That eingegangen; sie fanden, für Carl III. sei genug geschehen, wenn er die ganze übrige Monarchie erhalte. Aber sie verlangten zugleich Sicherheit dafür, daß nach der Annahme einer solchen Auskunft Philipp V. Spanien wirklich verlasse; dieß ist der erste Punkt, an welchem die Vereinbarung scheiterte. Ludwig XIV. hatte von Anfang an erklärt, er werde seinem Enkel keinen Beistand mehr gewähren; jetzt ließ er sich herbei, den Verbündeten sogar eine Geldhülfe zuzusagen, um denselben zu zwingen, in die ihm vorgeschriebene Vertauschung des Thrones von Spanien mit dem von Sicilien zu willigen. Nur selbst, durch seine eigenen Truppen, wollte er die Zwangsmaßregeln nicht vollziehen. Die Holländer erklären es für ein Mißverständniß, wenn man ihnen die Forderung zuschreibt, der König allein solle seinen Enkel entthronen: sie haben immer behauptet, ihr Sinn sei auf eine gemeinschaftliche Operation der Truppen der Verbündeten von Catalonien wie von Portugal her zugleich mit den französischen gegangen. [1] Allein auf die thätige Theilnahme Ludwigs XIV. an einem solchen Feldzug bestanden sie: sie wollten nicht, indem sie den jetzigen Krieg beendigten, einen neuen in Spanien zu führen gezwungen sein. Aber Ludwig XIV. konnte es nicht über sich gewinnen, französische Truppen gegen seinen Enkel anrücken zu lassen, auch nicht in Verbindung mit den andern Mächten,

[1] Holländische Staatsschrift bei Lamberty VI, 71.

Es war fast weniger eine Differenz der Politik, als eine Sache der Ehre: Mitwelt und Nachwelt würden dem König einen solchen Schritt nicht verziehen haben. Hierüber lösten die Verhandlungen von Gertruidenberg sich auf (Juli 1710) — anzügliche Streitschriften schürten das gegenseitige Mißvergnügen.

Während der Unterhandlungen ging der Krieg immer fort, und zwar, obgleich nach dem Wunsche des Königs eine Schlacht vermieden wurde, nicht ohne empfindlichen Nachtheil für Frankreich. Wohl wußte Villars Cambray und mit besonderer Sorgfalt Arras, an welches der Besitz von Artois sich knüpfte, vor einer Belagerung zu schützen; aber Douai und, trotz der Vertheidigung Vaubans, der es gebaut hatte, das feste Bethune fielen doch in die Gewalt der Verbündeten; wie das noch in demselben Jahre auch Aire und St. Venant widerfuhr: die dritte Reihe der Bollwerke, mit denen Ludwig XIV. sein Reich gegen jeden Einbruch auf immer gesichert zu haben meinte, ward durchbrochen; die Verbündeten rechneten darauf, im nächsten Jahre ihre Feldlager auf altfranzösischem Boden aufschlagen zu können. In Languedoc war ein Landungsversuch der Engländer, doch nicht ohne besondere Anstrengung, zurückgewiesen worden. Man hat damals in Europa häufig geglaubt, die Friedensvorschläge des Königs seien nicht ernstlich gemeint und die harten Bedingungen, die man ihm setzte, seiner Regierung sogar angenehm gewesen, weil dadurch das Selbstgefühl der Franzosen angeregt werde. Wahr ist es: im ersten Augenblick billigte Jedermann, daß die ehrenkränkenden Anmuthungen von Gertruidenberg zurückgewiesen, die Unterhandlungen abgebrochen wurden; aber schwerlich konnte diese Stimmung lange anhalten bei dem schon beginnenden Versagen der finanziellen und militärischen Kräfte.[1] Wie einst Bossuet, so verglich jetzt Fenelon

[1] Das Projet de harangue pour demander des secours à la nation française (Œuvres de Louis XIV, II, 467) setzt man jetzt gegen die Ansicht Millots, der es ursprünglich mittheilte, in das Jahr 1710, doch kann

das französische Reich mit einer Festung, jedoch mit einer solchen, die belagert und bereits auf das äußerste bedrängt sei; man wisse sie noch zu halten, aber schon seien Garnison und Bürgerschaft in Aufregung: in Kurzem werde deren allgemeines Geschrei die Capitulation erzwingen und die Besatzung sich kriegsgefangen ergeben müssen; er kündigte den Franzosen das Schicksal der caudinischen Pässe an.

Als im Sommer 1710 auch in Spanien neue Unfälle eintraten, hat Ludwig XIV., der sich außer Stande fühlte, seinen Enkel mit Nachdruck zu unterstützen, sich so weit überwunden, ihm selbst in Bezug auf seinen Thron die Politik der Nachgiebigkeit zu empfehlen. Im September 1710 schickte er den Herzog von Noailles nach Spanien, um sich an Ort und Stelle über das Verhältniß der Streitkräfte zu unterrichten und, da sich nicht anders erwarten ließ, als daß es sehr ungünstig für Philipp V. gefunden werden würde, in denselben zu dringen, daß er den spanischen Thron aufgeben und sich mit der Herrschaft über Sicilien und Sardinien begnügen möge; besser sei es doch, er entschließe sich bei Zeiten dazu, als daß er warte, bis man ihn aus Spanien verjage und ihn dann in die Dunkelheit des Privatlebens zurückstoße: auf Frankreich dürfe man in Spanien nicht zählen: denn der König fühle, daß er seinen Staat um dieser Sache willen nur allzusehr in Gefahr gebracht habe, er werde fortan nur auf das Heil seines eigenen Volkes denken. [1]

Wenn man liest, mit welchem Eifer, nicht ohne Drohungen, Ludwig XIV. Madame des Ursins anmahnen lassen wollte, ihren Einfluß, welcher unbeschränkt sei, in dem Sinne der Verzichtleistung anzuwenden, so kann man nicht zweifeln, daß es

ich mich von der Richtigkeit dieser Meinung nicht überzeugen. Die Worte: „après avoir couvert mes frontières par les importantes places que j'ai prises, j'ai écouté les propositions de paix“ hatte eine Wahrheit im Jahre 1695, nicht mehr 1710.

1 Instruction pour le duc de Noailles. Petitot 74, 158.

ihm mit seinem Vorschlag vollkommener Ernst war. Er wünschte in der That die Entfernung seines Enkels aus Spanien, welche die vornehmste aller Friedensbedingungen ausmachte und jetzt an sich unvermeidlich schien, herbeizuführen, aber nicht durch gehässige Gewalt, sondern in Güte und durch Ueberredung. Der Friede würde dann eben im Sinne der Besprechungen von Gertruidenberg, bei denen vor allem die Versetzung Philipps V. nach Sicilien beabsichtigt wurde, zu Stande gekommen sein. Die Holländer hatten nicht ganz Unrecht, wenn sie ausbreiteten, Ludwig XIV. werde noch alle Bedingungen, die man ihm vorgeschlagen habe, annehmen. Wenigstens dem Wesen nach wäre das geschehen. Noch im November 1710 hielt man es in der nächsten Umgebung des Königs für undenkbar, daß die Verbündeten einen Sohn von Frankreich auf dem spanischen Throne dulden, und für ein großes Glück, wenn sie ihm nur überhaupt eine unabhängige Stellung zugestehen würden.[1]

So weit war es also im Spätjahr 1710 doch in der That gekommen. In welcher Ferne lagen die Zeiten, in denen Ludwig XIV. seine weltumfassenden Absichten im Kampfe mit den europäischen Mächten durchzuführen, seinen nur halbwegs gerechtfertigten Willen ihnen als ihr Gesetz aufzulegen versucht hatte. Wie hätte er noch daran denken können, der protestantischen Succession in England mit bewaffneter Hand zu widerstreben, oder die Holländer seinem Gebot unterwürfig zu machen, oder den Dauphin zum römischen König zu erheben, die spanische Monarchie in der untergeordneten Stellung, in welche diese durch die Thronfolge seines Enkels gesetzt war, festzuhalten. Noch war er nicht so tief heruntergebracht, wie seine Gegner beabsichtigt hatten: noch hatte er ein Heer, das den guten Ruf, den es in der letzten Schlacht erworben, behauptete; noch waren die Grenzen des alten Frankreich nicht über-

[1] M^{me} de Maintenon à M^{me} des Ursins III, 110. Pour imaginer que les ennemis laissent l'Espagne à un prince de France, c'est une idée qui paraît chimérique dans ce pays-ci.

schritten: aber wenn der gegen ihn geschlossene Bund zusammenhielt und den Krieg mit dem bisherigen Eifer fortsetzte, so stand, menschlichem Ansehen nach, der französischen Macht eine unvermeidliche Katastrophe bevor. Ludwig war entschlossen, aus Besorgniß für sein Land den Frieden, dessen es bedurfte, durch Zugeständnisse zu erkaufen: er weigerte sich nicht, in die festen Plätze, auf deren Eroberung sein Ruhm sich gründete, holländische Garnisonen einrücken zu lassen, zur Vertheidigung gegen seine eigenen künftigen Angriffe, und selbst der deutschen Auslegung des Münsterschen Friedens gemäß, Straßburg und die zehn Städte zu missen, jene ganze für Angriff und Abwehr militärisch überlegene Stellung, die er im obern Rheinthale eingenommen hatte, wieder aufzugeben. Das war noch nicht alles, was man jetzt von ihm verlangte, aber schon darin lag doch ein Rückgang von unendlicher Bedeutung auf dem so lange verfolgten Wege der Macht. Und außerdem, welch eine dem französischen Interesse überaus widerwärtige Verfassung hätte das System der europäischen Staaten angenommen! Nach der Eroberung von Ungarn, welches nach und nach sich unterwarf, ohne Gefahr von den Türken, die in die russisch-schwedischen Händel verwickelt waren, würden die beiden österreichischen Brüder, im Besitze des Kaiserthums und Spaniens, Frankreich so mächtig umfaßt haben, wie jemals ihre Vorfahren auf den beiden Thronen. Oesterreich beherrschte Italien, wie denn der Papst sich so eben dem Willen des Kaisers hatte unterwerfen müssen; in Deutschland hatte es die Protestanten nicht gegen sich, wie ehedem, sondern für sich; diese sahen in dem verfolgenden Katholicismus Ludwigs XIV. ihren großen Gegensatz in der Welt. Durch die Schleifung von Dünkirchen, zu der sich Ludwig XIV. ebenfalls verstehen wollte, wurden Holland und England vollends Herren des Canals; sie waren überhaupt die Meister auf allen Meeren: der Besitz von Gibraltar und Minorca sicherte der englischen Marine die Oberhand auf dem Mittelmeer. Wie dann, wenn dieser Bund, der sich in der

Freundschaft einiger vorwaltender Persönlichkeiten repräsentirte, auch fortan wie bisher zusammenhielt? Europa hätte von Frankreich nichts mehr zu fürchten gehabt. Jene die französische Macht zurückdrängende Combination, welche Richelieu vor nunmehr achtzig Jahren mit so großer und so gefahrvoller Anstrengung durchbrochen hatte, wäre wieder erneuert worden.

Ludwig XIV. war dahin gebracht, sich den gegenwärtigen Verlusten zu unterwerfen und den künftigen Gefahren bloßzustellen.

So lauten seine Erklärungen: es war die unvermeidliche Nothwendigkeit. Mit den Streitkräften von Frankreich, wie sie damals waren, vermochte er nicht ihr zu widerstehen, wenn nicht eine günstige Wendung der Dinge von anderer Seite her ihm zu Hülfe kam.

Die erste glückverheißende Nachricht traf nach vielen unerwünschten aus dem schon fast aufgegebenen Spanien ein.

Da hatten im Juli und August 1710 die Verbündeten, durch die Ankunft neuer kaiserlicher Regimenter verstärkt und ermuthigt, über die sich selbst überlassenen castilianischen Führer einen Vortheil nach dem andern davongetragen. Sie hatten in zwei Feldschlachten, bei Almenara und Saragossa, den Sieg behauptet und Saragossa selbst in Besitz genommen. Vertrauend auf diese Ueberlegenheit, der es an Erfolg nicht fehlen könne, forderte der englische General Stanhope zu einem neuen Unternehmen gegen Madrid auf. Die übrigen Führer, am ausdauerndsten Carl von Oesterreich selbst, setzten sich, in Erinnerung an die früher gemachten Erfahrungen, entgegen; da aber Stanhope über die Geldmittel verfügte, so mußten sie alle und der Fürst selbst seinem gebieterischen Starrsinn folgen. Er behauptete, durch seine Instruction zu einem entscheidenden Unternehmen verpflichtet zu sein; überdieß hatte er einen sonderbaren finanziell-politischen Gesichtspunkt gefaßt. Er meinte, den Einwohnern von Madrid eine Zwangsanleihe auflegen zu können: was sie dann durch ihr eigenes Interesse an die Sache

dessen, dem sie ihr Geld geliehen hätten, knüpfen würde.[1] Und ohne allen Widerstand drang das Heer nach Madrid vor: der österreichische König nahm seinen Sitz im Pardo, Alles beugte und unterwarf sich; allein an ein wirkliches Anschließen war dießmal so wenig wie früher zu denken. Carl III. fand, daß seine Hauptstadt eine Wüste sei. Niemals waren die Straßen von Madrid so menschenleer, seine Plätze so öde gewesen: alle Kaufläden waren geschlossen. An jene Anleihe war auch deßhalb nicht zu denken, weil nicht nur die Generale und der Adel, sondern auch die einigermaßen begüterten Bürger dem bourbonischen König, den sie für ihren wahren König hielten, nach Valladolid gefolgt waren. Die durch die protestantischen Hülfsvölker seines Gegners, welche sich nicht von allen Gewaltsamkeiten gegen die Kirchen abhalten ließen und als Ketzer verabscheut wurden, aufgeregte altkatholische Geistlichkeit Castiliens kamen Philipp V. zu Statten. In der Mitte eines von religiöser und politischer Hingebung durchdrungenen Volkes lehnte dieser Fürst die ihm von seinem Großvater kommenden Anmuthungen ab; selbst auf die Gefahr hin, daß er sich dann auf keine weitere Unterstützung desselben Rechnung machen dürfe. Eine jedoch, die von größter Bedeutung war, hatte Ludwig XIV. noch bewilligt; er hatte Vendome, damals ohne Zweifel den geistvollsten und kriegsgewandtesten seiner Generale, nach Spanien gehen lassen. Unter der obwaltenden Stimmung der Bevölkerung ward es Vendome nicht schwer, in Kurzem ein Heer von mehr als 20,000 Mann um sich zu versammeln, gegen welches, da es namentlich durch Reiterei überlegen war, die Verbündeten das Feld nicht behaupten konnten. Als sie ihren Rückzug antraten, in drei verschiedenen Abtheilungen, zwischen Tajo und Tajuna, nach Aragonien hin, eilte ihnen Vendome, in Begleitung des Königs, mit der ihm

[1] Aus dem Protocoll des Kriegsrathes zu Siguença bei Arneth, Leben des Feldmarschalls Guido Starhemberg, S. 596.

eigenen Geschwindigkeit nach: er holte Stanhope in Brihuega ein und zwang denselben, nach tapferer Gegenwehr, sich mit den Schaaren, die um ihn waren, zu ergeben: gleich darauf griff er bei Villaviciosa Starhemberg an, der das Schlachtfeld behauptete, aber seinen ferneren Rückzug mit Zurücklassung seines Geschützes erkaufen mußte (10. Dec. 1710). Bald darauf zog Philipp V. wieder in Saragossa ein: er war aufs neue Herr im Lande; Carl III. war auf Barcelona und Taragona beschränkt.

Wir bemerkten, wie bedeutend Spanien bei der Allianz von 1673, selbst bei den Combinationen von 1688, hauptsächlich durch die aus einheimischen Erwägungen hervorgegangene testamentarische Anordnung Carls II., in die gesammten europäischen Staatsverhältnisse eingriff; der Stolz der Castilianer war nicht eitel, ihr Beharren nicht ohne Thatkraft; von hoher maßgebender Wichtigkeit mußte es jetzt werden, daß das allgemeine Uebergewicht der Verbündeten wenigstens an Einer Stelle durch einen großen Verlust unterbrochen wurde.

Ludwig XIV. war auf der Jagd, als ihm die Botschaft von der Schlacht bei Villaviciosa zukam; er gab sein Wohlgefallen über die männliche Haltung, die sein Enkel dabei beobachtet habe, zu erkennen; die dreihundert jungen Damen von St. Cyr, wo sich Frau von Maintenon aufhielt, sammelten sich zu einem Lobgesang. Alles athmete nach so langer Traurigkeit auf.

Ein anderes Begegniß von europäischer Bedeutung war der plötzliche Tod des Kaisers Joseph (17. April 1711), ohne daß männliche Nachkommenschaft von ihm hinterblieben wäre. Sein Erbe in den Erblanden, wahrscheinlicher Nachfolger im deutschen Reich, war eben derselbe Carl III., den die Verbündeten als König von Spanien anerkannten. Zunächst faßte dieser Fürst die Hoffnung, alle Kronen und Reiche seines glorreichen Ahnherrn, Kaiser Carls V. (in Spanien I.) auf seinem Haupte zu vereinigen. Den Cataloniern versprach er, die

gesammte Monarchie mit ihrer Hülfe zu erobern: den Verbündeten ließ er vorstellen, ohne den mindesten Verlust müsse dieselbe dem Erzhaus heimkommen; man würde von den einmal gefaßten Planen nicht abweichen, ohne sich dem Untergang auszusetzen. Und noch schien die englische Regierung gleichen Sinnes zu sein: sie antwortete, sie werde alle Verbündeten zu fester Eintracht und standhaftem Ausharren ermahnen.[1]

Lag es aber nicht am Tage, daß die Wiederherstellung eines Gesammtreiches, das früher die europäische Welt mit der Universalmonarchie bedroht hatte, nicht in dem Plan einer Allianz liegen konnte, die durch die Absicht, die Unabhängigkeit der einzelnen Mächte herzustellen, gegründet war und zusammengehalten wurde?

Schon enthielt jene Erklärung der Engländer mehr eine Nachwirkung der früher gefaßten Beschlüsse, als die damalige Gesinnung der Regierung. In deren Mitte war eine Umwandlung von Grund aus vor sich gegangen, welche auch eine Veränderung der politischen Gesichtspunkte herbeiführen mußte.

Mitten in den schwersten Bedrängnissen, die über Frankreich lagen, erschien plötzlich die Aussicht des Friedens.

[1] Brief von Gallas, 1. Mai 1711 bei Arneth, Starhemberg 669.

Siebentes Capitel.

Friede von Utrecht.

In Königin Anna von England lebte noch etwas von den Ideen und Gefühlen der Stuarts. Sie war ursprünglich den Tories zugethan; da aber der Krieg gegen Frankreich, den die eifrigsten Tories verdammten, nun einmal geführt werden mußte, — er war die Verlassenschaft Wilhelms III. — näherte sie sich den Whigs, durch deren Eifer allein die Mittel, ihn zu führen, herbeigeschafft werden konnten. Ihre Idee war alsdann, mit den gemäßigten Männern aus beiden Parteien und dadurch über dieselben zu regieren:[1] sie hatte einen vollkommenen Begriff davon, daß die fürstliche Gewalt nie einer Partei dienen soll; aber nur vergeblich sträubte sie sich gegen das Unvermeidliche. Im Jahre 1706 war sie genöthigt, einige der entschiedensten Whigs in die Verwaltung aufzunehmen; im Jahre 1708 den Oberhäuptern des Bundes, zu dem sich die vornehmsten Whigfamilien vereinigt hatten, die obersten und einflußreichsten Stellen einzuräumen; der kriegerische Beschluß von 1708 ward ihr durch die Uebermacht der Whigs aufgenöthigt. Das ununterbrochene Kriegsglück, das den großen Kriegführer zu der höchsten Stufe des Ansehens erhob, die einem Unterthanen leicht zufallen kann, die Reihe seiner Feldzüge, von denen jeder nachfolgende, wie man im Parlamente gesagt hat, ein Ruhmgefährte

[1] In Coxe's Marlborough finden sich mehrere Schreiben von ihr in diesem Sinne; z. B. II, 137 making a partyman secretary of state, is throwing myself in the hands of a party. Sie war doch dazu genöthigt.

des vorhergehenden war, dienten noch dazu, die Königin von England selbst, die Gebieterin, wie sie genannt wurde, der freien Verfügung über den Staat zu berauben.

Man kann es nicht wunderbar finden, wenn sie dieß ihr von alten Gegnern auferlegte Joch zu tragen müde ward. Aber damit mischte sich auch ein sehr persönliches Verhältniß. Ihre erste Ehrendame, Lady Marlborough, welche die Sache der Whigs mit einem hartnäckigeren Eifer als selbst ihr Gemahl verfocht, ward ihr durch ihre Anmaßungen unerträglich, und sie entschloß sich, dieselbe zu entlassen. Daß eine häusliche Vertraute von entgegengesetzter Gesinnung an deren Stelle trat, war zugleich ein politisches Ereigniß;[1] die Königin begann den herrschenden Männern mit Nachdruck und Standhaftigkeit zu widerstreben; Abtrünnigkeit in den Reihen der Partei selbst, Gährungen im Volke gegen ihre kirchlichen Grundsätze belebten den Muth der Gegner der Wighs; die Interessen der durch die anwachsenden Kriegsauflagen gedrückten Landeigenthümer kamen ihr zu Statten. In dem Augenblicke, als die Verbündeten jene Vorschläge des Königs von Frankreich zurückwiesen, welche dessen tiefste Erniedrigung bezeichneten, ward die Grundlage ihrer Uebermacht in der Welt, so zu sagen, unter ihren Füßen weggezogen: Königin Anna entließ das Whig-Ministerium und setzte Männer ihrer ursprünglichen Gesinnung, wie Harley, der Vielen als der Urheber der ganzen Veränderung erschien, und Bolingbroke, an deren Stelle. Wollten sich diese aber behaupten, so leuchtet

[1] Es mag wohl angemerkt werden, wie der Venetianer Carlo Ruzzini (Relatione del congresso d'Utrecht 1713, Ms.) diese Verhältnisse auffaßt. Harley, huomo di gran testa, sortì di guadagnare la gratia della regina, con cui credesi che di lunga mano passassero non conosciute intelligenze e se ne rendeva l'instrumento M^me Masham. Dem Herzog und der Herzogin giebt auch Ruzzini Geldgier und Uebermuth Schuld. Con autorità eccedente mettevano leggi di soggezzione, anche nelle cose sue domestiche ed i piaceri della sovrana. Ella dunque al fine troncò la toleranza ed i consigli nascosti di Harley formarono il disegno, fomentando il corraggio per esequirlo.

ein, daß sie den Krieg, dessen Fortsetzung ihren Feinden einen erneuerten Einfluß gegeben hätte, zu endigen suchen mußten.

Es war dießmal nicht wie früher, daß Ludwig XIV. von den wider ihn streitenden Mächten die eine oder die andere auf seine Seite gezogen hätte: in der vornehmsten derselben erhob sich ohne sein Zuthun eine politische Partei, welche, um festen Boden zu gewinnen und Wurzel zu schlagen, zu ihrer eigenen Erhaltung auf den Frieden dachte.

Noch beschäftigte man sich in Paris mit den Vorbereitungen zu dem nächsten Feldzug, der gefährlich zu werden drohte, und fühlte auf das bitterste die Schwierigkeiten, welche es hatte, die zu demselben nöthigen Mittel herbeizuschaffen, als der Vertraute eines englischen Ministers bei Torcy erschien und ihn fragte, ob Frankreich einen besonderen Frieden mit England schließen wolle. Es war eben, sagt dieser, als wenn ein gefährlich Kranker gefragt würde, ob er geheilt zu werden wünsche.

Die ersten einigermaßen positiven Eröffnungen wurden in das tiefste Geheimniß gehüllt.[1] Eines Abends im Juli 1711 fand der englische Dichter Mathew Prior, der schon am Frieden von Ryßwik Theil genommen hatte und in dem vertrautesten Freundschaftsverhältniß zu Bolingbroke stand, eben von England herübergekommen, Einlaß in die Gärten von Versailles, wo er zuerst Frau von Maintenon sah, dann den König, dann Beide zusammen auf einem Spaziergang; er konnte sich ihrer Geneigtheit, auf die Gesichtspunkte des englischen Ministeriums einzugehen, persönlich versichern. Ebenso geheimnißvoll verfügte sich ein französischer Bevollmächtigter, der als der Handelsverhältnisse besonders kundig galt, des Namens Mesnager, nach England. Zur Audienz bei der Königin, die in Windsor stattfand, ward er von Bolingbroke selbst eine verborgene Treppe

[1] Vgl. den Auszug aus einer damals verbreiteten Flugschrift: A new journey to Paris, deren apokryphe Form nur dazu dienen sollte, dem Publikum, wie man sagt, den Puls zu fühlen. Tindal: Continuation of Rapin IV, 220.

hinaufgeleitet, eine Kammerfrau meldete ihn an. Wie eine Intrigue der Komödie begann das große Geschäft des Friedens, der Europa beruhigen sollte.

Die Voraussetzung war, ohne daß darüber viel verhandelt worden wäre, daß Spanien dem König Philipp verbleiben sollte. Es ihm entreißen zu wollen, würde bei der festen Stellung, die er wieder inne hatte, den Krieg ins Unabsehbare verlängert haben. Die englischen Minister begannen damit, daß sie die Kriegführung auf die Punkte beschränkten, auf welche es für die Interessen des englischen Handels ankam, Port Mahon und Gibraltar.

Aber es leuchtet ein, denn man erkannte ihr Vorhaben auf der Stelle, so geheim sie es auch hielten, daß sie dadurch mit dem ausgesprochenen Willen der bisherigen Legislatur in Widerstreit geriethen.

Auf die Thronrede, welche die Sitzung von 1711 eröffnete, in welcher lebhafte Friedenshoffnungen kund gegeben waren, antwortete das Oberhaus in seiner Adresse mit der Erklärung, daß sich kein ehrenvoller und sicherer Friede denken lasse, wenn Spanien und Westindien einem Zweige des Hauses Bourbon verbleiben sollten: ein Ausspruch, der jeden Schritt auf dem eingeschlagenen Wege unmöglich machte und das Bestehen des Toryministeriums gefährdete.[1] Aber man brauchte den Widerspruch der Pairs dießmal nicht zu fürchten. Die Minister hatten den Muth gehabt, zu neuen Wahlen schreiten zu lassen, aus denen ein Unterhaus, dessen Mehrheit auf ihre Seite trat, hervorgegangen war; die Adresse, die es erließ, war ganz im Sinne der Thronrede: die Kriegslust der Gegner wird darin von ihren persönlichen Absichten hergeleitet. Und gegen die Feindseligkeit des Oberhauses, die doch nur auf dem Uebergewicht weniger Stimmen beruhte, gab es ein constitutionelles Mittel. Die Königin ward zu dem ungewöhnlichen Schritt bewogen, auf einmal zwölf neue Pairs zu ernennen, wodurch

[1] Die Stimmung ergibt sich besonders aus den Briefen von Swift.

sich auch hier eine Mehrheit zu Gunsten des Friedens bildete und jedes Hinderniß fernerer Unterhandlungen aus dem Weg geräumt wurde. Der große Kriegführer, von dem man so eben gemeint hatte, er denke sich vollkommen zum Meister von England zu machen, ward aller seiner Aemter beraubt.

Da bei den Abstimmungen ein gewisser Einfluß auswärtiger Gesandten zu Tage kam, so wandte sich der Widerwille der Toryminister auch gegen diese und gegen die Mächte, welche sie repräsentirten.[1] In eine höchst unangenehme Stellung gerieth Prinz Eugen von Savoyen, der die ersten Monate des Jahres 1712 in London zubrachte. Das Volk ehrte ihn, die Königin überreichte ihm einen prächtigen mit Diamanten besetzten Degen: auf die Politik aber gewann er nicht den mindesten Einfluß; war er es ja doch eben, der als die vornehmste Stütze Marlboroughs betrachtet wurde. So wunderbar wandten sich die Dinge, daß die Männer, welche die Gewalt in England nunmehr in Händen hatten, in den bisherigen Verbündeten des Landes Feinde, in dem bisherigen Feinde einen Verbündeten, wie nach innen so nach außen, sahen.

Auf diesem Umschwung der Dinge beruhen die Unterhandlungen, welche zum Frieden von Utrecht geführt und den europäischen Verhältnissen wieder eine feste Gestalt gegeben haben.

Ein entscheidendes Moment hiefür lag darin, daß der Widerstand, welchen Spanien den Waffen der Verbündeten und dem Haus Oesterreich entgegensetzte, nicht so sehr von der Theilnahme von Frankreich, als von dem eigenen Entschluß und der eigenen Anstrengung von Castilien herrührte. Wenn es ein unabhängiges Spanien geben sollte, so standen die neuen Minister, welche Philipp V. auf dem Throne dieses Landes erhalten wollten,

[1] Graf Oxford an Stafford: the general (Marlborough) and the foreign ministers have united to blow up this. Ruzzini bemerkt von den Kaiserlichen „tentarono tutti i mezzi publici e coperti contra il nuovo ministero. Die Briefe des Grafen Gallas, welche den Ministern zu Gesicht kamen, lauteten so anzüglich gegen sie selbst und gegen die Königin, daß sie plötzlich allen Verkehr mit demselben abbrachen. (Arneth, Leben Eugens II, 188.)

der Wahrheit der Thatsachen näher, als ihre Gegner, durch die es ein Anhang der österreichischen Monarchie geworden wäre.

Nur mußte für den ersten Fall eine solche Bestimmung der Erbfolge in dem spanischen Reich getroffen werden, daß eine Union desselben mit dem französischen für alle Zeit unmöglich wurde. Denn vornehmlich deßhalb war der Krieg von der englischen Nation unternommen worden, weil sie eine solche nicht dulden wollte. Bolingbroke erklärte, die Sache sei von so großer Bedeutung für England und Europa, für die Gegenwart und Zukunft, daß der geringste Fehler, den man dabei begehe, tödtlich werden könne.

Die Schwierigkeit der Festsetzung lag tief in den in Frankreich hergebrachten Anschauungen und Gewohnheiten. Dem König Philipp war sein Erbrecht auf den französischen Thron ausdrücklich vorbehalten worden, und die Franzosen wollten von keiner Verzichtleistung auf dasselbe hören: denn nach französischem Staatsrecht folge der Nächstberechtigte, ohne weitere Bestimmung oder gesetzliche Verfügung, lediglich durch das Recht der Geburt, das Gott gebe und auch Gott nur nehmen könne: eine Verzichtleistung würde keine rechtliche Wirkung haben. Sie schlugen vor, daß man bei den Satzungen stehen bleiben möge, die das Testament Carls II. darbiete, nach welchem, wenn Philipp einmal den französischen Thron besteige, sein jüngerer Bruder oder vielleicht das Haus Orleans auf den spanischen Thron gelangen solle.

Bolingbroke verwarf mit Lebhaftigkeit die Erwähnung dieses Testamentes, welches ja den Anlaß zum Kriege gegeben habe; es würde eine Schande für England sein, darauf zurückzukommen. Und wer stehe dafür, daß der Fürst, der die spanische Krone besitze und dann das Anrecht an die französische erlange, sich nicht seiner Macht bediene, um diese zu erwerben, und jene darum doch nicht fahren lasse?

Der französische Minister meinte der Sache dadurch beizukommen, daß Philipp sich verpflichten solle, nicht erst dann, wenn der französische Thron eröffnet, sondern schon dann, wenn

er der nächstberechtigte Erbe zu demselben werde, seine Wahl zwischen beiden auszusprechen. Bolingbroke erwiderte: dann könnte der Fall eintreten, daß er wähle, aber nach der Hand nicht an seiner Wahl festhalte. Und wenn er nach französischen Begriffen nicht Verzicht leisten könne, wie dürfe er wählen?[1] In Frankreich möge man annehmen, was man wolle, in England werde immer die Ueberzeugung bestehen, daß ein Fürst sein Recht zu Gunsten eines Andern aufgeben und dieser alsdann durch garantirende Mächte bei dem, was ihm zukomme, geschützt werden könne. Er verlangte die auf der Stelle auszusprechende unbedingte Verzichtleistung Philipps V. und seiner Linie auf den französischen, und die der übrigen erbberechtigten Linien des Hauses Bourbon auf den spanischen Thron, sowie die Garantie dieser Verzichtleistung durch die gesammten europäischen Mächte. Sollten die Franzosen dabei Bedenken finden, so schlug er ihnen vor, Spanien und Indien noch zur Stunde an den Herzog von Savoyen aufzugeben, wogegen dessen Staaten mit Montferrat, Mantua und Sicilien ohne bindende Verzichtleistungen auf die französische Krone an Philipp V. gelangen möchten, so daß dem dereinstigen Anfall derselben an Frankreich nichts im Wege stehe.

Die große Frage des Jahrhunderts trat hier noch einmal hervor. Kommt dem einfachen Erbrecht eine absolute Gültigkeit zu oder nicht? Ist die Verzichtleistung auf einen Thron überhaupt niemals bindend? Haben die europäischen Mächte, die durch eine allzu große Machtanhäufung in Einem Hause gefährdet werden, dabei ein Wort mitzusprechen? Hat die Idee des europäischen Gleichgewichts einen realen Werth oder nicht? In vollster Bedeutung erscheint hiebei der Gegensatz des persönlichen Erbes und des Staates, der von den ersten Zeiten der germanischen Einrichtungen an die europäische Welt in Bewegung gesetzt hat.

[1] In den Memoiren von Torcy wird dieser Verhandlungen gedacht, in der Correspondenz von Bolingbroke treten sie erst in ihr volles Licht.

Eine Abkunft war in dem vorliegenden Falle nicht so unmöglich, weil sich diese Verzichtleistung zunächst auf Frankreich bezog, wo das absolute Erbrecht vorlängst durch das salische Gesetz eingeschränkt war. Wenn man sich in Frankreich entschlossen hatte, aus Rücksicht auf Nationalität und Staat die Frauen von dem Thron auszuschließen, warum sollte nicht auch aus Rücksicht auf das europäische Recht und das Gleichgewicht eine anderswo regierende Linie des Hauses, welche dieses selber wünscht, von dem Erbrecht ausgeschlossen werden dürfen? Daß sich die Franzosen einer Uebereinkunft dieser Art widersetzten, geschah mehr wegen der besonderen, bei ihnen in langen Kriegen zur Geltung gebrachten, nun allerdings in Fleisch und Blut gedrungenen Form der Reichsvererbung, als weil sie das allgemeine Erbrecht für unantastbar gehalten hätten, wie die Spanier ihrerseits für ihren Thron.

Ludwig XIV. sah sich jetzt dahin gebracht, die französischen Anschauungen den europäischen Nothwendigkeiten nachzusetzen: er gab seinem Enkel anheim, ob er die zuletzt angebotene Ausstattung in Italien ohne Verzichtleistung auf sein Successionsrecht in Frankreich, oder den Besitz des spanisch-indischen Reiches mit Verzichtleistung auf das französische Anrecht vorziehe. Das Erste würde von dem Standpunkte des französischen Staates an sich sogar noch wünschenswerther erschienen sein. Philipp V. schwankte nicht lange. Die spanische Nation hatte sich mit unendlicher Hingebung für ihn geschlagen: sollte er sie jetzt verlassen? Er erklärte, er wolle mit seinen geliebten Spaniern leben und sterben; dem Grundsatz des Gleichgewichts der europäischen Mächte zu Liebe [1] sondere er seinen Zweig von dem königlichen Stamme von Frankreich ab; auf ihn und seine

[1] La maxima de asegurar in perpetuidad et universal ben y quietud de Europa en un equilibrio de potencias, de suerte que unidas muchas en una no declinase la balanza deseada in ventaja de una a peligro y rezelo de los demas. (Cedula de S. M. Catholica en que esta inserta su renuncia a la Succession de la corona de Francia bei Abreu XIII, 143.)

Nachkommen solle fortan bei der Succession in Frankreich so wenig Rücksicht genommen werden, als seien sie nie geboren, noch auf der Welt; ihr Recht solle übergehen zunächst auf seinen Bruder, den Herzog von Berry, und im Falle, daß dieser und sein Mannesstamm ausgehe, auf seinen Oheim, den Herzog von Orleans und dessen männliche, aus legitimer Ehe entsprungene Nachkommen und so der Reihe nach auf die übrigen Prinzen vom königlichen Blut, nach der Ordnung, in der sie zur Krone berufen sein möchten. Diese Erklärung ward von Philipp V. vor dem Großnotar der castilianischen Reiche, in Gegenwart einer großen Anzahl von Zeugen aus den obersten Stellen am Hofe, Staat und Kirche, obenan des Großinquisitors, am 3. November 1712 ausgestellt und vier Tage darauf von den versammelten Cortes angenommen. Entsprechende Verzichtleistungen auf ihr Anrecht an Spanien stellten die französischen Prinzen aus; Bolingbroke hätte gewünscht, daß sie von den Generalständen bestätigt würden; da die französische Regierung dieß unthunlich fand, so begnügte er sich mit der Anerkennung derselben durch das Parlament. In einer ungewöhnlich feierlichen Sitzung, zu der auch die Prinzen und Pairs berufen wurden, beschloß das Parlament zu Paris, das Patent, welches dem König von Spanien das Recht auf den französischen Thron vorbehielt, zurückzunehmen und seine Renunciation auf die französische, sowie die des Herzogs von Berry und des Herzogs von Orleans auf die spanische Krone zu registriren.[1]

Wohl ließ sich nach den Erfahrungen, die man gemacht hatte, einwenden, daß durch alle diese Bestimmungen doch die Theorie, nach welcher den Verzichtleistungen keine bindende Kraft zukomme, wenigstens nicht für die Nachkommenschaften, weder aufgehoben, noch unwirksam gemacht werde; die Gegner des englischen Ministeriums spotteten seiner vermeintlichen Vorkehrungen. Unleugbar ist jedoch, daß die Feierlichkeit der

[1] S. Simon T. X, chap. 37, p. 465.

Erklärungen, die Aufnahme derselben in das Staatsrecht beider Nationen, endlich die in einem allgemeinen Vertrag ausgesprochene Garantie der europäischen Mächte nicht so leicht zu beseitigen waren. Aber das wirksamste Moment liegt, wenn wir nicht irren, noch jenseit dieser Formen. Es besteht darin, daß die Verzichtleistungen innerhalb Frankreichs ein mächtiges Interesse hervorbrachten, welches von nun an der Reunion der beiden Kronen entgegenstand. Daß der Anspruch auf den französischen Thron dadurch dem Haus Orleans zu Theil wurde, ist von unberechenbaren Folgen für die Geschichte von Frankreich geworden. Unmittelbar zur Seite des französischen Thrones ward dadurch ein Recht geschaffen, welches den Prinzen von Geblüt, und zwar am meisten der vornehmsten und lebenskräftigsten Linie derselben ein Interesse für England, gegen die in Spanien regierende Dynastie einflößte.[1] Wir wollen hier die Tendenzen der beiden englischen Parteien und ihr Verdienst nicht erörtern: abgesehen davon, wird man Bolingbroke, der den Gedanken dieses Friedens inmitten der größten Verwirrung der Angelegenheiten faßte, über die Art und Weise, mit der er die Sache angriff und durchführte, seine Bewunderung nicht versagen können. Wie weit erheben sich seine Briefe über andere Denkmale des diplomatischen Verkehrs. Sie tragen den Stempel des Genius an sich; niemals hat ein Staatsmann, dessen Wirksamkeit so kurze Zeit dauerte, einen durchgreifenderen Einfluß auf die Geschicke Europa's ausgeübt.

Ihm vor allem ist es zuzuschreiben, wenn Spanien weder ein Nebenland des Kaiserthums, noch eine Secundogenitur von Frankreich wurde; die spätere Selbständigkeit dieses Landes, so weit sie realisirt worden ist, beruht auf den Festsetzungen

[1] Daß dieß die Absicht war, nicht allein der Erfolg, ergibt sich aus den Letters on history, letter VIII, S. 238. Bolingbroke bezeichnet es als die Ausschließung Philipps und seiner Nachkommen von dem französischen Throne: creating an interest in all the other princes of the blood and per consequence a party in France itself for their exclusion, whenever the case should happen.

dieses Friedens. Aber auch um England erwarb sich Bolingbroke ein Verdienst: durch den Frieden ist die commercielle Ueberlegenheit Englands über Spanien sowohl, wie über Frankreich auf immer festgesetzt worden.

England behielt jenen Felsen an der Meerenge, der sich in den späteren europäischen Conflicten unschätzbar erwiesen hat, sowie in Port Mahon eine zugleich gegen Spanien, Afrika und Südfrankreich gerichtete Station; es erwarb durch den Sklavenhandel und andere Vortheile des Assientotractates einen gesetzlichen Einfluß auf Südamerika, der das bisherige System von Spanien durchbrach und den Einwirkungen von Frankreich entgegentrat. Und zu nicht geringeren Zugeständnissen als Spanien mußte Frankreich selbst sich verstehen. Es gab nach, daß das Meer, welches England umfluthet, als das britische bezeichnet wurde. Die Engländer erreichten, was ihnen bisher immer mit gutem Bedacht verweigert worden war: in ihrem Handelsverkehr mit Frankreich wurden sie den meist begünstigten Nationen gleich gestellt; sie nahmen in Folge davon an den Vorzügen Theil, welche die Holländer früher besaßen und jetzt wieder erwarben. Wie hatte es die ersten Jahre Ludwigs mit so großen Erwartungen erfüllt, daß er Dünkirchen an sich brachte und befestigte: aber jetzt mußte er einwilligen, sein eigenes Werk zu zerstören, Hafen und Festungen. Jenseit des Weltmeeres ließ er sich den Verlust von St. Christoph und sehr ungünstige Grenzbestimmungen der nordamerikanischen Besitzungen gefallen.

Fürwahr, gering war der Preis nicht, um welchen Ludwig XIV. seinen Enkel auf dem Thron von Spanien behauptete. Und indem er in langer und wechselnder Unterhandlung endlich zu dieser Abkunft gelangte, war es noch zweifelhaft, ob die übrigen Mächte ihr beitreten würden. Es ward darüber sogar noch einmal im Felde geschlagen.

Die Absicht der Kaiserlichen und der Holländer, die eben im Gegensatz mit der Politik des englischen Ministeriums sich auf das engste vereinigt hatten, ging dahin, die Unterhand-

lungen derselben, die sie nicht hindern konnten, durch glückliche Kriegserfolge zu sprengen. Und sehr wohl gelang es ihnen mit ihrem Kriege. Quesnoy fiel in ihre Hand; Streifzüge wurden unternommen, die bis nach Soissons führten und in Paris das Gedächtniß an die Tage des Johann von Werth erneuerten.

In diesem Augenblick aber schlossen die Engländer Stillstand mit Frankreich. Die Toryminister hielten es für gerechtfertigt und nothwendig, den Mächten, die mit ihren parlamentarischen Gegnern verbündet waren, eben in einem Augenblick, der denselben Glück verhieß, ihre Hülfe zu entziehen.

Ganz so entscheidend, wie sie meinten, ward nun das darum nicht, weil der größte Theil der Armee aus Deutschen bestand, welche zwar englischen Sold bezogen, aber, da sie von ihren Fürsten kraft bestimmter Verträge ins Feld gestellt waren, doch auch einige Selbständigkeit behaupteten. Ohne Rücksicht auf das Wort und den Willen des englischen Oberbefehlshabers [1] schlossen sich diese fast ohne Ausnahme, voran die Preußen unter dem Fürsten von Anhalt, dann die Hannoveraner, die einen Augenblick geschwankt hatten, Sachsen, Hessen, sowie die dänischen Regimenter unter dem Prinzen von Württemberg, dem kaiserlichen Heerführer Prinz Eugen an, der dadurch stark genug wurde, in seiner Offensive fortzufahren. Er hatte den Ehrgeiz, Landrecies zu belagern, vor dessen Mauern zuweilen mächtige Kaiser gescheitert waren; er meinte, die Picardie seinen Contributionen unterwerfen, seine Winterquartiere daselbst aufschlagen zu können; durch dieses Thor hoffte er in das innere Frankreich vorzudringen. Man sagt seinen Truppen nach, sie hätten die Linien, durch welche ihr Hauptquartier mit dem Sammelplatze ihrer Vorräthe und Kriegsbedürfnisse, Marchienne an der Scarpe, in Verbindung stand, als den Weg nach Paris bezeichnet.

Aber die Franzosen hatten jetzt mehr Zuversicht zu ihrer

[1] Ruzzini: chiamava tutte le truppe — star unite a se stesso — sotto pretesto di sospender le paghe anzi di non satisfar li grossi resti.

Sache gewonnen; die Unthätigkeit der Engländer verschaffte ihnen an einigen bedrohten Punkten freie Hand; Villars, der sie im Jahr 1712 abermals befehligte, faßte wieder den Muth, es auf eine Waffenthat ankommen zu lassen. Eben auf den Mittelpunkt jener Linien, Denain, warf er sich am 27. Juli mit aller seiner Macht. Vor den Augen Eugens, der durch den Bruch einer Brücke gehindert wurde, über die Schelde zu kommen, stürmte er die bei Denain aufgeworfenen Verschanzungen mit dem Schwert in der Hand und erfocht einen vollkommenen Sieg.

Daß er Paris gerettet habe, ist ein sein Verdienst übertreibendes Wort, denn die Gefahren, welche der Hauptstadt drohen konnten, waren noch sehr ferne; aber Villars hatte den Ruhm, das zurückkehrende Glück der Franzosen mit seinem Namen zu bezeichnen. Nicht allein mußte die Belagerung von Landrecies aufgehoben werden: Villars machte jetzt seinerseits Eroberungen: er nahm Quesnoy, Bouchain, Douai. Was lange nicht erlebt worden war, man hängte wieder eroberte Fahnen in den Kirchen von Paris auf.

Den vornehmsten Erfolg durfte man darin sehen, daß das Verständniß zwischen England und Frankreich befestigt, die Grundlage ihrer Verabredungen bestätigt wurde.[1] Auf dem schon seit dem Anfang des Jahres nach dem Wunsche der Königin von England in Utrecht versammelten Friedenscongreß machte man nunmehr Ernst mit den Verhandlungen. Zunächst sahen sich die Generalstaaten in der Nothwendigkeit, nachzugeben. Von den Engländern verlassen, von den Kaiserlichen nach der Niederlage bei Denain nicht mehr geschützt, von den Franzosen bedroht, erklärten sie sich bereit, den Frieden im Verein mit England zu schließen.[2] Im Jahre 1709 war ihnen

[1] Wie Torcy an Bolingbroke schrieb, que le roi étoit persuadé que l'avantage que ses troupes venoient de remporter, feroit plaisir à la reine, puisque ce seroit un moyen pour surmonter l'obstination des ennemis de la paix.

[2] Extrait des registres des résolutions des états généraux, 10 decembre 1712. Actes de la paix d'Utrecht II, 399.

die militärische Besetzung der spanischen Niederlande und der dem König von Frankreich entrissenen Grenzplätze unter dem Namen einer Barriere versprochen worden: zu diesen sollten nicht allein Menin, Ypern, sondern Tournay, Condé, Lille gehören. Es war ein Ersatz für die von den Franzosen bewilligte Schleifung von Dünkirchen, wenn die Engländer von den beiden letztern abstanden. Ludwig XIV. wünschte auch Tournay zurückzubehalten, das ihm zur Deckung seiner Grenzen von großem Werthe sei. Bolingbroke erwiderte, daß er aus Rücksicht auf seine heimischen Gegner so weit nicht gehen dürfe, aber er machte den Holländern Verzichtleistung auf jede weiterreichende Forderung zur Bedingung der Erwerbung dieses Platzes.

So war überhaupt das Verhältniß. Das englische Ministerium vermittelte zwischen seinen alten Verbündeten und dem König, den es früher mit ihnen bekämpft hatte, mit dem es aber jetzt einverstanden war. Bei den Entscheidungen, die es gab, mußte es jedoch auf vorangegangene Verpflichtungen und seine eigene Lage einige Rücksicht nehmen.

Dem Herzog von Savoyen, dem die Engländer die größten Sympathien widmeten, verschafften sie das Königreich Sicilien und, mit Ausschluß aller österreichischen Ansprüche, die Anerkennung seines Rechts auf die spanische Monarchie bei dem Aussterben der Linie Philipps V. Wenn Sicilien einmal nicht bei Spanien zu behaupten war, so hätte es Ludwig lieber seinem getreuesten Verbündeten, dem Kurfürsten von Baiern, als Entschädigung für alles das gegönnt, was er in den Niederlanden aufgeben mußte, aber das war den Engländern nicht abzugewinnen.[1] Auch eine bessere Grenze mußte Ludwig XIV. dem Herzog zugestehen, zufrieden, daß er nicht alles zu bewilligen brauchte, was Anfangs von ihm gefordert war. Die ausgesprochene Absicht der Engländer war, den Herzog, der nun als König erscheint, so mächtig zu machen, daß er in Italien dem

[1] Ruzzini: Troppo bene merita l'Inghilterra per incontrare dissenso sopra cui palesasse vera premura.

Haus Oesterreich Widerstand leisten könne. Von den Kronen, die ihm einst gegen Verzicht auf sein Erbland angeboten worden, ward die eine ihm nun wirklich zu Theil, und zwar zugleich mit einer Erweiterung seines angestammten Gebietes und seiner Rechte. [1]

Auch die königliche Würde Preußens und die Vergrößerung dieser Macht durch ein Quartier von Obergeldern auf den Grund alter Geldansprüche an die spanische Monarchie gab Ludwig XIV. nach.

Auf allen Seiten gingen Die, welche die Waffen gegen ihn getragen, stärker und mächtiger aus dem Kriege hervor; es war nicht anders, als daß auch der Macht von Oesterreich eine ansehnliche Verstärkung zuerkannt werden mußte. Wir wissen, welchen Werth es auf den Besitz von Mailand legte; an dem Streit darüber hatten sich alle Aussöhnungsversuche mit Frankreich gebrochen; als Kaiser Joseph seinem Bruder sein Anrecht auf die spanische Krone abtrat, ließ er sich bei diesem in seiner Eigenschaft als König von Spanien im tiefsten Geheimniß die Abtretung von Mailand zusagen. [2] Die Uebereinkunft zwischen England und Frankreich ging dahin, daß Carl VI., welcher Spanien verloren hatte, aber nun zum Kaiser erwählt worden war, Mailand, Neapel und die spanischen Niederlande behalten sollte. Aber schon diese Zugeständnisse verloren durch die Verstärkung von Savoyen und das den Generalstaaten eingeräumte Besatzungsrecht der wichtigsten niederländischen Festungen unendlich viel an ihrem Werth. Wie weit aber blieb das Anerbieten hinter den Hoffnungen zurück, die sich der kaiserliche Hof einst gemacht hatte. Carl VI. fühlte es als eine persönliche Kränkung, daß er Catalonien, welches ihm eine so große Hingebung bewiesen hatte und noch immer in den Waffen war, aufgeben sollte, ohne ihm auch nur seine Privilegien sichern zu

[1] Ruzzini: Si trovò felice à persuadere quanto volle e quanto le poteva giovare.

[2] Arneth, Leben von Guido Starhemberg 511.

können. Vornehmlich durch den Einfluß, den die herübergekommenen Catalonier auf den Kaiser ausübten, geschah, daß, indem Alles nachgab und die zwischen Frankreich und England verabredeten Entscheidungen annahm, der Kaiser die Waffen in der Hand zu behalten beschloß.

Ein großer Theil des Reiches stand dabei auf seiner Seite.[1] Die vordern Reichskreise, durch ein besonderes Abkommen mit der großen Allianz vereinigt, hatten den Krieg mit Standhaftigkeit ausgehalten, ohne Subsidien, nur in der Hoffnung, durch eine haltbare Einrichtung der Grenzlande gegen Frankreich sicher gestellt zu werden; sie hatten auf die Herstellung des Elsaß, der Bisthümer und selbst der freien Grafschaft gerechnet. Auch waren die englischen Minister bei der Eröffnung der Unterhandlungen noch der Meinung, die Bestimmungen des westfälischen Friedens und zwar nach der deutschen Auslegung herzustellen: später hielten sie fest, daß wenigstens Straßburg von Frankreich zurückgegeben werden müsse. Nach und nach aber ließen sie diese Gesichtspunkte fallen. Wenn ihnen Ludwig XIV. an allen anderen Seiten so Vieles einräumte, so forderte er dafür eine minder eifrige Befürwortung der Interessen des Kaisers.[2] Die Antipathie der Engländer, welche der Kaiser in den Unterhandlungen auf sich gezogen, fiel aber in ihren Wirkungen auf das Reich zurück. Vergebens beriefen sich die Reichskreise auf das geheiligte Königswort, die unter dem großen Siegel des Landes verpfändete Ehre von England. Die Toryminister hielten für gut, die ihnen in Bezug auf Handel und Colonien von Frankreich gewährten Zugeständnisse,

[1] Opposition faite par les plénipotentiaires dans les cercles. Lamberty VIII, 3.

[2] Bolingbroke an Stafford, 21. Nov. 1712. We may depend on every thing reasonable for the States for H. R. Highness (Savoy) and for all the alleys except the emperor, at whose expense the peace is likely to be made as the war has been at ours. Einer Nachgiebigkeit in Beziehung auf den Handel fügte Torcy die Erwartung bei von „moins de vivacité pour soutenir les demandes de la maison d'Autriche."

deren sie bedurften, um sich zu behaupten, durch Nachgiebigkeit in Bezug auf die deutschen Grenzen zu erwidern.[1] Straßburg diente zur Ausgleichung für St. Christoph und Neufoundland. England erklärte endlich, daß in Utrecht nicht der westfälische Friede, sondern der Ryßwik'sche Friede, der durch besondere Umstände für das Reich so höchst ungünstig ausgefallen war, zu Grunde gelegt werden sollte.

Da die Franzosen zugleich den Kaisertitel Carls VI. anfochten und andere die deutsche Ehre kränkende Forderungen aufstellten, so wurden die Verhandlungen auch von Seiten des Reichs abgebrochen: der Krieg fing wieder an.

An sich war es für Kaiser und Reich unendlich schwer, getrennt von England und Holland, den wieder siegreichen Heeren der Franzosen zu widerstehen: doch wäre es wohl möglich gewesen, wären nicht zu gleicher Zeit die mächtigsten und streitbarsten Reichsfürsten in Norden und Osten durch den schwedischen Krieg beschäftigt worden. Wie seit siebzig Jahren so oft, gereichte auch dießmal diese Combination dem Reiche zum Verderben. Indem die Deutschen auf der einen Seite Stettin von Schweden loszureißen suchten, verloren sie auf der andern Landau und Freiburg durch die Franzosen. Es war nicht die Absicht Carls XII., aber die unvermeidliche Folge der von ihm herbeigeführten Verwickelungen, daß jene Stellung, die er für unverträglich mit der Freiheit von Europa hielt, nun doch von Ludwig XIV. behauptet wurde.

Alle europäischen Verhältnisse wirkten zusammen, um den Frieden, welchen Frankreich wünschte, auch für Kaiser und Reich unvermeidlich zu machen.

Die beiden Generale, welche mit hohem Ruhm einander im Felde gegenüber gestanden, Eugen und Villars, wurden ausersehen, um über den Frieden zu unterhandeln. Sie kamen hiezu im Schlosse zu Rastadt, jedoch mit Instructionen, die

[1] Bolingbroke, Lettres I, 441.

noch sehr weit auseinander gingen, zusammen. Aber Niemand war so tief wie sie selbst von der Nothwendigkeit des Friedens überzeugt: endlich vereinigten sie sich auf Bedingungen, die für beide Theile annehmbar schienen: ihre Autorität und ihre Rathschläge brachten, wiewohl nicht ohne einigen Widerstand, ihre Höfe dazu, dieselben zu unterschreiben. (März 1714.)

Ludwig XIV. hatte gemeint, den Kurfürsten von Baiern zum König von Sardinien, wenn nicht von Sicilien zu erheben: er mußte einwilligen, daß diese Insel an den Kaiser überging, der sich dafür zur Herstellung der beiden Brüder von Baiern und von Cöln in ihre Besitzthümer anheischig machte. Auch auf der Herausgabe von Mirandula und Mantua bestand Ludwig XIV. nicht mehr. Die überrheinischen Festen Freiburg, Breisach und Kehl gab er heraus und versprach, die auf der Rheininsel und Hüningen gegenüber errichteten Befestigungen zu schleifen: aber er behielt das Elsaß und verstärkte es durch den Besitz von Landau. Die Ryßwiker Clausel, welche durch ein plötzlich zu Tage kommendes Einverständniß mit Oesterreich[1] aufrecht erhalten wurde, blieb auch in den Gebieten, die er früher zurückgegeben hatte, ein Denkmal seiner Herrschaft, verhaßt den Protestanten und ein Zunder zu neuem Hader. In diesen Schlußverhandlungen setzte Ludwig XIV. noch einmal seinen Willen durch.

In weltumfassenden Absichten hatte er den Krieg unternommen; eine Vereinigung überlegener Kräfte hatte ihn an den Rand des Verderbens gebracht; der Umschwung der europäischen Politik rettete ihm eine große Position. Zur Herrschaft über die Welt war Frankreich nicht gelangt, aber es blieb die größte Macht des Continents.

[1] Bolingbroke erinnert Stafford, 25. März 1714, daß England gegen diese Clausel (that scandalous clause) gewesen sei.

Sechzehntes Buch.

Innere Angelegenheiten in den späteren Jahren Ludwigs XIV.

Rückblick und Uebergang.

Ludwig XIV. betrachtete den Erbfolgekrieg als seine eigene persönliche Sache; durch seine Rechtsansichten und seinen Ehrgeiz, Beschlußnahmen, die hauptsächlich in ihm selbst einen historischen Grund hatten und tief im Innersten seines Wesens wurzelten, in den Momenten des Zweifels und der Krisis sein entscheidendes Wort, war derselbe hervorgerufen worden: entfernt von den Schauplätzen des Krieges nahm er doch den lebendigsten Antheil an seiner Führung. Mit wenigen Vertrauten, einem höchst ergebenen Minister, einem erprobten Kriegsverständigen entwarf er die Plane der Feldzüge; durch seine unmittelbare Thätigkeit wurden die Mittel der Kriegführung herbeigeschafft; er wählte die Feldherrn und gab ihnen ihre Anweisung; täglich liefen deren Berichte an ihn ein, die ihm nie zu ausführlich sein konnten. Man sieht ihn gleichsam, den Blick auf die Landkarte geheftet, die Bewegungen der Heere begleiten; er erwägt das Verhältniß nicht nur der feindlichen Macht zu der seinen, sondern der einzelnen Abtheilungen der Truppen zu einander, die relative Stärke der verschiedenen Waffengattungen, jeden Mangel und die Mittel, ihn zu ersetzen. Mit einem andern eben so vertrauten und ergebenen Minister wurden die auswärtigen Verständnisse und Verbindungen erwogen, die allezeit entscheidenden Einfluß auf die militärischen Bewegungen haben. In seinem Cabinet vereinigten sich alle Momente der großen sich vollziehenden Begebenheit; er allein besaß den vollen Ueberblick der einzelnen Handlungen und ihrer

Bedeutung für das Ganze. Seine Schreiben und Anordnungen athmen eben so viel ruhige Umsicht wie stetige Application, zuweilen persönliche Vorliebe für den einen und den andern seiner Führer, eine gewisse Ueberlegenheit über alle, die ihm aus seiner Stellung entspringt, niemals Leidenschaft; nicht eben militärischen Genius, aber mannigfaltige Einsicht und vor allem Methode und Fleiß, die hier besonders unentbehrlich sind, denn alles ist ein einziges, in einem großen Zusammenhang vorschreitendes, oder in vielfachen Conflicten zurückgedrängtes Unternehmen.

Wenn man, absehend von den einzelnen Vorfällen und ihrer materiellen Verkettung, den allgemeinen Ursachen nachforscht, welche die Unfälle der Franzosen herbeiführten, so darf man aussprechen, daß das Unternehmen Ludwigs zu groß für seine Kräfte war. Die Stellung, welche er nach der Anerkennung Philipps V. zugleich in Frankreich und den verschiedenen Provinzen der spanischen Monarchie, über die er gebot, einnahm, hatte einen so unermeßlichen Umfang zu Land und zur See, daß sie nur durch die lebendigste Mitwirkung aller Unterthanen der einen wie der andern Krone, eine gleichmäßige und populäre Anstrengung derselben, sich hätte behaupten lassen. Der Krieg war ein Krieg der Dynastie, der mit den zwar erhöhten, aber doch das Gewohnte nicht in dem hiezu erforderlichen Maße übersteigenden Kräften geführt wurde. Vom ersten Anfang an reichten sie nicht hin. Man darf behaupten, daß der Ausbruch des Krieges in Italien, von welchem alles andere abhing, hätte verhindert werden können, wenn die venetianischen Pässe und Clausen, durch welche der kaiserliche Heerführer vordrang, besetzt worden wären; diese Versäumniß aber rührte nicht sowohl von Rücksicht auf die venetianische Neutralität her, die von keiner Seite geachtet wurde, als von dem Mangel der zu einer nachhaltigen Besetzung derselben erforderlichen Truppenzahl. So ward Vendome später aus den Alpen abgerufen, weil man seiner Armee gegen Piemont bedurfte. Im Jahr 1706 wäre

vor allem für die französische Kriegführung nothwendig gewesen, die deutschen Heere jenseit der Etsch zu beschäftigen, oder jenseit des Po anzugreifen, um freie Hand gegen Turin zu behalten; dazu reichten aber die Streitkräfte nicht hin. Die Franzosen waren verloren, als ihre Feinde sich vereinigt hatten. Die entscheidende Niederlage an der Donau haben sie dadurch herbeigezogen, daß sie nicht am Oberrhein eine hinreichende Macht aufbrachten, um die Stellung der Kaiserlichen zu bedrohen, so daß Prinz Eugen dieselben verlassen und sich mit den Engländern vereinigen konnte. Villars klagt, daß er seine besten Leute im günstigen Moment aus Deutschland nach der Provence entsenden müsse. Wie ganz anders würden die Dinge bei Ramillies gegangen sein, wäre das französische Heer nicht durch die Absonderung einer großen Abtheilung, die nach dem Elsaß gegangen und noch nicht zurückgekommen war, geschwächt gewesen. So war es ihnen im Jahr 1708 unmöglich, da sie Brügge und Gent zu behaupten hatten, zugleich Lille zu entsetzen und die französischen Grenzen zu vertheidigen. Und wenn dieß mit der Landmacht der Fall war, für welche die vornehmsten Anstrengungen gemacht wurden, wie viel mehr mußte es bei der Seemacht hervortreten. Durch die Unfähigkeit der französischen Marine, der englischen den Eintritt in die portugiesischen Häfen zu verwehren, wurde der König von Portugal entweder wirklich veranlaßt, auf die Seite der Verbündeten zu treten, oder er konnte sich doch damit rechtfertigen. Er nahm dann den österreichischen Prätendenten des spanischen Thrones bei sich auf und verlieh seinen Ansprüchen dadurch Wirklichkeit, daß er ihn nach Castilien führte. Die Ueberlegenheit der englischen Seemacht auf dem Mittelmeere hat die Ereignisse von Barcelona erst möglich gemacht. Genug, dem in der Verbindung mit Holland doppelt starken seegewaltigen England, der so eben in den türkischen Feldzügen ausgebildeten Militärmacht von Oesterreich und den tapfern Heerschaaren der deutschen Fürsten, die sich um die Fahnen des Kaisers her vereinigten

und aus der Verbindung mit den Handelsmächten finanzielle Hülfsquellen sogen, war Frankreich mit aller seiner Macht, mit aller seiner Liebe zum Ruhme und seinen Anstrengungen nicht gewachsen. Das alte Bundessystem bestand nicht mehr. Ludwig XIV. konnte weder, wie Franz I., die osmanische Seemacht, noch, wie Richelieu, die schwedische Landmacht für sich aufrufen; durch die religiöse Haltung, die ihm die Erwerbung der spanischen Erbschaft erleichterte, hatte er die protestantischen Staaten, mit welchen in Allianz zu stehen mehreren seiner Vorfahren so überaus nützlich geworden war, von sich entfremdet. Die mindermächtigen europäischen Fürsten, welche Anfangs gewonnen wurden, liebten ein Verhältniß nicht, das ihnen nur Pflichten der Unterordnung und, was vielleicht das Unerträglichste ist, deren Gefühl und Bewußtsein aufnöthigte. Wenn die Franzosen durch die eigenen Hülfsquellen der spanischen Monarchie unterstützt zu werden gehofft hatten, so haben sie sich darin nicht ganz getäuscht; außer aller Berechnung und Erwartung aber lag der Ausbruch eines neuen Krieges in der pyrenäischen Halbinsel selbst, durch welchen es geschah, daß die französischen Streitkräfte, statt von Spanien aus verstärkt zu werden, daselbst eingreifen mußten und verbraucht wurden. Man hat häufig die Ursachen der Unfälle in der durch einen geheimen Einfluß veranlaßten falschen Wahl der Heerführer gesucht und Intriguen des Hofes mit den großen Erfolgen in Verbindung gebracht. Aber von vorn herein leuchtet ja ein, daß kein Talent der Welt fähig gewesen wäre, die Mängel der allgemeinen Lage zu ersetzen. Und geborene Feldherrn vom ersten Range gab es in diesem Augenblick nicht mehr. Woran es auch liegen mag, ob sich bürgerliche Unruhen eher eignen, außerordentliche Talente hervorzubringen, als geordnete Regierungen, — denn am meisten durch die Uebung der eingeborenen Fähigkeit auf dem Gebiete freier Gegensätze, im Kampfe selbst erstarkt der Geist und entwickelt alle seine Kraft, — oder woher sonst das Geheimniß in dem Wechsel der Begabungen der verschiedenen

Generationen rührt: unerwartet erscheint der Genius, oft aber wird er eben dann vermißt, wo man ihn am meisten bedürfte. Beim Ausbruch des spanischen Erbfolgekrieges lebte kein Condé noch Turenne, kein Crequy oder Luxemburg. Denn erst eine Stufe tiefer möchten doch Catinat, so besonnen und brav, Villars, so voll von glücklichem Unternehmungsgeist er war, Vendome, der seine glänzende Feldherrngabe durch Nachlässigkeiten verdunkelte, zu setzen sein. Diese aber und Andere, die ihnen zunächst standen, wurden im Laufe dieses Krieges noch durch ein besonderes Verhältniß gefesselt. Der König erschien nicht mehr im Feld, aber er hielt für rathsam, weil dadurch der Eifer der Untergebenen belebt werde, Fürsten aus souveränen Häusern oder auch Prinzen seines eigenen Stammes den Generalen zur Seite zu stellen oder als Oberbefehlshaber vorzuordnen. Diese entbehrten jedoch der Autorität und vielleicht der Gelehrigkeit, die ihm selber eigen gewesen war. Die Unglücksfälle von Höchstädt, Turin, Oudenarde, Lille sind eben unter dieser Combination, die da, wo Alles Einheit sein muß, Zwiespalt und Parteiung hervorrief, erlitten worden. Und auch die methodische Einwirkung des Königs aus weiter Entfernung, bei mangelhaften Verbindungsmitteln, konnte für die Einzelheiten der immer wechselnden Zustände der Kriegführung unmöglich vortheilhaft sein. Schon früher war die entscheidende Niederlage der Flotte von La Hogue nicht ohne seine Schuld erlitten worden; unter allen Umständen hatte er die Schlacht gefordert; daß sie Tourville lieferte, war ihm auch dann recht, als er sie verloren hatte. „Da geht der Mann," sagte er, als er ihn über den Schloßhof schreiten sah, „der mir gehorcht hat."[1] Wir berührten, wie Villeroy, welcher Tourville hierin noch übertraf, in seinem unglücklichen Angriff auf Chiari nur den Befehl des Königs vollzog und auf dessen Geheiß jene offensive Bewegung machte, die dann zu dem Unglück von Ramillies führte. Zu-

[1] Journal de Louis XIV. bei Daniel.

weilen sind auch Niederlagen erfolgt, weil man den ausgesprochenen Willen des Königs außer Acht ließ, zuweilen hat nicht der General, sondern der Prinz die bessere Meinung vertreten; aber diese nicht wohl zusammengreifenden Paarungen der souveränen Autorität und der Strategie zeigten sich nirgends förderlich.

Sah aber der König den Krieg als seine eigene Sache an, so empfand er auch die ungünstige Wendung desselben als ein persönliches Mißgeschick. Im Anfang bemerkte man wohl, wie ganz ungewohnt es für ihn war, Unfälle zu erfahren; nicht etwa in seiner äußern Erscheinung, die immer von gleichmäßig ruhiger Haltung blieb, aber in dem Innern der zurückgezogenen Häuslichkeit; die Gefährtin, die er sich für dieselbe gewählt hatte, versichert jedoch, in Kurzem sei sein Muth und sein Vertrauen wieder zurückgekehrt und wachse mit den Unglücksfällen. Den bittersten Eindruck machte ihm der Rückschlag, welchen der Feldzug von 1708 für den guten Ruf des Herzogs von Burgund hatte. Bald aber ließ der Ernst der Begebenheiten auch das Gefühl für den Enkel in den Hintergrund treten: Frankreich selbst, die gesammte Machtstellung und die alte Ehre mußten vertheidigt werden. Der König ging in Selbstentäußerungen und Beschränkungen, wie er denn sein goldenes Tafelgeschirr in die Münze schickte, denn er wolle gern entbehren für die Nation, die so viel für ihn thue, dieser voran. Er blieb immer derselbe, der er gewesen war; man bewunderte nach wie vor seine hohe und große Miene; er zeigte sich gelassen, muthig, nicht hartnäckig, vielmehr zu Nachgiebigkeiten entschlossen, die man von ihm kaum erwarten sollte; an Gesinnung wenigstens war er den Ereignissen gewachsen.

Vergegenwärtigen wir uns die, wenn nicht immer bewunderungswürdige, aber allezeit großartige Erscheinung dieses Fürsten auch in seiner unmittelbaren Umgebung.

Erstes Capitel.

Familie und Hof Ludwigs XIV.

Für die unbedingte Autorität Ludwigs XIV. bildete es ein Moment, daß er einen Sohn hatte, der sich seinen Ideen vollkommen anschloß, und einen Bruder, der weit davon entfernt war, sich denselben zu widersetzen. Welche Verwirrungen hatte unter den letzten Valois der Gegensatz der jüngeren Brüder gegen den älteren, der an der Regierung war, z. B. Alençons gegen Heinrich III., hervorgerufen. Wie viel hatte noch Gaston von Orleans Ludwig XIII. und dem Minister desselben, Cardinal Richelieu, zu schaffen gemacht! Aber der Bruder Ludwigs XIV., Philipp, der seinen Titel Anjou nach dem Tode Gastons mit dem eines Herzogs von Orleans vertauschte und diesen auf seine Nachkommen vererbt hat, fühlte und betrug sich nur als gehorsamer Unterthan. Er nahm an den Kriegen des Königs Antheil und hat eine und die andere seiner Schlachten mitgefochten; er ahmte ihm nach in seinen Bauten, übrigens aber sah er in seinem hohen Range nur gleichsam die Berechtigung, seinen persönlichen Gelüsten freien Lauf zu lassen, und war zufrieden, darin nicht gestört zu werden; in die Politik mischte er sich nicht. Zwei sehr verschiedene Motive wirkten zu seiner Unterwürfigkeit zusammen: fortwährendes Geldbedürfniß, für sich und seine Günstlinge, das nur eben der König befrie-

digen konnte, und dessen angeborne, anerkannte geistige Ueberlegenheit.[1]

Die erste Gemahlin des Herzogs von Orleans, Henriette von England, stand dem König Ludwig in seinen politischen Unterhandlungen mit glücklichstem Erfolg bei; die Rechte der zweiten, Elisabeth Charlotte von der Pfalz, dienten ihm, um seine Angriffe auf die deutschen Grenzländer zu begründen, wie wir wissen, zu ihrem tiefsten Herzeleid. Einen größern Gegensatz wird es selten gegeben haben, als den zwischen diesen beiden Prinzessinnen. Die erste, vollkommen schön und liebenswürdig, glücklich in der französischen Lebensweise, von französischen Gefühlen durchdrungen, wie überhaupt die spätern Stuarts, Kinder einer französischen Prinzessin; — die andere, wovon Niemand mehr als sie selbst zu sagen weiß, ohne alle Schönheit noch Anmuth; ein kräftiges Kind der Natur, unverbildet und derb, gegen Jedermann und über alle Dinge grad heraus, unversöhnlich, wenn man sie beleidigte, überhaupt nicht leicht in der Stimmung, die Dinge zum Besten zu kehren, nur wenig gefügig, durch und durch deutsch, so daß sie kaum einen Anflug französischer Gesinnung in sich aufnahm. Mitten im Gewühle des Hofes einsam, fühlte sie sich mit ihrem Bedürfniß vertraulicher Mittheilung auf entfernte Verwandte angewiesen, denen sie warme und ausschließende Sympathien widmete: ihre Briefe gehören zu den merkwürdigsten Denkmalen der deutschen Sprache, die dort in Versailles in ihrer ureigenen Kraft geschrieben wurde; auch durch die philosophisch-religiöse Gesinnung, die sie athmen, sind sie bemerkenswerth. Elisabeth Charlotte war überzeugt, daß ihre Vorgängerin durch die Günstlinge ihres Gemahls umgebracht worden sei, und ihr ein ähnliches Schicksal zugedacht werde. Die Feindseligkeiten, mit denen diese Menschen sie umstrickten, der schlechte Ruf, den sie ihr zu

[1] Ich folge hier vornehmlich den ausführlichen Berichten seiner Gemahlin und gebe den Eindruck, den sie mir in Bezug auf die Wahrheit der Thatsachen gemacht haben.

machen suchten, fielen ihr so unerträglich, daß sie einst, nach zehnjähriger Ehe, den Entschluß faßte, sich in ein Kloster zurückzuziehen. Der König suchte ihr das Vorhaben durch gute Gründe auszureden; als sie darauf bestand, verbot er es ihr als ihr König, denn sie sei die Gemahlin seines Bruders, dessen Ehre dadurch Abbruch leiden würde, sie habe eine hohe Stellung am Hofe und müsse dieselbe behaupten; er selbst wolle sie nicht entbehren.[1] Nachdem er als König geredet, erfüllte er auch die Pflichten eines Schwagers und versöhnte sie mit ihrem Gemahl. Er hatte schon einst durch seine Theilnahme ihre Anhänglichkeit gewonnen: als sie auf der Jagd vom Pferde stürzte, und er, von Schreck ganz blaß geworden, herbeikam und Sorge für sie trug. So wenig sie seine Politik billigte oder seinen religiösen Bestrebungen beipflichtete, so widmete sie ihm doch Zeit seines Lebens eine reine, und dabei von lebhafteren Gefühlen weder gehobene noch gestörte Hinneigung; sie erklärt ihn nicht allein für den wohlgesittetsten, höflichsten Mann in seinem Reich, sondern auch für den bestgesinnten und wohlwollendsten, wenn er nur seinen eigenen Ansichten folge.

Der Dauphin, Ludwig, auf dessen Herkunft und Rechte sich alle jene Verwickelungen der spanischen Succession begründen, war mit vieler Strenge erzogen und sehr methodisch unterrichtet worden. Er ward von seiner Umgebung behandelt

[1] Seine Worte sind werth, auch hier wiederholt zu werden. Eh bien, Madame, puisque je vois que c'est véritablement votre intention, d'aller à Maubuisson (wo eine ihrer Tanten Aebtissin war), je veux vous parler franchement. Otez cela de votre tête: car tant que je vivrai, je n'y consentirai point et my opposerai hautement et de force. Vous êtes Madame et obligée de tenir ce poste, vous êtes ma belle-sœur, et l'amitié que j'ai pour vous ne me permet pas, de vous laisser aller me quitter pour jamais; vous êtes la femme de mon frère: ainsi je ne souffrirai pas que vous lui fassiez tel éclat, qui tournerait fort mal pour lui dans le monde. Ne songez pas non plus à combattre ces raisons. (Vgl. S. W. Bd. XIII, 28.)

wie ein Bürgersohn; sein Gouverneur galt als ein Mann von rauhen Sitten und hatte jede Schmeichelei verpönt. Der Dauphin ist derselbe, zu dessen Gebrauch die einst in den Schulen wohlbekannten Ausgaben der Classiker in usum Delphini bestimmt waren; sie sollten dem unmittelbar bei der Lectüre hervorspringenden Bedürfniß der Erläuterung schwieriger Stellen dienen[1] und dabei keinen moralischen Anstoß geben; denn einen allseitig gebildeten, sittlich reinen, thatkräftigen und ruhmliebenden Fürsten wollte man für Frankreich erziehen.[2] Bossuet hat seinen Entwurf einer Universalgeschichte, eine Art Handbuch der Politik, und eine Einleitung in die Philosophie eben für den Dauphin, dessen Lehrer er war, geschrieben. Es scheint aber, als habe man durch die Strenge der Disciplin und diesen Umfang des Unterrichts den Schwung der Seele und des Talents, der einen Menschen bedeutend machen kann, eher zurückgedrängt als belebt. Dem Lehrer selbst, der sich erst hiebei recht ausbildete, und dem großen Publikum sind diese Studien und Schriften bei weitem mehr zu Statten gekommen, als dem Zögling, der das mit nichten wurde, was man aus ihm machen wollte. Nur den monarchisch-kirchlichen Gesichtspunkten, in denen sich die Lehre Bossuets und die Staatsverwaltung seines Vaters begegneten, schloß er sich mit ganzer Seele an; die dynastischen Tendenzen faßte er fast mit noch größerem Feuer auf, als dieser selbst. Uebrigens konnte es einen gehorsameren, verehrungsvolleren Sohn nicht geben, als der Dauphin war; vor der mächtigen und angebeteten Persönlichkeit des Königs trat er nicht nur vor der Welt, sondern in seinem eigenen Bewußtsein in Schatten; er hatte keinen Willen gegen den Willen seines Vaters.

Elisabeth Charlotte hegte den Wunsch, daß die Tochter ihrer Tante von Hannover, deren Namen sie trug, Sophie

[1] Huet versichert, daß die Idee von Montausier stamme.

[2] De institutione Ludovici Delphini ad Innocentium XI.

Charlotte, später erste Königin von Preußen, mit dem Dauphin vermählt werden möchte; sie überwand sich sogar so weit, um darüber mit ihrem Gemahl und mit Louvois zu sprechen. Aber schon war das Augenmerk auf eine andere deutsche Prinzessin, Christine, aus dem auch hier mit dem pfälzischen rivalisirenden bairischen Hause gerichtet; als Elisabeth Charlotte durch einige Schwierigkeiten, auf welche diese Unterhandlung stieß, muthig gemacht, dem König von ihrem Vorschlag sprechen wollte, — sie hatte sich in Gedanken alle Gründe dafür zurecht gelegt, — fand sie denselben doch so entschieden für Baiern, daß sie gar nicht wagte, ihren Wunsch zu äußern. Aus der Ehe des Dauphin und der baierischen Prinzessin entsprang im August 1682 ein Knabe, durch welchen die Succession weiter festgestellt wurde. Es ist charakteristisch, welchen Enthusiasmus dieß Ereigniß erweckte. Der König, dem die Geburt des Enkels noch größere Freude machte, als einst die Geburt seines Sohnes, verkündigte sie in Person dem in den Vorzimmern des Dauphins zu Versailles versammelten Hofe, wo sich dann Alles drängte, ihm die freudigste Theilnahme zu bezeugen; er ließ geschehen, daß man ihn umarmte, Jeder, der da war; so ward er von der Menge nach seinen Zimmern begleitet, fast getragen. Man betrachtete sich eben wie eine einzige Familie. In Paris wiederholten sich Scenen des Jubels, wie sie einst bei der Geburt des Königs selbst vorgekommen waren. Den Titel von Burgund empfing das Kind zum Andenken an die vor Kurzem wieder eroberte und mit dem Herzogthum vereinigte freie Grafschaft Burgund. Eine Medaille bezeichnete ihn als die zweite Hoffnung des Reiches.

Deutsche Prinzessinnen sind nicht glücklich in Frankreich: auch die Dauphine war es nicht. Treulosigkeiten ihres Gemahls während ihrer Schwangerschaften und Kindbetten, die Unordnungen, die hierüber in ihrem Hofhalte ausbrachen, trübten ihr Leben, das nur kurz war, und erfüllten es mit Unlust. Sie setzte den Unannehmlichkeiten Geduld und Gut-

müthigkeit, in schwierigen Fällen eine wohlüberlegte kluge Schonung entgegen. Bei weitem liebenswürdiger und weicher als Elisabeth Charlotte, trat sie doch mit derselben in das innigste Verhältniß. Alle Antipathien verschwanden in der Fremde, wo sich Beide noch von andern, ihnen gleich widerwärtigen, fast unverständlichen Zuständen umgeben sahen.

Eines Tages lustwandelte Elisabeth Charlotte in St. Germain mit dem Erzbischofe von Rheims, der sich zugleich als Herzog und Pair bezeichnete. Auf seine Frage verhehlte sie ihm nicht, daß sie zwischen dem, was man in Deutschland und dem, was man in Frankreich Herzog nenne, einen ungeheuren Unterschied wahrnehme: dort bezeichne das Wort geborene Fürsten und freie Herren, hier nur einen von der Regierung gegebenen Rang, wie ihn ein Wesir in der Türkei bekleide.

Selbst die Prinzen von Geblüt, so viel höhere Ansprüche sie auch machten, setzte sie tief unter die deutschen Fürsten. War doch der große Condé mit einer Nichte des Cardinals Richelieu, der Prinz von Conty mit der Nichte des Cardinals Mazarin vermählt, die Beide nichts weniger als von großer Herkunft waren. Man prahle, sagte die Herzogin, in diesen Häusern mit Größe, wisse aber nicht, worin dieselbe bestehe; bei weitem besser fühle das ein deutscher Fürst, welcher keine bürgerlichen Verwandten habe, und Niemandes Unterthan sei.[1]

Denn die Autorität der Krone, welche keine Selbständigkeit neben sich duldete, die Centralisation der Gewalt, welche Denen, die sie verwalteten, ein hohes persönliches Ansehen verlieh, dem sich Alles unterwarf, hatten der französischen Gesellschaft eine ganz andere Gestalt gegeben, als die deutsche, in der jene wirksamen Elemente eben fehlten, annehmen konnte. In Deutschland beherrschte das Geburtsrecht die Verfassung, wie an den Höfen, so im Adel und in den Städten bis in

[1] An die Churfürstin: Also kein Wunder, daß die Grandeur mehr in Deutschland ist, als bei den Prinzen du sang, so stolz diese auch sein mögen.

die Bauerschaften hinab; in Frankreich überwog der Antheil an der Macht das Recht der Geburt oder war ihm gleich: Bastarde und Emporkömmlinge hatten eine glänzende Stellung.

Und wenn man bisher in dem obersten Kreise, aus dem die successionsfähigen Prinzen hervorgingen, an dem Princip der Ebenbürtigkeit festgehalten hatte: so kam man so eben auch da mit dem entgegengesetzten in auffallende Beziehungen.

Ludwig XIV. hielt sich als Vater für verpflichtet und als König für berechtigt, den Kindern, die aus seinen illegitimen Verbindungen entsprungen waren, den höchsten Rang zu verschaffen. Er wollte die Herkunft derselben öffentlich nicht nur zur Erscheinung kommen lassen und von nichts hören, als daß sie seine Kinder seien; in der Acte, durch welche er seine Söhne von Frau von Montespan legitimirte, war der Name der Mutter absichtlich nicht genannt; sie erhielten den Namen Bourbon, wie die Prinzen von Geblüt, und einen Titel von französischen Landschaften: der ältere den nämlichen, welchen einst die stolzen Guisen geführt hatten, von dem Herzogthume Mayenne, oder Maine; der jüngere den eines Grafen von Toulouse. Jener ward als der Träger der Familie betrachtet und mit Gunstbezeugungen überhäuft. Mademoiselle de Montpensier, die der königlichen Gnade gerade in einem besondern Falle bedurfte, ward durch die Rücksicht auf die Vorliebe Ludwigs XIV. für Maine bewogen, einen Theil ihrer reichen Besitzungen, z. B. das Schloß Eu, an welches ihr Gedächtniß sich so besonders knüpfte, demselben zu hinterlassen; auch das Gouvernement von Languedoc erhielt er, das früher für die echten Prinzen so oft ein Gegenstand des Ehrgeizes gewesen war. Eine Nachwirkung, die Niemand ahnen konnte, hatte es, daß ihm unter andern großen Stellen auch die eines Colonel-General der Schweizer zu Theil wurde. Der Graf von Soissons hatte sie bisher besessen, und man meinte damals, daß sie dem französischen Herkommen gemäß an dessen Sohn gelangen würde; doch ward dieser übergangen. Wer ist es aber,

der hier dem unechten Sohne des Königs nachgesetzt wurde? Es war der Prinz Eugen von Savoyen, der, hierüber und über einige andere Zurücksetzungen mißvergnügt, den französischen Hof verließ und in die Dienste des Kaisers trat, in denen er jene wundervolle und für Frankreich verderbliche Thätigkeit entwickelte, deren wir gedacht haben. Zur Rechtfertigung Ludwigs mag sich Manches sagen lassen:[1] die historische Thatsache ist, daß er durch diese Begünstigung einen Offizier aus seiner Armee verlor, dessen damals freilich unter unangenehmen Formen verborgenes Talent ihm eben so nützlich hätte werden können, wie später seinen Feinden.

Besonders durch die engste Verbindung mit den Prinzen von Geblüt suchte Ludwig XIV. seinen natürlichen Kindern eine hohe Stellung für immer zu sichern. Seine Tochter von Frau von Lavalliere vermählte er mit dem Prinzen Louis Armand von Conty; die älteste Tochter von Frau von Montespan schon in sehr frühen Jahren mit dem Enkel des großen Condé Louis de Bourbon, der als Monsier le Duc erscheint. Die erste galt als eine der schönsten Frauen von Frankreich; auch als sie durch die Blattern einigermaßen entstellt wurde, fiel sie durch ihre Gestalt und hohe Miene in die Augen. Die zweite war voll von Geist und Ehrgeiz. Der Duc de Maine ward mit einer Enkelin des großen Condé verheirathet, der König drückte seine Genugthuung über diese Verbindung durch seine Anwesenheit bei der Hochzeit aus.[2]

Welch ein Abstand von den Zeiten, als die Condés einem König den Thron streitig machten, einem andern, dem jungen

[1] Elisabeth Charlotte selbst nimmt die Partei des Königs; der Prinz hatte ihr einen sehr schlechten Eindruck zurück gelassen.

[2] Elisabeth Charlotte: 26. März 1711 an die Churfürstin: Mons. le prince, Mme du Maine Herr Vater machte groß Werk von faveur, meinte, er werde durch Mons. und Madame du Maine ganz Frankreich regieren. — Ich erspare mir, mehr einzelne Stellen aus diesem Briefwechsel zu citiren, dem es an einem ausführlichen Auszug nicht fehlen wird.

Ludwig XIV. selbst, den Eintritt in die Hauptstadt verwehrten! Jetzt aber war ihr Stolz gebeugt, und sie wünschten nur der Gnade theilhaftig zu werden, die aus einer so nahen Verbindung mit dem König selbst hervorging, wie ihnen denn sogleich sehr namhafte Vortheile zuflossen. All ihr Glück und ihre Macht sahen sie in der königlichen Gunst.

Es war, als ob der König die großen Minister, von denen die Verwaltung des Staates auf ihn übergegangen war, sich auch hierin zum Muster genommen hätte. Wie sie ihre Stellung benutzt hatten, ihre Angehörigen emporzubringen und Denen die Vortheile des Staates zuzuwenden, die mit ihnen in verwandtschaftliche Beziehungen traten, so verfuhr auch er. Die Prinzen von Geblüt und seine legitimirten Kinder bildeten nun eine einzige große Familie, die, durch Reichthum und Stellenbesitz ungemein mächtig, doch vor allem ihn mit unbedingter Hingebung verehrte.

Immer weiter schreitend, zumal da die Erbfolge aus ebenbürtiger Ehe durch die Geburt eines Enkels gesichert war, zog Ludwig XIV. auch das Haus Orleans in diese Verbindung. Er vermählte den Sohn seines Bruders mit seiner jüngsten Tochter von Frau von Montespan. Man kann denken, was Elisabeth Charlotte dabei litt; aber ihr Gemahl war dafür, und bei ihrem Sohne wirkten ihre Gegenvorstellungen nicht; sie mußte erleben, daß eine Schwiegertochter in ihr Haus kam, welche ihr dessen unwürdig schien, und deren Ansprüche ihr doppelt lästig fielen. Sie war nur glücklich, daß sie ihre eigne Tochter vor einer ähnlichen Verheirathung bewahrte.

In diesem Familienkreise engster Verwandtschaft war doch der Rang eines Jeden nach dem Grade, in dem er dem König näher oder ferner stand, genau festgesetzt.

Die erste Classe bildeten die königlichen Kinder und Enkel; nicht jedoch ohne eine gewisse Abstufung. Der Sohn des Königs, voraussetzlicher Thronfolger, durfte von dem Bruder desselben kleine Dienstleistungen erwarten; Madame schlechthin

würde die Tochter des Königs gewesen sein: Elisabeth Charlotte bemerkt, hätte eine solche gelebt, so würde sie, die Gemahlin seines Bruders, Madame Duchesse d'Orleans geheißen haben; ihre Schwiegertochter würde durch Hinzufügung des Artikels als Enkelin von Frankreich bezeichnet worden sein.

Mit den Kindern der Enkel Frankreichs fing die Classe der Prinzen von Geblüt an: sie standen um vieles tiefer. Sie durften nur in großer Ceremonie mit dem König speisen; im Schlosse hatten sie keine Garden, in der Messe keine eigenen Capellknaben, welche für die Mitglieder der engeren Familie Fackeln in der Hand hielten; nur diesen reichte der Priester das Corporale zum Kusse dar. Den Prinzen von Geblüt gebührte nur das Prädicat: hochfürstliche Durchlaucht (Altesse sérénissime); es war ein Mißbrauch, wenn man sie königliche Hoheit nannte, und da sich derselbe nicht wohl abstellen ließ, so verbat sich der König diese Bezeichnung für seinen dritten Enkel, den Herzog von Berry; auch die Herzogin von Orleans hatte an derselben keine Freude.

Für die Damen war unter den Prinzen von Geblüt die Einrichtung getroffen, daß die Unverheiratheten hinter den Verheiratheten hergingen. Es wurde ein Gegenstand sehr ernster Streitigkeiten, daß man den Damen aus dem Haus Orleans, das nur ungern den Rang der Kinder und Enkel verließ, anmuthete, sich diesem Gebrauch zu fügen.

Die nächste Stelle nach den Prinzen von Geblüt nahmen die Ducs und Pairs ein; doch war der Abstand sehr merklich. In dem Parlament wurden die Prinzen von zwei Huissiers empfangen und zu ihren Carrossen zurückgeführt, den Ducs und Pairs ward diese Ehre nur ein einziges Mal, bei ihrer Aufnahme erwiesen. Jene wurden bei der Umfrage mit dem Hut in der Hand begrüßt und gleichsam demüthig gebeten, ihre Meinung zu sagen; diese wurden bei ihren Namen aufgerufen.

König Ludwig XIV. stellte seine legitimirten Söhne den

Prinzen von Geblüt nicht in allen Dingen gleich. Die Herzogin von Maine, aus dem Hause Condé, galt immer für vornehmer als ihr Gemahl; wenn sie ihre Namen gemeinschaftlich zu unterzeichnen hatten, so zeichnete sie zuerst. Aber er wollte sie doch auch von den Ducs und Pairs unterscheiden; endlich gab er ihnen einen zwischen beiden liegenden Rang. Bei dem Besuch des Parlaments z. B. sollten sie allezeit empfangen und zurückbegleitet werden, aber nur von einem Huissier, man sollte sie bei ihrem Namen aufrufen, aber zugleich den Hut in der Hand behalten.

Diese kleinen Bestimmungen wären unwürdig, in ein Geschichtsbuch aufgenommen zu werden, wenn sie nicht das Augenmerk der ganzen Gesellschaft, die sich nach dem beherrschenden Mittelpunkte richtete, gebildet, die Leidenschaften erweckt und in dem Zusammengreifen aller Dinge auch historisch bedeutende Folgen hervorgerufen hätten. Bei St. Simon kann man sehen, wie tief jeder den Legitimirten gewährte Vorzug die Ducs und Pairs verletzte und ihnen eine oppositionelle Stimmung gab.[1]

Kehren wir wieder zu dieser Familie und ihrer Lebensweise zurück, so finden wir die selbständigen Mitglieder derselben beschäftigt, sich wenigstens auf dem Lande einen eigenen Hofhalt zu bilden.

Der Dauphin baute Meudon; er machte sich eine Ehre daraus aufzuzählen, wie viel er darauf wende. In St. Cloud wetteiferte Philipp von Orleans mit seinem Bruder dem König; was Le Brun für diesen, sollte Mignard für ihn leisten; auch mit einigen Gemälden aus der Heidelberger Erbschaft seiner Gemahlin schmückte er das Schloß. Der Garten, der durch eine Anzahl einzelner Erwerbungen erst gebildet wurde, ist ein Meisterstück von Le Notre.[2] So suchten Duc und Duchesse de Maine die alten Anlagen von Sceau zu vollenden; neue Gallerien

[1] Ausführliche Auseinandersetzung, T. XI, Chap. 16.

[2] Vatout: Le Palais de St. Cloud, 124 ff.

entstanden im Schloß, neue Springbrunnen, umschlossene schattige Gehege im Parke.

Alles dieß trat jedoch vor den Schlössern und Anlagen des Königs selbst in den Hintergrund. Der Ursprung des Schlosses zu Versailles ist zufällig; sehr allmählich ist es ausgebaut worden, und wie hätten sich die Mängel beseitigen lassen, die hiemit unvermeidlich verbunden waren? Wie das Ganze vor Augen steht, ein Mittelschloß, von beiden Seiten und im Rücken von zwei mächtigen Flügeln umgeben, nach der Front hin offen, nach den verschiedenen Seiten von weiter Aussicht, reich an Sälen und Gallerien, in denen sich ein zahlreicher Hof mit Behagen bewegen kann, ist es doch eins der großartigsten Gebäude, das je ein Fürst für seinen Hofhalt aufgerichtet hat. Man befand sich wohl daselbst; es war für alles Raum. Für den König bildete es fast die größte Lebensfreude, auch seine Gärten auszuschmücken: wie in Versailles, so in Marly und Trianon; wie ein Meister, der sein Kunstwerk vollkommen machen will, fand er unaufhörlich daran zu bessern. Elisabeth Charlotte beschreibt, wo sie in Marly bei der Abreise einen Weiher gelassen, da habe sie bei der Wiederkunft einen Wald gefunden, und umgekehrt; der König selbst liebte im Park herumzuführen, die Hügel und Cascaden zu zeigen. Das Eigenthümliche bestand daselbst in der Verbindung zwischen Gesellschaft und Landleben. Man fuhr durch die Alleen des Thiergartens, die sich bereits wie Gewölbe schlossen, nach der Maillebahn, wo man in der Mittagshitze spielen konnte, ohne von der Sonne belästigt zu werden; die Felder, die sich öffneten, und ihre ländlichen Beschäftigungen boten das Bild einer flandrischen Landschaft dar. Unfern erhob sich Trianon, dem die Quellen und kleinen Bäche, in deren Mitte man es sich bequem machen konnte, um der erfrischenden Kühle zu genießen, einen besonderen Reiz gaben.

Man sagte von diesen Schlössern, Versailles habe der König für den Hof gebaut, Marly für seine Freunde, Trianon

für sich selbst. Es galt schon für eine große Gunst, in Marly aufgenommen zu werden: Trianon behielt der König nur den engsten Kreisen vor.

Daß nun aber das Leben in diesen Palästen gesellschaftlich angenehm oder mit Geist gewürzt gewesen wäre, läßt sich nicht sagen. Bei Tafel ward kein Wort gesprochen; Unterhaltungen über öffentliche Angelegenheiten wurden nicht gerne gesehen und schienen nicht schicklich. Die Conversation beschränkte sich immer mehr auf die kleinen Vorfälle des täglichen Lebens. Ein Glück, daß das Schauspiel bei Hof nicht abgeschafft wurde, wie man zuweilen vorhatte. Elisabeth Charlotte rühmt es an ihrem sonst freudenlosen Dasein, daß sie nur eine Treppe herab zu steigen brauche, um in den Schauspielsaal zu treten, wo man hauptsächlich alte bewährte Stücke gab und einen und den andern guten Sänger hörte. Sie merkt an, daß das Neue, was man vortrage, bei Hofe häufig eine andere Beurtheilung finde, als in der Stadt. Denn diese Elemente schieden sich täglich mehr. In der Stadt verschwand unter anderem in der Kleidung, was man den großen Anzug nannte, in Versailles hielt man ihn fest. Eine falsche Vorstellung wäre es, die Anregungen, welche der Geselligkeit aus einem unbestimmten oder wechselnden Verhältniß der beiden Geschlechter entspringen, an diesem Hofe vorauszusetzen. Alles, was hieran erinnern könnte, gehört der Stadt an und berührt den Hof nur als Erzählung und Gerücht.

Wenn man fragt, worauf sich noch am meisten die Unterhaltung richtete, so waren das den Briefen zufolge die Confinien des irdischen und des jenseitigen Lebens, mit denen sich die der Beschränkung ihres Daseins bewußten Menschen so gern beschäftigen. Erscheinungen nach dem Tode zur bestimmten Zeit, eingetroffene Träume, ob an den Erzählungen davon etwas Wahres sei oder nicht; Zauberkünste, die sich zuweilen mit dem Meßopfer vergesellschafteten, Einwirkungen der Genien, welche das Verborgene entdecken, nach langem Zeitraume wiederkehrend

den Tod verkündigen. Aber dazwischen treten dann die Nachrichten von den Schlachten und Feldzügen. Die Aufmerksamkeit ist nicht allein auf den allgemeinen Ausschlag, sondern auf das mehr oder minder tapfere Verhalten der Prinzen gerichtet. Zu dem Ruhme der Einen sahen die Andern scheel. Zuweilen schien es wohl, als erlaube sich der Commandirende bei seinen Berichten auf persönliche Verhältnisse Rücksicht zu nehmen und eben solche Dinge zu schreiben, die man gerne hörte.

Bald aber war das Interesse Aller von den großen Unfällen gefesselt. Wie Unzählige wurden durch die mörderischen Schlachten in Trauer versetzt. Alle empfanden das Mißgeschick als ein gemeinschaftliches.

Um die Prinzen und Prinzessinnen gruppirten sich in Versailles die Männer von vornehmer Abkunft, denen ihre gesellschaftliche Stellung den Aufenthalt am Hofe erwünscht und rathsam machte. Ein Jeder hielt sich vorzugsweise an eine oder die andere Persönlichkeit oder Familie, und betrachtete deren Interessen als seine eigenen. Unter einander sahen sie sich besonders bei dem Oberstallmeister Duc d'Armagnac, der täglich, Mittags und Abends, offenes Haus hielt; da wurden dann die öffentlichen Angelegenheiten besprochen; die politischen Handlungen und hauptsächlich die militärischen, die Bewegungen der Heere, die Eigenschaften der Führer, auch nicht selten die diesen ertheilten Befehle einer scharfen Kritik unterworfen. In den Memoiren von St. Simon besitzt man ein Abbild dessen, was gesprochen wurde, wie man es zuweilen combinirte, wie die Parteistellung eines Jeden sich mit seinem Urtheil verflocht. Was in Wahrheit die Absichten, Entschlüsse, bewegenden Gründe waren, davon wußte man nur wenig. Dieß blieb dem höchsten Kreise vorbehalten, der weder von den Prinzen, noch von den Hofleuten erreicht wurde, dem König mit den vertrautesten Ministern und Generalen. Hier ward alles in tiefem und unbedingtem Vertrauen berathen und in ein unverbrüchliches Stillschweigen verhüllt. Niemand sonst hatte davon Kunde, als Frau von Maintenon.

Es ist der Mühe werth, daß wir uns die Stellung dieser Frau noch besonders vergegenwärtigen.

Sie war, wie wir wissen, die Pflegemutter der natürlichen Kinder des Königs, denen sie Ehrfurcht und Liebe für sich selbst und für ihn eingeflößt hatte. Eine Erzieherin von Profession, hatte sie sich zum Gesetz gemacht, mit Kindern sobald als möglich vernünftig zu sprechen, was, sobald es nur auf angenehme Weise geschehe, immer den besten Erfolg habe.[1] Auf diesem Wege hatte sie die legitimirten Kinder des Königs gewonnen, denen sie lieb war, selbst wenn sie bestrafte, während sie die Launen ihrer Mutter unerträglich fanden. Frau von Montespan ward in Entfernung gehalten; die Kinder durften ihre Mutter nicht Mutter nennen. Und größere Dienste, als diese jemals vermocht hätte, leistete ihnen die Erzieherin in der Stellung, die sie ihr wieder durch ihre Anhänglichkeit behaupten halfen. Auch der Sohn und der Bruder des Königs, die nur durch ihre Vermittlung Eines und das Andere auszuwirken vermochten, schlossen sich ihr an. Gerade daß sie keinen äußerlichen Rang besaß, ward ihr vortheilhaft. Hätte sie sich zur Königin wollen erklären lassen, so würde sie Eifersucht hervorgerufen, das Vertrauen der Prinzen verloren haben.[2]

Im November 1696 langte Maria Adelaide von Savoyen, kraft jener Abkunft, die dem damaligen Krieg eine andere Wendung gab, zur Gemahlin des Herzogs von Bourgogne bestimmt, am französischen Hofe an; sie ward wie ein neu aufgehendes Gestirn begrüßt. Noch war sie, so wie ihr Bräutigam, fast ein Kind, auch die Vermählung, welche im December 1697,

[1] An Madame des Ursins II, 383.

[2] Languet, Mémoires pour servir à l'histoire de la fondation de la maison de St. Louis de St. Cyr et à celle de Mme de Maintenon, son institutrice, 2 Vols. ms. (Collection de M. Lavallée à Versailles). Elle eût eu tous le princes pour ennemis déclarés, si elle avoit été reconnue pour reine.

zugleich mit dem Verlöbniß gefeiert wurde, konnte nichts weiter für sie sein, als Ceremonie.[1]

Vom ersten Augenblick an fiel es auf, wie ausschließend, selbst mit Vernachlässigung des Herzogs von Orleans, aus dessen erster Ehe ihre Mutter stammte, die junge Herzogin sich an Frau von Maintenon und die legitimirten Kinder des Königs hielt. Sie trat in ein ähnliches Verhältniß zu ihr, wie diese selbst. Man urtheilte, ihr seiner politischen Klugheit halber berühmter Vater habe sie wohl instruirt. Frau von Maintenon leitete die Vollendung ihrer Erziehung, und zwar nach ihrem eigenthümlichen Gesichtspunkte. Sie tadelte an der bisherigen Methode, daß man die Prinzen zu strenge behandelt und unter den Augen ihres Gouverneurs und ihrer Lehrer von den Menschen zu ferne gehalten habe. Für die Herzogin von Bourgogne ordnete sie nun das Gegentheil an. Sie führte sie alle Wochen auf ein paar Tage nach St. Cyr, wo sie die Kleidung der Zöglinge trug, an ihren gottesdienstlichen Uebungen, ihren Vergnügungen und Arbeiten Antheil nahm und Freundschaften, wie es schien, für das Leben schloß: kam sie dann an den Hof zurück, so ließ man ihr vollkommene Freiheit. Aeltere Damen von strenger Schule, wie Elisabeth Charlotte, nahmen Anstoß daran, zumal da sich Leute fanden, die ihre Unarten sogar bewunderten. Dadurch aber wurde ihr eine Unbenommenheit und Frische des Betragens bewahrt, die vor allem dem König selbst Vergnügen machte. Sie durfte ihn zu jeder Zeit unterbrechen und den ganzen Tag bei ihm aus- und eingehen. Durch

[1] Wenn sich bei derselben nur ein Prinz von Geblüt als Zeuge unterschrieb, nicht die übrigen, so deutete man das dahin, daß man damit den Vorzug der Prinzen vor den Legitimirten, denen eine ähnliche Ehre nicht wohl zugestanden werden konnte, habe schmälern wollen. Zur Tafel wurden die Sprößlinge der illegitimen Zweige des Hauses Bourbon so gut wie die andern gezogen. Auch Madame von Verneuil, Wittwe eines Bastards von Heinrich IV., war für dieß Eine Mal von Paris, wo sie wohnte, eingeladen worden.

ihre Thorheiten, die oft nicht ohne Geist und niemals ohne Anmuth waren, wußte sie ihn immer zu erheitern.

Der Zauber, mit welchem Frau von Maintenon den König an sich fesselte, lag darin, daß sie ihn verstand, sich in ihn schickte, seine nächsten täglichen und häuslichen Beziehungen in seinem Sinne vermittelte.

König Ludwig XIV. war ein sehr fleißiger Arbeiter, in seinem Alter wie in seiner Jugend; die Arbeit begleitete ihn von einem seiner Lustschlösser nach dem andern; hätte er sie einen Tag versäumt, so würde er haben fürchten müssen, den andern von der Last überwältigt zu werden. Alle Tage zwischen Messe und Mittagstafel hielt er Conseil; nach Tische ging er auf die Jagd, oder besichtigte die Bauten, die eben im Werke waren; wenn er von da zurück kam, begab er sich in die Gemächer der Frau von Maintenon, nicht jedoch etwa, um sich zu erholen, sondern um seine Arbeit auf eine neue Art fortzusetzen. Da erschienen die Staatssecretäre für den Krieg und die Marine, um ihm über die vorgefallenen Ereignisse zu berichten, die Schreiben der Generale wurden verlesen und die darauf zu gebenden Antworten verabredet. Sie hatte die Klugheit, sich entfernt zu halten, bis sie herbeigerufen ward. Der Grundsatz des Königs war, in Geschäften nur die Meinung seiner Minister zu hören; er hat einmal den Nuntius darüber getadelt, daß er sich an Frau von Maintenon gewandt hatte. Und wie oft, auch in den vertrautesten Briefen, beklagt diese sich selbst, daß alle Geschäfte ausschließend in den Händen der Minister seien, daß sie nichts vermöge. Zuweilen war sie, wo man sie für die Urheberin hielt, mehr das Werkzeug, wie in der Sache Fenelons; der König war von anderer Seite her auf dessen abweichende Meinungen aufmerksam geworden und machte die Pflegemutter der Kinder dafür verantwortlich, daß diese in der rechten Religion erzogen würden. Sie hätte nicht gewagt, von den Gesichtspunkten des Königs wesentlich abzuweichen. Wie Fenelon, so hat sie später

ihren Freund Noailles fallen lassen, weil er beim König gefallen war.

Indem Ludwig XIV. die Geschäfte in ihrer Gegenwart verhandelte, suchte er nur bei ihr jenes persönliche Behagen, das die Nähe einer durch innere Sympathie verwandten Persönlichkeit hervorbringt; allein wie hätte bei der Vertraulichkeit dieses Verhältnisses einer Frau von Verstand und Haltung nicht ein unberechenbarer Einfluß zu Theil werden sollen? Ein im rechten Augenblick vorgetragenes Fürwort, ein auf das Erlebte begründetes Urtheil über die Persönlichkeiten, die man eben gesehen, über die Anträge, die man eben vernommen hatte, konnten nicht anders als bestimmend auf den König wirken. Es war ein Glück, in ihrer Gunst zu stehen, und Jedermann bewarb sich darum. Es gab nichts, worin man ihre Vermittelung nicht in Anspruch genommen hätte. Finden wir doch Marschälle, welche sie ersuchten, eine Veränderung in der Disciplin der Truppen bei dem König zu befürworten. Und sie selbst hielt es für ihre Pflicht, wenn Jemand zurückgestoßen und nicht wohl behandelt ward, dieß auf die eine oder die andere Art wieder gut zu machen.

Sonderbare Mischung von Einfluß und Unterwürfigkeit. Ihre Art und Weise, zu sein, zu denken, sich auszudrücken, übte auf den König immer die gleiche Anziehungskraft. Man erstaunte, wenn man in Gesellschaft bemerkte, daß er nicht eine Viertelstunde sein konnte, ohne mit ihr zu sprechen, ihr etwas ins Ohr zu wispern. Aber dieser fortwährende nicht allein äußere, sondern auch innere Umgang hätte doch nicht stattfinden können, ohne die vollkommene Uebereinstimmung der Ideen, wo das Gespräch mit einem andern wie ein erweitertes Selbstgespräch erscheint, ohne Störung durch etwas Fremdartiges. Wenn diese Uebereinstimmung nicht vollkommen frei aus gleicher Ansicht der Dinge hervorging, so ordnete Frau von Maintenon ihre Gefühle und Meinungen denen des Königs unter. Nicht immer ward ihr das leicht. Sie sagt, sie sei

freimüthig von Natur, ungeduldig und habe oft eine ihr sehr schwere Zurückhaltung üben müssen; zuweilen sei sie so weit gebracht gewesen, Alles verlassen zu wollen; aber sie habe sich immer besonnen, daß Gott sie an ihre Stelle gesetzt habe, nicht um den König zu betrüben, sondern um ihn zu heiligen: ohne Gefälligkeit gegen ihn und Gleichmuth hätte sie das nicht erreichen können; nie habe sie ihn ihre Verstimmung und Ungeduld bemerken lassen. In der Religion hätte sie ihrer Eigenthümlichkeit nach sich besondere zu individueller Vertiefung in das Heilige führende Wege vorgezogen, sie opferte jede Abweichung und persönliche Vorliebe der kirchlichen Orthodoxie des Königs auf, der an dem Hergebrachten festhielt.

Der Papst und die Kirche hatten das Verhältniß, in welchem sie zu dem König stand, sanctionirt,[1] aber davon durfte nicht viel die Rede sein, und in den Augen der Welt ward das Zweideutige desselben niemals ganz gehoben. Es erschien Vielen doch als ein innerer Widerspruch, den man nur äußerlich verdecken wolle, wenn nun die strengste Zucht und sittliche Unbescholtenheit von Jedem, der sich den höchsten Kreisen näherte, gefordert und eine Devotion, welche die Heuchelei nicht immer ausschloß, zur Bedingung des Vertrauens wurde. Nothwendig wuchs in demselben Grade der Gegensatz und die Afterrede.

Auch abgesehen hievon, hatte die Stellung der Frau von Maintenon am Hofe etwas sehr Anomales. Sie war an dem Platz einer Königin, doch ohne allen Rang, nicht viel mehr als eine Bürgersfrau. Zuweilen hat sie doch ein Gefühl davon zu erkennen gegeben. Als ihr einst das Leben Bayards vorgelesen wurde, machte ihr die Stelle Eindruck, wo diesem Ritter vorausgesagt wird, er solle zwar bei seinem Fürsten zur höchsten Gnade und Würdigung gelangen, jedoch selbst niemals über das Mittelmäßige erhoben werden: das ist mein Fall, rief sie

[1] Wie es eigentlich geschehen ist, darüber sollte man doch noch einmal die Correspondenzen der Nuntien jener Zeit nachschlagen.

mit Lebhaftigkeit aus. Dieser Widerspruch aber, nichts zu sein, und doch viel zu vermögen, war die Bedingung ihrer Existenz.

In den Erinnerungen aus St. Cyr liest man, wie sie einst selbst einer ihrer dortigen Freundinnen ihr tägliches Leben geschildert hat.[1]

Der Tag begann mit einem Besuch der Aerzte des Königs, denn von der leiblichen Fürsorge für denselben ging alles aus, des Chirurgen Marchal, und des Leibarztes Fagon. Fagon war eine auffallende Erscheinung, von langem, gelbschwarzem Gesicht, bedeckten Augen, dicken Lippen; aber er besaß Weltklugheit, Umsicht, Witz und selbst Gelehrsamkeit; in medicinischen Dingen galt er für unfehlbar. Mit seinem System wiederholter Reinigungen bei gesunden und häufiger Blutentziehung bei kranken Zuständen beherrschte er das tägliche Leben aller Mitglieder der königlichen Familie: seine Aussprüche wurden als Orakel befolgt. Mit denen ward die medicinische Tagesordnung festgestellt.

An das Persönliche schloß sich das Allgemeine. Generale erschienen, welche zur Armee gehen und sich der Freundschaft der mächtigen Dame für die Dauer der Abwesenheit versichern wollten; der Erzbischof, der über Geistliche, ein Minister, der über eine Schwierigkeit in der Verwaltung, die zur Sprache kommen mußte, vorläufig ihre Beistimmung zu gewinnen suchte. Indem sie sich zu ihrer Correspondenz niedersetzt, denn sie schrieb gut und daher gern, wird sie durch neue Besuche, die sie nicht abweisen kann, unterbrochen; der Geringere verließ sie immer, wenn der Vornehmere gemeldet wurde, aber selbst dem Duc du Maine ist begegnet, halbe Stunden lang in der Antichambre zu warten; zuweilen zeigte sich schon der König, wenn er zur Messe

[1] Conversation avec Mme de Glapion (1705) bei Languet I. 305. Schon La Beaumelle theilte in den Mémoires de Mme de Maintenon, VI, 160, einen jedoch hie und da abweichenden Auszug mit. Eine hauptsächlich auf Languet gegründete Redaction findet sich bei Lavallée, Lettres historiques et édifiantes de Mme de Maintenon II, 153.

ging, oder von derselben zurückkehrte. So kam die Zeit ihres Mittagessens heran, die zu sehr früher Stunde, noch vor der königlichen Tafel, angesetzt war; doch war damit keine Erholung verknüpft. Während sie aß, erschien die Herzogin von Bourgogne mit ihren Damen bei ihr. Dann nahm es ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch, wie die Herzogin sich betrug, ob sie nicht etwa durch Indiscretionen verletze, ob sie sich bemühe und es lerne, einem Jeden etwas Freundliches zu sagen, wie das, was sie sage, aufgenommen werde. Nach der königlichen Tafel strömte der größte Theil der Gesellschaft wieder in ihre Gemächer. Eine allgemeine Conversation bildete sich; doch hatten überdieß die Meisten ein persönliches Anliegen; ein falsches Gerücht sollte widerlegt, ein Verdacht gehoben, ein Eindruck verlöscht, dem König eine Bitte vorgetragen werden. Andere mochten sie beneidenswerth finden, daß sie von so vielen hochstehenden Männern und Frauen gesucht, in ihr Vertrauen gezogen wurde; sie sagt, sie hätte lieber an der lebhaften Unterhaltung der Jüngern Theil genommen, das Vergnügen verlasse sie, nur von Geschäften werde sie gesucht: aber im Innern ihrer Seele fühlte sie sich doch geschmeichelt, daß Alle sich an sie wandten, die Geringere von Herkunft, die alte Frau; daß Jedermann ihr Zuvorkommenheit und Zuneigung bewies;[1] mit höherem Accent preist sie sich glücklich, daß sie etwas Gutes thue, besonders daß sie zur Erhaltung der Eintracht, was fürwahr nicht leicht war, beitragen konnte.[2]

Wenigstens war sie nun über Alles, was in allgemeinen und besonderen Angelegenheiten vorging, vollkommen unterrichtet, wenn der König, von seiner Promenade oder seiner Jagd zurückkommend, gegen Abend bei ihr eintrat. Die Thüren wurden für alle Uebrigen geschlossen: aber die Minister

[1] Je me vois là au milieu d'eux tous, cette vieille personne devient l'objet de leur attention. C'est à mois qu'il faut s'adresser, par qui tout parle.

[2] An Madame des Ursins II, 380.

erschienen, und jene Arbeit begann, deren wir gedacht haben. Die Arbeit verwandelte sich wohl in Conversation, an der dann Frau von Maintenon, wenn sie herbeigezogen wurde, Theil nahm. Oder es wurde eine Schrift vorgelesen, die etwa in das Parlament geschickt werden sollte: Frau von Maintenon erlaubte sich wenigstens ein literarisches Urtheil darüber auszusprechen. Zuweilen dauerte das bis tief in den Abend und störte die kleinen Verrichtungen der Häuslichkeit: denn der König wollte nicht, daß ein Dienstbote eintrat, während ein Minister zugegen war. In der Regel kam man früher zu Ende, und der König begab sich in seine Zimmer, wo nur die Vertrautesten der Familie zusammentrafen: das Allerheiligste, von dem Elisabeth Charlotte, wie sie klagt, den größten Theil ihres Lebens ausgeschlossen blieb.

Man begreift es, wenn Frau von Maintenon es liebte, sich aus dieser aufregenden Unruhe zuweilen nach St. Cyr zurückzuziehen, in die Zelle, die sie sich dort vorbehalten hatte, wo der Tag nach der stillen Ordnung des Hauses und den gottesdienstlichen Zeiten verfloß, unter Beschäftigungen, die ihrer Natur besonders zusagten und ihr, denn sie meinte damit für die künftigen Generationen des französischen Adels etwas unendlich Heilsames zu leisten, selbst wichtiger schienen, als jene Theilnahme an so vielen persönlichen und vorübergehenden Interessen. Auch dahin kam der König gern zur gewohnten Stunde. Er wohnte der Vesper bei, sprach mit den jungen Damen; sie lustwandelten dann im Park, oder machten eine Spazierfahrt.

Auf das engste waren dergestalt die beiden Individualitäten vereinigt; sie lebten in und mit einander. Die eine erscheint allezeit herrschend, aber mit Zartheit, die andere dienend, aber mit einem höheren Zwecke; jene in ihren Grundsätzen und Meinungen unerschütterlich, diese sich so viel möglich anschließend und folgend, beugsamen Geistes, nicht ohne ihre eigenen Bestrebungen, aber sich bescheidend, wenn sie nicht zu erreichen sind. Daran kann kein Zweifel sein, daß die Dame etwas von

ihrem Sinn in die Ausübung der höchsten Gewalt brachte; es wäre nicht anders möglich. Allein man sollte sie z. B. nicht beschuldigen, sie habe, von der Herzogin von Burgund gewonnen, zu Gunsten des Vaters derselben gearbeitet: König Ludwig hätte vielmehr gerade diesem Fürsten größere und längere Schonung beweisen sollen, als er that. Andere Dinge, die ihr vorgeworfen werden, darf man nicht so entschieden in Abrede stellen. Mit großer Bestimmtheit und unleugbarer Kunde der Sache wird behauptet, daß sie ein Interesse bei den Lieferungsgeschäften gehabt habe. Das könnte nicht anders als in den in Frankreich herkömmlichen gesetzlichen Formen geschehen sein, und reich ist sie dabei nicht geworden: der König machte sich selbst einen Vorwurf darüber, daß sie so wenig besitze; aber wie viel besser hätte sie jede Berührung mit gewinnverheißenden Geschäften vermieden! Bei einer solchen Stellung innigsten Vertrauens, wie die ihre war, ist der geringste Anlaß, von Eigennutz zu reden, verderblich. Wenn es undenkbar ist, daß sie, wie man ferner sagt, den König über den Zustand des Reiches in Unkunde gehalten habe, da er alle Tage mit den Ministern der verschiedenen Zweige arbeitete, so sind doch allerdings aus einer oder der andern Rücksicht, hauptsächlich aus Besorgniß für den Gesundheitszustand des Fürsten, Verzögerungen dringender Mittheilungen vorgekommen, die dann schädliche Folgen nach sich zogen.[1] Wohl klagt sie oft, daß sie mit ihren Empfehlungen nicht durchdringe, selbst nicht bei der Besetzung der Bisthümer, wie viel weniger in andern Anstellungen: aber kein Zweifel ist, daß sie ihre Schützlinge hatte (denn auch um sie bildete sich eine Familie) und sie zu fördern wußte. Sie war eben eine Frau

[1] Tiepolo behauptet das in seiner Relation von 1706: Il Sr. di Chamillart prima de portare al re qualche aviso dispiacevole — doveva ricever gli ordini per il modo dell' espositione che ordinariamente seguiva con diminuzione della verità, acciò che non restasse alterata la salute del re. Endlich beim Widerspruch mit andern Nachrichten sei er genöthigt gewesen, den erhaltenen Befehl einzugestehen.

wie andere. Die Gebrechlichkeiten und Rücksichten des Privatlebens traten auch durch sie mit den öffentlichen Dingen in eine allzu nahe Berührung. Man hat das auf gehässige Weise, alle Verhältnisse mißkennend, übertrieben: was daran Wahres ist, darf doch nicht hindern, auch die seltenen und bedeutenden Eigenschaften anzuerkennen, die Frau von Maintenon an den Tag legte. Ueberall, wo wir ihr begegnen, finden wir sie voll Verstand und Einsicht, ruhig, maßvoll, in einer gewissen Höhe der allgemeinen Bildung, mit der sich ein echtes Wohlwollen vereinigt, wie es ihr Ideal ist, durch und durch Vernunft. Alle ihre Briefe athmen den Ernst eines tiefen, inneren Lebens: ihr Gesicht erglänzt, wenn sie besonders vor Kindern, auch solchen, die sie nicht verstehen, von Gott redet.[1] Es ward einmal als ihr Lebensziel bezeichnet, von den dritthalbhundert Fackeln der Zöglinge von St. Cyr zu Grabe begleitet zu werden; sie lächelte darüber, die guten Werke, die man in einer Stellung wie die ihre vor sich her schicke, seien vielmehr, daß man die Religion ehre, die Großen in ihren guten Gesinnungen bestärke, den aufwachsenden Prinzen gleiche Gesinnungen einflöße.[2]

Auch von den bösen Tagen, die nun eintraten, ward Frau von Maintenon, zumal da man sie ihr zum Theil zur Last legte, unmittelbar und besonders in Bezug auf den König betroffen. Wie oft mußte sie bei den Vorträgen der Minister Nachrichten des Unglücks mit anhören, welche ihr, wie sie sagt, das Herz zerschnitten. Sie ziehe sich dann, so erzählt sie, in einen Winkel zurück, um zu beten, bis sie sich so weit erhole, um den Schmerz des Königs lindern zu können. Der stolze Fürst, der gegen Andere nichts als Selbstgefühl und Zuversicht an sich blicken ließ, hat in der Gegenwart der Freundin zuweilen Thränen vergossen.

Bei den Vorstellungen von Gott und Welt, kirchlichem

[1] M^lle^ d'Aumale à M^me^ du Perou bei Lavallée II, 248.

[2] An Madame des Ursins II, 386. Cela vaut mieux, quoiqu'en puisse dire Madame la Duchesse d'Albe.

Verdienst und dem Verbrecherischen der Häresie erregte es geistliche Scrupel, daß das Glück die protestantischen Waffen begünstigte. Es schien unbegreiflich, daß nicht die Länder siegreich seien, wo Gott am besten verehrt werde, noch die würdigen, religiösen Fürsten, Ludwig XIV., Philipp V. und der Prätendent, den man als König von England betrachtete: Gott erkläre sich vielmehr — man brauchte dieß Wort — für die Ketzer und die Usurpatoren. In den Kirchen begleitete man jede Kriegshandlung, jede Wendung des Waffenglücks mit Gebeten. Die Herzogin von Burgund betete für den Ruhm ihres Gemahls in St. Cyr; während der Belagerung von Lille wurden die vierzig Stunden allenthalben gehalten; die Frauen, deren Männer im Felde standen, erfüllten die Kirchen: aber mit allem dem war Frau von Maintenon noch nicht zufrieden. „Monseigneur," schreibt sie einmal an den Erzbischof von Paris,[1] „es drängt mich, Ihnen meinen Schmerz, meine Unruhe auszudrücken. Die heilige Genovefa hat, wie man sagt, das Königreich immer beschützt, und was auch die Freidenker sagen, einst sind Wunder vorgekommen, das Volk hegt noch immer großes Vertrauen zu der Heiligen." Sie will es nicht eigentlich vorschlagen, aber ihr Sinn ist, trotz aller rigoristischen Anklänge des Calvinismus, mit denen sie ihren Katholicismus durchdrungen hat, wieder den uralten kirchlich-kindlichen Vorstellungen von der unmittelbaren Hülfe der Heiligen zugewandt. „Auch die Freigeister glauben, daß Gott über uns wache; warum soll man nicht annehmen, daß man seinen Zorn besänftigen könne."

Alles menschliche Thun und Lassen hängt von dem religiösen Begriff ab, in welchem man lebt. Die Idee der objectiv das Heilige repräsentirenden Kirche, mit dem unbedingten Verdienst, welches in seiner Förderung liegt, die Ueberzeugung, daß dieselbe die Gnade Gottes an und für sich auf die Reiche

[1] C'est à vous, Monseigneur, à nous marquer comment il faut apaiser la colère de dieu. Si l'on n'ose pas faire beaucoup, on peut faire peu. (An Noailles, 14. Juli 1707. Vgl. 9. Sept. 1708.)

und Staaten herabziehe, hatte die antiprotestantische Politik Ludwigs XIV. hauptsächlich hervorgebracht, und sie war ein Beweggrund seiner ganzen Haltung in der Welt. Es ist nicht mehr Christus, den Chlodwig vor der Schlacht anruft, um ihm den Sieg zu geben; diese Vorstellungen sind längst verworfen; aber man erwartet den Sieg als Belohnung kirchlicher Verdienste und vermeint durch Localheilige den Zorn der Gottheit zu beschwichtigen.

Doch würde es unrecht sein, zu behaupten, daß man in den Kreis dieser Gedanken gefesselt gewesen sei. Unser König, sagt Frau von Maintenon einmal, war allzu ruhmsüchtig, Gott will ihn demüthigen; unsere Nation ist anmaßend und regellos: Gott will sie züchtigen; Frankreich hatte sich, wohl ungerechter Weise, zu weit ausgedehnt: Gott will es in engere Grenzen einschließen, was ihm vielleicht besser sein wird. In dieser Stimmung lebte man fortan. Man beugte das Haupt unter die Gerichte und den Willen Gottes.

Zweites Capitel.

Wiederausbruch der jansenistischen Streitigkeiten.

Nicht allein aber in den transcendentalen Beziehungen zwischen menschlichen Unternehmungen und der göttlichen Einwirkung auf ihr Gelingen oder Mißlingen beschäftigte die Religion die Gemüther, sondern noch bei weitem mehr in Bezug auf die Realisirung des kirchlichen Institutes, über dessen Göttlichkeit kein Zweifel zugelassen wurde, durch den Staat und in demselben, die Vertilgung abweichender Meinungen, das Verhältniß der Krone und des Fürsten zur geistlichen Autorität überhaupt und besonders zu dem Papstthum.

Vor dem Ausbruch des spanischen Erbfolgekrieges gab es in diesem nie auszugleichenden Widerstreit einen Moment des Einverständnisses.

Die gallicanischen Grundsätze wurden von Clerus, Parlament und Sorbonne aufrecht erhalten;[1] aber man stritt darüber nicht mehr mit dem Papst, seitdem es nicht länger als eine

[1] Erizzo, Relatione di Francia 1698: L'autorità de' vescovi in Francia è maggiore di quello che per l'adietro mai fosse; per zelo di difender le loro dottrine che particolarmente consistono in escluder nel Pontefice quel termine del motu proprio, l'infallibilità et la preferenza sua ne' concilii, nelle quali li Francesi mai conveniranno con la corte Romana, — il re che è molto pio et non molto dotto si lasciarebbe condur facilmente o da scrupoli o da accorte insinuationi a conceder tutto, se non vegliassero con attentissima osservatione il clero, li parlamenti et la Sorbona.

Pflicht betrachtet wurde, sie zu bekennen. Der römische und der französische Hof waren in den großen europäischen Fragen, denen zugleich eine so hohe kirchliche Bedeutung zukam, in der Hauptsache einverstanden. Gegen die Protestanten machten sie nach wie vor gemeinschaftliche Sache. Auch gegen die Jansenisten waren sie bis auf einen gewissen Grad Verbündete gewesen; den ausgesprochenen Jansenismus, namentlich die Behauptung, daß die fünf Sätze bei Jansenius nicht zu finden seien, hätte die weltliche so wenig als die geistliche Gewalt geduldet; aber man begnügte sich mit dem ehrerbietigen Stillschweigen: der Kirchenfriede ward als bestehend betrachtet.

Wie einst die Persönlichkeit und Stimmung des Patriarchen zu Constantinopel zur Seite des rechtgläubigen Imperators, so bildete in der damals kirchlich fast noch mehr als politisch aufregbaren Hauptstadt von Frankreich die Haltung und Sinnesweise des Erzbischofs eines der wesentlichsten Momente des Friedens und der öffentlichen Ruhe. Beispiele, wie Retz eines gegeben, machten das Königthum fast bereuen, daß es einen erzbischöflichen Sitz in Paris gegründet hatte. Denn dieser hohe Rang bewirkte, daß die Prälaten des Reiches, die so gern und häufig am Hofe verweilten, sich dem Erzbischof anschlossen; da die Clerusversammlungen beinahe ohne Ausnahme in Paris gehalten wurden, so ward er gleichsam als der geborene Präsident derselben betrachtet. Wir sahen, welch eine große Rolle Harley in dieser Eigenschaft spielte. Er neigte sich dogmatisch mehr den jesuitischen Meinungen zu; aber er trug Sorge, auch deren Gegner zufrieden zu stellen, jeden aufkeimenden Hader in seinem Ursprung zu ersticken. Er hatte die dem Papstthum entgegengesetzte Richtung des Gallicanismus bis zu ihrem vollsten Ausdruck gebracht und hierin den König weiter geführt, als dieser wenigstens nach der Hand billigte. Da Harley überdieß in seiner persönlichen Führung sehr gegründetem Tadel Raum gegeben hatte, so hielt man bei seinem Tode im Jahr 1695 um so mehr für nöthig, einen Nachfolger von unbedingtem

religiösen Eifer an seine Stelle zu setzen. Frau von Maintenon lenkte die Wahl auf den Bischof von Chalons, Noailles, mit dem sie selbst in die engste Familienverbindung trat, indem sie ihre Nichte mit seinem Neffen vermählte, so daß sich in den Noailles ihr Geschlecht fortpflanzte, der aber überdieß durch unbescholtenen Wandel, würdige Haltung und warmen, auf die Förderung innerer Religion gerichteten Eifer empfohlen ward. Er schrak einen Augenblick vor den Schwierigkeiten dieser Stellung zurück, entschloß sich dann aber, sie anzunehmen. Der König wünschte, wie so viele ernstgesinnte Fürsten, — schon der Ostgothe Theodorich gab ein Beispiel davon — einen wahrhaft religiösen Bischof einzusetzen: er ließ vernehmen, daß er sich ferner weniger in die kirchlichen Angelegenheiten zu mischen denke. Frau von Maintenon glaubte in Noailles einen Gehülfen bei dem Werke zu finden, in dem sie ihre vornehmste Bestimmung sah, der vollkommen durchgeführten Bekehrung des Königs.

In den quietistischen Irrungen wirkten noch alle Gewalten zusammen. Der König rief die Entscheidung des römischen Stuhles an und suchte jede fremdartige Einwirkung ferne zu halten.[1] Papst Innocenz XII., der schon zu seinem ersten Schritte in dieser Sache durch den Clerus von Frankreich gedrängt worden war, gab sein Urtheil in dessen und des Königs Sinne, und Fenelon zögerte keinen Augenblick, seine Unterwerfung auszusprechen. Bemerkenswerth ist, wie sorgfältig man bei der Bekanntmachung des päpstlichen Breve die gallicanischen Freiheiten wahrnahm. Die Bischöfe hielten ausdrücklich an ihrem Anspruch fest, ein dogmatisches Urtheil zu fällen, entweder vor dem Papst, oder mit ihm, oder nach ihm, aber immer selbständig. In die Aufforderung des Parlaments, einen päpstlichen Erlaß in sein Register einzutragen, war früher die Bedingung eingeflochten worden, daß man in demselben nichts

[1] Harcourt wird einmal angewiesen, da Fenelon sich an die spanischen Universitäten zu wenden gedenke, einem widrigen Ausspruch derselben entgegenzutreten.

finde, was den Gerechtsamen der Krone zuwiderlaufe.[1] In den letzten Zeiten war diese weggelassen worden, jetzt ward sie wieder hergestellt, zur größten Freude des Parlaments, das darin sein Recht der Prüfung und Verification anerkannt sah. Der König selbst fand, daß durch eine solche Anerkennung seine Autorität nichts einbüße; eine Deputation sprach ihm ihren Dank dafür aus, er nahm ihn an.

Noch einmal erschien hier diese ganze Hierarchie, die Rom und Frankreich umfaßte, Papst und König, Bisthum und Parlament, in einer gewissen Größe und Uebereinstimmung, vor der sich Alles beugte.

Kein Zweifel jedoch, daß der Zwist der alten Gegensätze in der Tiefe nur eben schlummerte.

Eine größere Bedeutung, als man anzunehmen pflegt, möchte doch in der That der großen dogmatischen Streitfrage zukommen, welche die Schulen, die Beichtstühle, die Gewissen von einander trennte. Es war die uralte, immer von neuem aufgeworfene, niemals geschlichtete, und vielleicht in bestimmter Formel niemals zu schlichtende Frage, über das Verhältniß der Gnade und des freien Willens bei der sittlichen und religiösen Wiedergeburt des Menschen. Die, welche man Jansenisten nannte, denn sie selber verwarfen diesen Namen, näherten sich den ursprünglichen Ansichten der vornehmsten Begründer der evangelischen Doctrin, die ja selbst in den ältesten Anschauungen der lateinischen Kirche wurzelte. Die Jesuiten dagegen hatten die schon unter ihrer Einwirkung im Gegensatz gegen die Prostanten zu Stande gekommenen Festsetzungen von Trident in dieser Richtung noch weiter ausgebildet. Die Einen schrieben

[1] S'il vous appert qu'il n'y ait rien dans la bulle de contraire aux droits de notre couronne, libertés de l'église gallicane, maximes et usages de notre royaume. Vgl. d'Aguesseau: Mémoires sur les affaires de l'Église de France, in den Œuvres du Chancelier d'Aguesseau. Paris 1819. T. VIII, 211. Für die Anschauung der Behandlung dieser Sache durch den König und das Parlament von großem Werth.

der Gnade eine, wenn nicht geradezu zwingende, doch so mächtig vorherrschende Wirksamkeit zu, daß das Bewußtsein der menschlichen Freiheit dabei zu leiden schien; die Andern hoben nach dem Vorbild von Molina die Nothwendigkeit einer freien Selbstbestimmung so lebhaft hervor, daß darüber die Idee von der Gnade in den Hintergrund gedrängt wurde. Jene hatten die Tradition des kirchlichen Alterthums, die Sympathie der dominicanischen und benedictinischen Schulen für sich, sie waren tiefer, frommer, rigoroser; diese standen den Auffassungen des gemeinen Lebens näher; sie waren verständlicher, bequemer und dabei doch auch bedacht, das religiöse Gefühl nicht zu verletzen; wie einst an den Capuzinern, so hatten sie jetzt an der Schule von St. Sulpice überaus thätige und nützliche Gehülfen. Der alte Widerstreit des Lehrkörpers der Sorbonne mit den jesuitischen Collegien bewegte sich jetzt auf diesem Gebiete. Von den Extremen fern gehalten, nicht zu offenem Kampf auflodernd, konnte der Gegensatz der beiden Meinungen, der etwas Nothwendiges in sich hat, zur Erhaltung religiöser Anregung sogar beitragen.

Er hatte nun aber in so fern von vornherein ein politisches Moment, als die Jansenisten, die geistliche Berechtigung unendlich hoch stellend, weder die einseitigen Einwirkungen der weltlichen Gewalt auf die Kirche, noch auch die Ansprüche der päpstlichen Infallibilität dulden wollten, während die Jesuiten eben durch die Verbindung von beiden ein einheitliches Kirchenregiment durchzuführen suchten.

Man kann es sich erklären, daß die königlichen Minister und der König selbst, thätige Menschen, in der Mitte des Lebens stehend, für die Begriffe von der Selbstbestimmung des menschlichen Willens empfänglich, den Jesuiten, die Bischöfe dagegen, die von der Würde ihres Amtes, und die parlamentarischen Männer, die von der Nothwendigkeit einer Aufsicht über die römischen Einwirkungen durchdrungen waren, den Jansenisten sich zuneigten.

Die letztere Richtung bekam aber dadurch einen besonderen Rückhalt, daß der bisherige Generalcontroleur Pontchartrain — man sagt, auch deßhalb, weil seine Stelle für einen Vertrauten des Hauses habe frei gemacht werden sollen — beim Tode Boucherats zum Kanzler ernannt wurde. Er nahm in diesem hohen, für das Innere noch ungemein wichtigen Amte die Rechte der Magistratur mit dem Eifer der alten Kanzler wahr; besonders die beiden d'Aguesseau standen ihm dabei zur Seite, der ältere als Rathgeber in jeder wichtigen Angelegenheit, so daß viele Gesetze und Verordnungen sich mehr von ihm herschrieben, als von dem Kanzler, der jüngere als Generalprocurator: würdige und wohlgesinnte Männer, und die nicht ohne Vorliebe für die Meinungen und Tendenzen waren, welche man als jansenistisch bezeichnete. Die Familie Pontchartrains selbst stand mit einigen Vorkämpfern der Jansenisten in Verbindung.

So ungefähr war auch die Haltung des Erzbischofs Noailles, der bald nach seinem Eintritt durch die königliche Gunst zur Würde eines Cardinals der römischen Kirche erhoben wurde. Die unterscheidenden jansenistischen Lehrmeinungen nahm er nicht an. Aber er hatte Sympathie für die Ansichten dieser Partei von dem Bisthum und ihren Widerspruch gegen die päpstliche Unfehlbarkeit; besonders für ihre praktische Theologie. Ein damals vielgelesenes Buch von Pascal Quesnel, moralische Betrachtungen über das Neue Testament, von dem er bemerkte, daß es eine gute Wirkung auf Moralität und Religion hervorbringe, hatte er schon als Bischof von Chalons gebilligt, als Erzbischof ließ er bei der neuen Ausgabe nur einige wenige von den Abänderungen zu, welche Manchen schon damals nothwendig schienen. Bossuet verlangte deren hundert; er ließ sich nur acht gefallen. [1] Denn wie das Buch war, so schien es

[1] Pour ôter ce qu'il y avoit de plus grossièrement erroné. Languet, Mémoires de St. Cyr. Languet behauptet, daß in der ersten von Vialart approbirten Ausgabe der Réflexions unter dem Titel Abrégés de la morale

ihm gut. Seine nächste Umgebung bestärkte ihn in diesem Verfahren, und ihm wohnte nicht so viel Schärfe des Denkens bei, daß ihm die Consequenzen der darin vorgetragenen Lehren in ihrem ganzen Umfang klar geworden wären.

Er glaubte die Pflicht eines orthodoxen Erzbischofs vollkommen zu erfüllen, wenn er sich nun doch auch wieder dem Jansenismus, der diesen Namen nicht verleugnen konnte, abgeneigt zeigte. Indem er die moralischen Betrachtungen in Schutz nahm, verdammte er ein Buch von Barcos, in welchem unzweifelhaft jansenistische Lehren vorkamen. In der unter seiner Leitung gehaltenen Clerusversammlung von 1700 wurde einerseits die Behauptung der Freunde dieser Abweichung, daß der Jansenismus nur ein Phantom sei, als schismatisch und ärgerlich verworfen; andererseits wurden aber auch Die getadelt, welche kirchlich gesinnte Männer, die eine strengere Sittenzucht forderten, mit der gehässigen Beschuldigung des Jansenismus heimsuchten. [1]

Da war nun die Frage, welches die Grenzen zwischen dem wahren Jansenismus, den er verdammte, und dem fälschlich so genannten, den er in Schutz nahm, seien. Theologen von Bedeutung, die noch eben in der quietistischen Sache mit ihm verbündet gewesen waren, haben ihm gesagt, das von ihm gebilligte Buch sei sehr entschieden jansenistisch. Er sollte aber sogleich erfahren, daß er nicht allein mit den alten Freunden und Collegen, sondern auch mit dem König von Frankreich darüber werde zu streiten haben.

Dem König war schon der Name des Jansenismus verhaßt. In den Zeiten, als er mit dem römischen Stuhle entzweit war, hatten die Jansenisten Gehör in Rom gefunden; man gab ihnen Schuld, Papst Innocenz XI. und dessen Staatssecretär

des évangiles von den 101 Sätzen, die man später verdammte, nur 5 enthalten gewesen seien. Erst 1692 sei das Buch in der Form erschienen, in welcher es Noailles billigte.

[1] Censura et declaratio conventus cleri Gallicani. Procès verb. P. VI. App. 193.

gegen Frankreich angeregt zu haben. Und eine höchst verderbliche Wirkung habe dieser Einfluß gehabt, man könne die Unfälle des Königs von demselben ableiten. Denn wäre der Papst für Fürstenberg gewesen, und hätte sich dieser in Cöln festsetzen können, so würden die Generalstaaten dem Statthalter nicht erlaubt haben, nach England zu gehen: alle Ereignisse würden eine andere Wendung genommen haben. Auch jetzt fanden die Jansenisten bei den Feinden des Königs, den Holländern, Schutz. Ein aus der Wahl der unter der Republik noch fortdauernden katholischen Capitel hervorgegangener Generalvicar, Peter Codde, Erzbischof von Sebaste, war in Holland jansenistischer Meinungen angeklagt und schuldig befunden worden, aber dem zum Trotz ward er von den Katholiken in Holland als ihr Kirchenoberer anerkannt. Man hat eine Medaille, auf welcher der Erzbischof von dem mit dem Schwert bewaffneten holländischen Löwen vor den Blitzen des Vaticans in Schutz genommen wird.[1] In Utrecht bildete sich ein Herd jansenistischer Opposition gegen den römischen Stuhl; da fand Pascal Quesnel, der nicht sowohl wegen jenes Buches, als wegen seiner übrigen abweichenden Meinungen weder in Frankreich noch unter Philipp V. in den katholischen Niederlanden geduldet wurde, eine Zuflucht. Noch einmal griff dieser Hader in die politischen Gegensätze ein, welche die Welt bewegten: denn der Papst gehörte jetzt zu den engsten Verbündeten von Frankreich.

Man begreift, wie sehr nun Ludwig XIV. davon betroffen sein mußte, daß der Erzbischof, dem er die religiöse Leitung seiner Hauptstadt mit unbedingter Zuversicht anvertraut hatte, in den Verdacht gerieth, jansenistische Meinungen zu hegen: man sagte ihm sogar nach, daß er mit einigen offenbaren Feinden des Königs in Briefwechsel stehe.

Frau von Maintenon hatte in dem Erzbischof eine Stütze gegen die Jesuiten und den Beichtvater zu finden gehofft. Aber

[1] Mit der Unterschrift: Insontem frustra ferire parant.

wie so ganz sah sie sich in ihrer Erwartung getäuscht! Der Verdacht des Jansenismus brachte den Erzbischof um jeden persönlichen Einfluß. Sie stellte ihm vor, würde er gegen die jansenistischen Meinungen so entschieden auftreten, wie gegen die quietistischen, so würde er alles vermögen, denn der Einfluß der Jesuiten sei schwach; es komme nur darauf an, daß er eine bündige Erklärung von sich gebe. Und sehr möglich, daß Noailles die geistliche Regierung des Königreichs in die Hand bekommen haben würde, hätte er nachgeben wollen. Aber er hatte nun einmal sein Wort, seinen Credit verpfändet. In den Einwendungen, die man gegen das Buch, das er für untadelhaft hielt, vorbrachte, sah er jesuitisches Getreibe. Er aber haßte die Jesuiten, vor allen Pater Lachaise, der sich einst seiner Erhebung zur erzbischöflichen Würde widersetzt hatte,[1] er wollte ihnen nicht weichen. Kurzsichtig in Bezug auf die politischen, sowie auf die dogmatischen Gegensätze, leistete er seinen Feinden die besten Dienste. Das Vertrauen, das er verlor, ward eben Denen zu Theil, die er bekämpfen wollte: Pater Lachaise war in Kurzem mächtiger als je. Nach einiger Zeit kam es vor, daß ein Bisthum vergeben wurde, ohne daß mit dem Erzbischof auch nur davon gesprochen worden war, was ihn mit Recht um so mehr kränkte, da er nicht gegen den Ernannten gewesen sein würde.

Einst hatte Ludwig XIV. für rathsam gehalten, die jansenistischen Meinungen, zu denen sich so viele Mitglieder der königlichen Familie selbst bekannten, unter gewissen Modificationen zu dulden. Jetzt, da sie in jenen Kreisen keine Anhänger mehr zählten und sich ihm so feindlich erwiesen hatten, war er entschlossen, ihnen ein Ende in Frankreich zu machen

[1] Languet: Il n'ignorait pas que le père de la Chaise avait contredit son élévation au siège à Paris, et il regarda tout ce qu'on disoit contre lui comme les effets d'une cabale formée par les Jésuites, et que c'étoit cette cabale qui faisoit agir l'évêque de Chartres (der hauptsächlich das Buch tadelte).

und auch in diesem Bezug die Einheit des Landes und der Kirche vollkommen herzustellen.

Dazu gehörte aber zweierlei. Das Zugeständniß, daß das ehrerbietige Stillschweigen über die Entscheidung des Papstthums genüge, mußte zurückgenommen und das Buch Quesnels, hinter dessen zweideutigem Sinne der Erzbischof sich verschanzte, verurtheilt werden. Es kam nur darauf an, das eine und das andere auf eine Weise zu bewirken, in welcher die gallicanischen Rechte nicht verletzt würden.

Das ehrerbietige Stillschweigen fand in Frankreich ohnehin schon sehr ernstlichen Widerspruch. Man hatte als eine Gewissensfrage aufgestellt, ob es namentlich den Beichtvätern genüge. Eine Consultation von vierzig Doctoren der Sorbonne war erschienen, welche die Frage bejahte; aber der Erzbischof selbst, von Rom her geschreckt, hatte diese Entscheidung nicht in Schutz nehmen mögen und die Doctoren zu einem Widerruf ihres Ausspruches veranlaßt. Der König hielt nicht für gut, in Frankreich selbst den Streit hierüber angehen zu lassen; er legte — im Mai 1703 — den Parteien Stillschweigen auf und wandte sich wegen einer definitiven Entscheidung nach Rom.

Hier konnte man sich nichts Besseres wünschen. Eine Gelegenheit zeigte sich, der einzigen Abweichung, die noch im weiten Umkreis der Kirche geduldet war, diese Nachsicht zu entziehen, und mit Freuden ergriff man sie. Die Bulle Vineam Domini Sabaoth ward entworfen, in welcher die Constitutionen der früheren Päpste über den Jansenismus erneuert und alle Ausflüchte, die man gegen ihre unbedingte Annahme erhob, abgeschnitten werden. Die Behauptung, daß das ehrerbietige Stillschweigen in Bezug auf Thatsachen genüge, wird darin ausdrücklich verdammt und eine vollkommene Unterwerfung mit Herz und Seele gefordert. [1]

[1] Obedientiae quae praedictis apostolicis constitutionibus debetur obsequioso illo silentio minime satisfieri, sed damnatum sensum non ore solum sed et corde rejici ac damnari debere.

Die Bulle war zugleich gegen die jansenistische Schule von Holland gerichtet, welche nicht ferner als katholisch anerkannt werden sollte, vornehmlich jedoch auf Frankreich berechnet. Um allem spätern Widerspruch vorzubeugen, ward sie der Regierung und durch diese wie dem Erzbischof, so den vornehmsten Mitgliedern des Parlaments vorläufig mitgetheilt. Ich finde nicht, daß in der Hauptsache Schwierigkeiten gegen ihre Annahme erhoben worden wären; hatte doch der Erzbischof schon selbst das Recht des ehrerbietigen Stillschweigens fallen lassen. Nur darauf war die Aufmerksamkeit gerichtet, die Freiheiten des gallicanischen Clerus auch in diesem Falle zu behaupten. Auf den Wunsch des Erzbischofs ward noch in der Bulle selbst die Clausel eingeschaltet, daß die Constitution von der Kirche angenommen worden sei, denn nicht den Päpsten allein wollte man das Recht der Verordnung zugestehen. Bei der Berathung, die in der Versammlung des Clerus von 1705 darüber stattfand, versicherte Noailles, daß auch damit der römische Stuhl noch nicht den Anspruch mache, in Bezug auf Thatsachen unfehlbar zu sein. Die Bischöfe behielten sich ausdrücklich die Befugniß vor, die Entscheidungen von Rom nach ihrem Urtheil anzunehmen, oder es auch nicht zu thun.[1] Auf den Antrag des Parlaments wurde noch ein Vorbehalt der Rechte der Krone und der gallicanischen Freiheiten hinzugefügt. Die Sorbonne, der die Bulle ebenfalls im Voraus vorgelegt wurde, schloß sich hierin nicht allein an; sie hielt für angemessen, dem König für die Rücksicht, die er auf sie nehme, durch eine Deputation zu danken. An der Spitze derselben erschien der Decan der Facultät, ein Mann von 86 Jahren, den der König mit besonderem Vergnügen sah; er sei, so sagte man ihm, einst beim Ursprunge des Jansenismus in Rom gewesen und sehe nun — dessen meinte man gewiß zu sein — noch den Untergang desselben mit seinen Augen.

[1] Vgl. Mémoires chronologiques et dogmatiques, IV, 266.

Eine Stelle gab es jedoch noch in Frankreich selbst, wo man der allgemeinen Unterwerfung nicht beitrat. Die Nonnen von Portroyal des Champs meinten von dem Pfade ihrer verstorbenen Schwestern nicht abweichen, eine Satzung nicht anerkennen zu dürfen, durch welche die Lehre ihrer Beichtväter verdammt werde. Der Erzbischof Noailles hatte die schwere Pflicht, ihren Widerstand zu brechen oder zu bestrafen. Sein erster Gedanke war, sie aussterben zu lassen, wie denn eben damals die angesehensten von ihnen bald nach einander mit Tode abgingen; Novizen aufzunehmen, ward verboten. Aber wie wäre so viel Geduld von Seiten der vereinigten Mächte der Kirche und des Staates zu erwarten gewesen? Portroyal des Champs ward in einen Proceß mit Portroyal de Paris verwickelt, verurtheilt, mit seiner Appellation zurückgewiesen, und der Erzbischof von Rom aus ermächtigt, das erste aufzuheben. Noch einmal stieß die Gewaltsamkeit des unbedingten kirchlichen Befehls mit der Hartnäckigkeit einer tief religiösen Ueberzeugung zusammen. Der Erzbischof hielt einen Augenblick inne; er bot den Nonnen an, sich mit dem menschlichen Glauben, demüthiger Unterwerfung unter das Urtheil der Obern zu begnügen. Aber die alten Damen waren entschlossen, Märtyrer der Lehre zu werden, in deren Bekenntniß sie gelebt hatten. Hierauf ward das Kloster ohne Gnade aufgehoben; man führte die darin wohnenden Nonnen nach andern Klöstern, die Leichen der schon verstorbenen nach fremden Todtenhäusern hinweg.[1] Portroyal ward zerstört wie Charenton. Das eigenthümliche religiöse Leben in den Grenzen des Katholicismus fiel der kirchlichen Uniformität zum Opfer.

Es leuchtet aber ein, daß damit weder der inneren Forderung der hierarchischen Idee, noch den Absichten des Königs genug geschehen war. Der Erzbischof hatte zur Zerstörung des

[1] Das Aufhebungsdecret und noch einige andere Actenstücke bei Reuchlin: Portroyal II, 823.

unzweifelhaften Jansenismus die Hand geboten: unverzüglich aber sah er auch diejenige Abweichung angegriffen, welcher er seinen Schutz lieh.

Von Frankreich her aufgefordert und durch neue Streitschriften Quesnels selbst unaufhörlich gereizt, sprach das heilige Officium zu Rom über die moralischen Reflexionen seine Verdammung aus. Noailles mußte nun doch erleben, daß ein Buch, welches er gebilligt und ausdrücklich empfohlen hatte, als Brot für den Starken und Milch für den Schwachen, von dem römischen Hofe eben so ausdrücklich, wiewohl noch im Allgemeinen verdammt wurde, weil irrige, gefährliche und nach der jansenistischen Ketzerei schmeckende Behauptungen darin enthalten seien.

Er wurde darüber noch nicht ernstlich unruhig, da die freie Acceptation der französischen Kirche dazu gehörte, um einem päpstlichen Decrete Gültigkeit im Reiche zu verschaffen. Noailles hatte diesen Anspruch dem römischen Stuhle bereits nachdrücklich entgegengehalten,[1] die ältesten Aeußerungen der gallicanischen Bischöfe dafür zu den seinen gemacht. Er meinte, von einem Urtheil des römischen Stuhles noch nicht betroffen zu werden, ehe der französische Clerus demselben nicht ausdrücklich beigetreten sei.

Nicht alle seine Amtsgenossen waren jedoch seiner Meinung. Ein paar Mandements französischer Bischöfe, — derer von Lyon und la Rochelle — erschienen, in denen vor aller Berathung des französischen Clerus die Verdammung des Quesnel'schen Buches mit zelotischem Eifer wiederholt wurde. Gleich als wollte man dem Erzbischof in seiner eigenen Diöcese Hohn sprechen, fand man Mittel, diese Mandements an dem erzbischöflichen Palaste selber anzuschlagen. Noailles sah darin

[1] Aus d'Aguesseau's Mémoires sur les affaires de l'Église (Œuvres VIII, 285 ff.) sieht man, wie anhaltend und lebhaft die Differenzen über diese Ansprüche die geistliche und juridische Welt beschäftigten.

eine Beleidigung seiner Person und seiner kirchlichen Stellung und zog ein paar junge Leute, die er für schuldig hielt, Neffen jener Bischöfe, zur Strafe. Der Streit, der hierüber ausbrach, ward schon so lebhaft, daß der König für räthlich hielt, seinen Enkel, den Herzog von Burgund, mit der Beilegung desselben zu beauftragen, der sich dann der Sache eifrig annahm. Aber in dem erst kam es zu einem Aufflammen der gefährlichsten Feindseligkeiten. Die Jesuiten nahmen an dem Kampfe offen Antheil. An die Stelle des Pater Lachaise, der immer einen gewissen Sinn für die Kirchenregierung und den Frieden in der Kirche gezeigt hatte, war in dem Beichtstuhle des Königs und in dem Gewissensrathe der Pater Le Tellier getreten, der, durch und durch ein Doctrinär, nur danach strebte, durch welche Mittel auch immer, der Meinung, die er für die wahre hielt, den Sieg zu verschaffen. Dem Erzbischof fiel der Entwurf eines Schreibens an den König in die Hände, welcher in Le Telliers Namen an eine Anzahl französischer Bischöfe mitgetheilt wurde, um von ihnen unterzeichnet und alsdann dem König als ihre freie Meinungsäußerung zu Ungunsten des verurtheilten Buches vorgelegt zu werden.[1] Noailles erhob hierüber nicht allein laute und sehr gerechtfertigte Beschwerde; auch er hatte Waffen und zögerte nicht, sie anzuwenden. Er entzog den Jesuiten, denen er alles, was ihm Widerwärtiges begegnete, und nicht ohne Grund eine der seinen entgegengesetzte Einwirkung auf seine Diöcese zuschrieb, die bischöfliche Ermächtigung, Beichte zu hören. Aus Rücksicht auf den König nahm er hiebei Pater Le Tellier aus; aber diesen griff er auf eine andere Weise an. Er warf ihm vor, daß er sich und seinen Orden an die Stelle der Bischöfe setze, diese, welche doch die Richter des Glaubens seien, zu Erklärungen bringen wolle, die er ihnen schon ganz fertig zuschicke; daß er das Bisthum herabwürdige, indem er durch seinen Einfluß im Gewissensrath unwürdige Menschen zu dem=

[1] Vgl. Journal de l'Abbé Dorsanne I, 10.

selben befördere. Er habe nicht die Heiligung des Königs, sondern nur die Vergrößerung seines Ordens im Auge: aber nicht durch Cabalen werde das Werk Gottes vollzogen; Noailles forderte den König auf, sein Gewissen nicht länger einem Manne, wie dieser sei, anzuvertrauen.

So brach ein zugleich persönlicher und allgemein bedeutender Kampf zwischen dem Erzbischof und dem Pater aus. Der Eine, der zu den vornehmsten Kreisen der höheren Gesellschaft gehörte, gebildet und fromm, kein scharfsinniger Dogmatiker, aber von reiner moralischer Intention, in den einmal ergriffenen Meinungen schon um seiner amtlichen Stellung willen, die durch ein Fallenlassen derselben in ihrem Ansehen sehr verloren haben würde, hartnäckig, und von leiser Empfindlichkeit für Alles, was seiner geistlichen Autorität schaden konnte, entschlossen, dieselbe nach allen Seiten hin, so gegen den König wie gegen den Papst, zu handhaben; hierin, bei allem sonstigen Schwanken, nicht ohne Festigkeit und Unternehmungsgeist. Der Pater, ein Mann von niedrigster Herkunft, was ihm gerade wieder ein gewisses Selbstgefühl verlieh, war durch seine bisherige Zurückgezogenheit von der Welt, die Einfachheit und Derbheit, mit der er auftrat, empfohlen worden; von Natur rauh, in theologischen Streitigkeiten ergraut und von dem ganzen nachhaltigen Eifer, der dazu gehört, solche durchzuführen, erfüllt, wurde er durch den Ehrgeiz, Recht zu behalten, und eine bewußte oder unbewußte Herrschbegier, die sich damit entschuldigen ließ, daß sie nicht ihm selbst, sondern einer Meinung, einem Orden galt, für jede andere Rücksicht vollends unzugänglich. Beide waren von eifrigen Parteigängern umgeben.

Der Jesuit hatte im Sinne, das Kirchenregiment auf die engste Vereinigung der beiden Autoritäten, der päpstlichen und der königlichen, zu gründen; Noailles setzte die Rechte des Bisthums, welche, mit der parlamentarischen Form vereinigt, die gallicanischen Freiheiten begründeten, den Einwirkungen von Rom

entgegen und griff das Kirchenregiment, wie es sich in der letzten Epoche gestaltet hatte, in dem königlichen Beichtvater selber an. Ein starkes Gefühl für die Autonomie der Kirche, besonders eben der bischöflichen Gewalt, läßt sich in seinen Bestrebungen nicht verkennen. Ohne Jansen, St. Cyran und Portroyal bildete die an den Jansenismus anknüpfende Abweichung, die sich in einem Buche von nicht einmal offenkundigem Inhalt aussprach, ein Moment in dem Streit der Jahrhunderte über die kirchliche Verfassung.

König Ludwig fühlte sich hiedurch um so mehr angetrieben, die ihm verhaßten Meinungen auch in ihrem letzten Schlupfwinkel zu vertilgen.[1] Die erfolgte einfache Verdammung des Buchs that ihm noch nicht Genüge, da sie allzu viel Gegenrede und Ausflüchte veranlaßte; innerhalb Frankreichs aber, wie berührt, wollte er keinen weiteren Streit darüber erwecken oder auch nur zulassen. Man kennt die Klagen von Fenelon, der vor Eifer brannte, den Jesuiten zu Hülfe zu kommen, und sich durch den König selbst die Hände gebunden sah. Ludwig XIV. forderte den römischen Stuhl zu einer näheren Bezeichnung der in dem Buche vorkommenden verdammungswürdigen Sätze auf; in der Absicht, wenn eine solche erfolge, sie dann auf dem regelmäßigen Wege durch den Clerus in Frankreich zur Annahme zu bringen.

Wie oft muß sich der Blick von dem gährungsvollen Frankreich nach den stillen Kammern in Rom zurückwenden, in welchen die Fragen, welche dort die Geister zersetzen, nach ihrem innern Gewicht der kirchlichen Tradition und nach dem Interesse, das sich für den römischen Stuhl daran knüpft, erwogen werden. Fast wie einst die nicht minder gährenden Bevölkerungen von Hellas auf den Spruch der Propheten ihres Gottes an dem

[1] Denys: Anecdotes de la cour et du clergé de France 1711 behauptet S. 169, er habe von Clemens XI. verlangt: „son consentement pour l'amovibilité des curés en tout le royaume", ein ungeheurer Vortheil für das Bisthum.

Nabelstein der Welt zurückkamen. In Rom erwog man die Fragen in zahlreichen Congregationen von Prälaten und Theologen. Clemens XI. widmete der Sache einen nicht mindern Fleiß, als einst Clemens VIII. einer nahe verwandten Streitigkeit; er soll einen großen Band in Quarto darüber geschrieben haben. Es dauerte bis in den September 1713, ehe man so weit war, die Entscheidung in der Bulle Unigenitus bekannt zu machen.[1] Eine lange Reihe von Lehrsätzen, meistentheils solche, welche die Lehre über die Gnade und die menschliche Freiheit betrafen, jedoch auch einige andere, wurden darin aufgezählt und mit dem Anathem belegt.

In Versailles ward die Bulle fast wie die Entscheidung einer gesellschaftlichen Streitfrage angesehen. Frau von Maintenon erinnerte daran, daß der Bischof von Chartres, der das Buch zuerst mit Entschiedenheit verworfen hatte, deßhalb unnützer Bedenklichkeiten und einer ungeziemenden Herbe des Urtheils geziehen worden sei, aber jetzt rechtfertige ihn der Ausspruch des Papstes, er werde im Himmel Freude darüber empfinden.[2] Mit Jubel begrüßte Fenelon die Bulle. Man hatte ihm gesagt, er sei kein Theolog, er verstehe den Unterschied zwischen der wirksamen Gnade St. Augustins und Jansens, und der zwingenden Calvins nicht zu fassen; er war glücklich, daß die Bulle dasselbe Urtheil enthielt, welches er immer gefällt hatte, und pries den Papst darüber, dem er dieß Verdienst persönlich zuschreibt.

Noailles nahm die Billigung des Buches von Quesnel, dessen Sinn ihm nunmehr erst klar zu werden schien, hierauf in der That zurück; und alles war nach dem Wunsch des Königs vollendet, wenn er nun auch noch die Acception der Bulle in der gewohnten Form durchführte. Was aber mit der Bulle Vineam Domini leicht gelungen war, stieß bei der Bulle Uni-

[1] Ottieri, VI, 283.

[2] Lettre à Madame de Perou, 28. Sept. 1713 bei Lavallée II, 407.

genitus auf unerwartete Hindernisse. Es war das Unternehmen, das die letzten Tage Ludwigs XIV. beschäftigte. Ehe wir deren gedenken, selbst zu ihrer Auffassung und Würdigung, ist es nöthig, den Blick nach einem ganz anderen Gebiete zu richten, auf die nicht minder wichtigen und fast noch dringenderen Schwierigkeiten, die der König in der innern Staatsverwaltung zu überwinden hatte.

Drittes Capitel.

Zustände der Verwaltung.

Uralt und nur allzu wohl begründet waren die Beschwerden über das System der französischen Auflagen und die gesammte Geldwirthschaft. Wie oft hatten die alten Stände darüber Klage geführt, aber sie waren immer durch andere im Moment auftauchende Streitfragen übertäubt worden! Als Richelieu in die Geschäfte kam, nahm er sich vor, dieß große nationale Anliegen zu erledigen; die stürmische Bewegung innerer und äußerer Kriege, in die er sich stürzte und die sich nach ihm fortsetzten, machten das Uebel ärger. Die Mißbräuche des Anleihesystems waren nach einigen Jahrzehnten so hoch angeschwollen, daß sich auf dieselben persönliche Gewalt und Macht begründen konnte. Dann erschien Colbert. Mit schonungsloser Hand griff er die Usurpationen und die Usurpatoren an; doch ließ er das System der Auflagen im Ganzen, wie es war, bestehen und suchte nur durch seine mercantilen Institutionen neue Quellen des Erwerbes und der nationalen Wohlfahrt zu eröffnen. Und vielleicht wären seine Absichten unter einem friedlichern Regiment erreicht worden: aber die Kriege Ludwigs XIV. und ihre außerordentlichen Aufwendungen zersprengten die kaum begründete Ordnung des Staatshaushaltes wieder und nöthigten ihn zu ähnlichen Maßregeln, wie die früheren gewesen waren. Die Anticipanten Colberts waren zwar nicht so angesehen, aber übrigens wenig besser als die Partisane der Zeiten Mazarins

und Foucquets. Und mit Recht bemerkt man, daß in der Abschaffung der schreienden Eingriffe des Parteieigennutzes auch wieder eine Hülfsquelle für Colbert selbst gelegen hatte; die seitdem eingeführte Ordnung und die Strenge der Aufsicht machte jede neue Ueberschreitung des einmal festgesetzten Maßes der Ausgaben doppelt gefährlich.

Bei Colberts Abgang war das Einkommen auf 105 Millionen Livres gestiegen; davon wurden 20 zur Zahlung der Renten verwendet: das Uebrige reichte zu den gewöhnlichen Ausgaben hin. Nur mit großer Mühe war es dahin gebracht worden; überdieß fühlte man bereits in allen Adern des innern Verkehrs den durch die Flucht der Protestanten erlittenen Verlust, als der Krieg von 1688 ausbrach. Ludwig wollte, wie berührt, als er ihn unternahm, unter anderm beweisen, daß dieser Verlust seine Macht nicht lähme. Aber er hatte keine Ahnung von der Entwickelung der europäischen Streitkräfte, wie sie ihm wirklich begegneten. In dem Kriege, der bei weitem länger dauerte und gefährlicher wurde, als man jemals vermuthet hatte, mußten die Maßregeln der früheren Zeiten, deren Verwerflichkeit man kannte, wiederholt, neue Auflagen ausgeschrieben, neue käufliche Aemter creirt werden; zugleich wurde eine unfundirte Schuld von mehr als vierthalb hundert Millionen aufgenommen. Trotz aller Einschränkungen, die man festsetzte, sah sich der Staat mit einer neuen fortdauernden Rente von 20 Millionen belastet.

Von diesem Standpunkt aus wäre nun nichts nothwendiger gewesen, als den Frieden, der zu Ryßwik geschlossen war, zu erhalten: Niemand gab sich einer Täuschung darüber hin. Ein Motiv für die Annahme der spanischen Erbschaft lag in der Hoffnung, daß sich dabei der Friede eben so gut werde erhalten lassen, als wenn man sie zurückweise; aber welch einen andern Gang nahmen die Dinge, als man erwarten zu dürfen sich schmeichelte. Noch niemals waren so große Anstrengungen der finanziellen wie der militärischen Kräfte nöthig gewesen, wie in dem Erbfolgekriege.

Der König übertrug die Leitung der einen und der andern einem Manne, der in persönlichem Umgange sein Vertrauen gewonnen hatte, Michel Chamillard.

Früher hatte er viel von dem Mißverständniß des Staatssecretärs für den Krieg und des Controleurs der Finanzen zu leiden gehabt; und allerdings war dieser nicht selten persönlichen Ursprungs gewesen: der ganze Gegensatz der Factionen Le Tellier und Colbert hatte sich daran geknüpft. Jetzt existirten diese eigentlich nicht mehr; mit dem Tode des Sohnes von Louvois, Barbezieux, verschwanden sie vollends. Da war es eben, daß der König Chamillard, dem er zuerst die Finanzen wieder anvertraut hatte, auch das Kriegssecretariat übertrug.[1]

Es fiel Jedermann auf, daß diese Aemter, welche einst, jedes allein, Staatsmänner von den großartigsten Eigenschaften vollauf beschäftigt hatten, jetzt auf die Schultern eines einzigen Ministers gelegt wurden. Und bestand nicht außer dem zufälligen auch ein nothwendiger Gegensatz zwischen diesen Verwaltungen? Beruhte nicht eine jede auf ihrem besonderen Prinzip und forderte einen Mann für sich?

Chamillard hatte bei der Verwaltung von St. Cyr das Vertrauen der Frau von Maintenon und des Königs erworben; er war brauchbar, durch eine große Uneigennützigkeit ausgezeichnet, angenehm im persönlichen Umgang. Auch fehlte es ihm nicht an Talent; er wußte namentlich gut zu schreiben. Aber wie hätte er einer Aufgabe, wie diese war, genügen können? In jedem Momente faßte er nur die dringenden Bedürfnisse des Krieges ins Auge und scheute kein Mittel, um dieselben herbeizuschaffen.

Er nöthigte die Anticipanten, einen Theil des Gewinnes, den man ihnen seit 1688 nachrechnete, herauszugeben; er erneuerte die Capitation; eine Unzahl neuer Aemter, deren

[1] Tiepolo: Tal unione è fatta dal re ad oggetto di evitare quelle contestazioni che ordinariamente insorgono fra chi propone le intraprese della guerra et chi deve somministare li fondi per esequirle.

Bezeichnungen und Befugnisse höchst auffallend waren, ja ins Lächerliche fielen, wurden creirt und zur Grundlage neuer Geldoperationen gemacht. Ein Finanzmittel höchst zweideutiger Art, das schon im vorigen Kriege vorgenommen worden, eine allgemeine Umprägung der Gold- und Silbermünzen, zum Vortheil des königlichen Schatzes, brachte man mehr als einmal in Anwendung. Im Jahre 1703 wurden die Louisdor zu 13 Livres eingezogen und, ohne den Gehalt zu verändern, zu 15 Livres wieder ausgegeben: die feine Mark Silbers, welche zu 34 Livres evalvirt war, brachte man zu 38 Livres aus.[1] Ein sehr ansehnlicher Gewinn wurde gemacht, der aber jedem gesunden Prinzip entgegenläuft. Aber das Verderblichste war eine Anwendung des Credits, vor deren Möglichkeit und ihrem Mißbrauch Colbert einst zurückgeschreckt war. Eine Anleihekasse ward eingerichtet, welche durch unverhältmäßig hohe Zinsen, zumal da man noch Zutrauen genoß, die Capitalien, deren man eben bedurfte, anzog, ohne daß auf die für ihre Rückzahlung erforderlichen Mittel Bedacht genommen worden wäre. Als diese nach einiger Zeit gefordert wurde, sah man sich genöthigt, sie in Papier zu leisten, und zwar in sogenannten Münzzetteln, zu deren Entstehung eben die Umprägung Anlaß gegeben hatte. Da man nämlich das eingezahlte Gold und Silber alter Währung nicht gleich durch neue Münzsorten vergüten konnte, so gab man dafür Papiere, für die in einer angegebenen Zeit Geld gezahlt werden sollte, und die sich im Privatverkehr sofort der gleichen Geltung erfreuten. Es war ein Papiergeld mit der bestimmtesten materiellen Verbürgung. Aber der Credit desselben und das wachsende Bedürfniß veranlaßten den Staat, auch andere Zahlungen in Papieren zu leisten; er gab deren mehr aus, als er zu realisiren dachte oder vermochte. Chamillard meinte sie dadurch zu behaupten, daß er ihnen einen Zins beilegte, aber es fiel in die Augen,

[1] Praun Münzwesen: 214.

daß er dergestalt eine alte Schuld durch eine neue zu decken suchte. Die Verordnung, daß jede Privatzahlung zum vierten Theil in Zetteln zu leisten sei, brachte dann vollends eine allgemeine Verwirrung in den Verkehr. Jedermann wollte darin zahlen, auch die Lieferanten der Regierung, wie sie eben damit bezahlt wurden, Niemand wollte sie annehmen, die Münzzettel fielen um 75 Procent.[1]

Wollte man die Epoche bezeichnen, in welcher die französischen Finanzen in den Zustand der Verwirrung geriethen, den sie bis zu den Zeiten der Revolution niemals wieder eigentlich überwunden haben, wiewohl es einmal so geschienen hat, so würde man die Jahre 1705 bis 1707 nennen müssen. Die Ausgaben waren von 116 bis auf 250 Millionen gestiegen: die regelmäßigen Einnahmen hatten gegen 24 Millionen verloren, die große Steuerpacht bei einer einmaligen Erneuerung mehr als 11 Millionen. Indem man mit dem bisherigen System bis auf einen Punkt gekommen war, wo es nicht weiter geführt werden konnte, hatte man ein neues begonnen, des Papiergeldes und der unfundirten Anleihe, aber ohne Erfahrung, noch eigentliche Einsicht in die Sache und daher mit schlechtestem Erfolg. Wie die Anleihekasse durch die Münzzettel, so suchte man die letzteren durch eine ausgedehnte Anwendung von Promessen der Generalpächter zu stützen; aber diese fielen in Kurzem in denselben Mißcredit. Die Geldbesitzer, von einem sehr erklärlichen Mißtrauen gegen die Regierung ergriffen, hielten ihre Capitalien zurück, was dann wieder einen im Handel und Verkehr empfindlichen Geldmangel herbeiführte.[2]

Und sah man weiter um sich her, so bemerkte man allenthalben die verderblichsten Wirkungen des finanziellen Systems.

Die Taille, schon immer drückend, ward es noch mehr

[1] Forbonnais Recherches II, 182.

[2] Tiepolo: non potendo esser maggiore la diffidenza dei particolari verso il governo, questi antipongono la sicurezza del soldo con tenerlo inchiuso al profitto che ne ricevrebbero, se lo ponessero nel commercio.

durch die Parteilichkeit, mit welcher die Intendanten aus persönlicher Gunst oder aus Rücksicht, die man auf die Protection angesehener Männer nahm, bei ihrer Vertheilung verfuhren. Es gab Kirchspiele neben einander, von denen das kleinere bei weitem mehr zu zahlen hatte, als das größere. Wie viel tributpflichtige Ländereien aber wurden durch Ankäufe der Edelleute von der Auflage befreit, die nun die übrigen um so schwerer belastete. In den Kirchspielen selbst bildeten sich Freundschaften und Feindschaften, die sich bei der Umlegung bemerklich machten.[1] Jedermann hielt sich so sparsam wie möglich, um nicht Anlaß zu einer Erhöhung seiner Quote zu geben.

So wirkte eine seit Colberts Zeiten mit größerer Strenge beigetriebene Erhöhung der Weinsteuer verderblich auf den Weinbau zurück. In gesegneten und wohlfeilen Jahren ist es vorgekommen, daß Mancher seinen ganzen Herbst lieber hergegeben hätte: aber die Beamten bestanden auf ihrer Steuer.

Alle jene Aemtercreationen, die zugleich pecuniäre Gerechtsame und Exemtionen von der Auflage gewährten, fielen dem Lande zur Last. Zuweilen vernichteten neue Aemter das Einkommen der alten und damit die ganze Subsistenz zahlreicher Familien.

Alle Aemter sanken tief im Preise, aber auch der gesammte Landbesitz war entwerthet.

Und nun folgten Durchzüge, Wintereinlagerungen der Truppen, Aushebungen von Milizen; Jahre des Mißwachses und der Theuerung. Von dem Prinzen in seinem Palast, den man in Papiergeld bezahlte, bis zu dem Bauer in seiner Hütte, von dem man den Rückstand der Taille durch Pfandnahme eintrieb, war Jedermann von dieser unglückseligen Lage der Dinge getroffen und niedergebeugt.[2]

[1] Boisguillebert: Le détail de la France sagt sogar: La vengeance du trop, à quoi l'on croit avoir été imposé, se perpétue du père en fils.

[2] P. Venier 1696. Li abitanti villici sono ridotti ad una eccessiva

Zustände, die, wie wir wissen, mit nichten allein als das Werk der letzten Jahre betrachtet werden können. Aber jetzt traf die lange vorausgesehene, endlich eintretende äußerste Erschöpfung mit dem öffentlichen Unglück zusammen. An die Erreichung des letzten Zieles hatte man alles gesetzt: die Katastrophe lag darin, daß in demselben Augenblicke, als entscheidende Niederlagen erlitten wurden, auch der Ruin des Landes zu Tage kam.

Im Jahre 1708 fühlte sich Chamillard selbst gedrungen, von den vereinigten Aemtern, die auf ihm lasteten, das eine abzugeben; seinem Wunsche gemäß ging die Controle der Finanzen auf jenen Colbertiner Desmarets über, der zwar nicht durch den Ruf der Uneigennützigkeit glänzte, aber in das innere Getriebe der Finanzen vollkommene Einsicht besaß und die Energie hatte, seiner Einsicht zu folgen.

Wir zählen nicht auf, durch welche Mittel es ihm gelang, die Einkünfte des nächsten Jahres doch wieder für den Schatz zu retten und auch bei dem Mißwachs des Jahres 1709 die Armee zu verproviantiren und einer Hungersnoth vorzubeugen. Er selbst bemerkt, daß alle die Auskunftsmittel, die er traf, ihn doch nicht weit geführt haben würden, hätte sich ihm nicht eine außerordentliche Hülfsquelle eröffnet.

Viel zu gering haben die Franzosen bisher die Vortheile angeschlagen, die ihnen durch ihre Verbindung mit Spanien zu Theil wurden. Indem die übrigen Zuflüsse versiegten, blühte ihr Handel mit Südamerika auf. Sie brachten die Producte des europäischen und besonders ihres eigenen Kunstfleißes nach Lima; Chili und Peru boten ihnen einen großen und einträglichen Markt dar. Es erregte einiges Erstaunen in der Welt, daß die Spanier die Schätze, auf welche ganz Europa eifersüchtig war, so ruhig in die Hände der Franzosen übergehen

povertà, in generale li gravi aggravi han ruinato il regno, diminuito dopo le presenti guerre di due milioni anime a che la carestia passata non ha poco contribuito, onde moltissime terre restano incolte.

ließen.[1] Aber so brachte es die enge Vereinigung der beiden Reiche nun einmal mit sich. Die Engländer berechnen, daß Hunderte von Millionen auf diese Weise in die Hände der Franzosen gelangt und diese dadurch allein in den Stand gesetzt worden seien, den Krieg auszuhalten. Der größte Vorwurf, der der Whigverwaltung von den Tories gemacht wurde, bestand darin, daß sie nichts gethan habe, um diesen Handel zu stören.

Eben in der Zeit der großen Verlegenheiten, welche die massenhafte Emission der Münzzettel herbeigeführt hatte, bot die Ankunft einer reichen Ladung aus Südamerika den Franzosen die Möglichkeit dar, sich aus denselben einigermaßen herauszuarbeiten. Es waren Schiffe von St. Malo, welche Gold und Silber für 300 Millionen Livres an Bord hatten. Desmarets bewog, ziemlich in der Weise, wie einst Philipp II. zu verfahren pflegte, die Eigenthümer, die Hälfte davon dem Staat zu überlassen, was für diesen an sich ein großer Gewinn war. Woraus sich aber fast noch ein größerer Vortheil ziehen ließ, das war die Prägung des Metalls nach neuem Münzfuß, mit der man eine abermalige Umprägung der alten sowohl wie der bereits wieder geprägten Stücke verband. Indem man nun ankündigte, daß man von einer gegebenen Summe fünf Sechstheile in Metallgeld und den sechsten in Zetteln annehmen, den ganzen Betrag aber in neuen Louisd'ors oder Louisd'argents zurückzahlen werde, machte man auch vieles alte Geld flüssig. Man kann berechnen, wie hoch sich die Einzahlungen belaufen mußten, da der Minister versichert, daß er auf diese Weise 43 Millionen Münzzettel getilgt habe.

In den folgenden Zeiten hat man in diesen Operationen die Rettung von Frankreich gesehen, wie denn kein Zweifel ist, daß sie den Credit der Regierung wieder herstellten und ihr

[1] Tiepolo: Veramente la Francia non contrasta alla Spagna il possesso delle Indie, ma se ne appropria il vantaggio, spedendo continuamente bastimenti carichi di tutte quelle mercanzie che sono necessarie all' America.

die Hände einigermaßen frei machten; nur darüber stritt man, ob die Umprägung oder der Zufluß des südamerikanischen Goldes den größern Vortheil gewährt habe.[1] Es ist einleuchtend, daß man ohne die Ankunft des Goldes an die Umprägung gar nicht denken, geschweige denn sie hätte ausführen können.

Wie die Anhänglichkeit der Castilianer an Philipp V. der Kriegführung, so kam der Verkehr mit ihren Colonien dem französischen Finanzsystem wesentlich zu Statten. Das indische Gold, das so oft der Erhaltung und Wiederausbreitung des Katholicismus in Europa förderlich geworden war, diente noch einmal, die auf die Verbindung der beiden Monarchien zielende, in der katholischen Idee begründete Politik Ludwigs XIV. vor einem völligen Schiffbruch zu bewahren.

Doch lag auch darin nur eine momentane Hülfe. Im Jahre 1710, sagt Desmarets in einem amtlichen Bericht über seine Verwaltung,[2] war die Lage doch wieder im höchsten Grade bedrängt. Die völlige Erschöpfung aller bisherigen Quellen ließ beinahe daran verzweifeln, daß man den Staat werde aufrecht erhalten können. Intendanten, Generaleinnehmer, andere Finanzmänner wurden zu Rathe gezogen. Die Ueberzeugung machte sich Bahn, daß man einen jährlichen Fond für den Krieg haben müsse, der die übrigen Einkünfte nicht belaste; nach langer und genauer Prüfung entschloß man sich, einen Zehnten auf den Ertrag aller Güter zu legen; — eine auf Grund und Boden fallende, sehr ansehnliche Kriegssteuer, nach so viel anderem, was man bereits erfahren und ausgestanden hatte, doppelt drückend. Das Gemeingefühl der französischen Nation gehörte dazu, um ihre Durchführung möglich zu machen.

Allein sie reichte bei weitem nicht aus: in den besten Jahren hat sie doch nicht mehr als 24 Millionen eingebracht.

[1] Melon: Essai politique sur le commerce, Chap. XVI, und dessen Gegner, Dutot: Réflections sur le commerce et les finances, art. IV.

[2] Mémoire au régent, häufig abgedruckt, unter Anderen bei Forbonnais Recherches II, p. 77 mit dessen Bemerkungen.

Im Jahre 1711 wurde Desmarets zu der überaus anstößigen Maßregel gedrängt, die auf die nächste Zeit gegebenen Assignationen in eine Anleihe zu verwandeln und Renten dafür zu verschreiben. Allerdings erreichte er dadurch, daß er das freigewordene Einkommen für den Krieg verwenden konnte. Aber die Assignationen verloren ihren Werth in Bezug auf die laufenden Verwendungen, zu denen man sie bestimmt hatte, und wurden um niedrige Preise feilgeboten.

Es leuchtet ein, daß es auf diese Weise nicht lange mehr fortgehen konnte.

Aber selbst wenn es möglich war, die Ausgaben noch ein und das andere Jahr zu decken, so befand sich doch das Land in einem so offenbaren Verfall seines inneren Haushaltes, daß Vielen sein Wiederemporkommen unmöglich schien, wenn man auf dem gewohnten Wege beharre.

Viertes Capitel.

Ideen der Reform.

In Anschauung dieser Mißstände, die seit der Waffenerhebung von 1688 fortwährend stiegen, ist es gewesen, daß sich die Nothwendigkeit einer auf richtigere Grundsätze zu bauenden durchgreifenden Reform des Staatshaushaltes in Frankreich geltend machte. In England war durch philosophirendes Nachdenken über die allgemeinen Begriffe, unter dem Gefühl des Wachsthums der Reichthümer und des Wohlstandes, die Grundlage für die Wissenschaft der politischen Oekonomie gefunden worden. Die erste Berührung mit dieser Theorie führte in Frankreich, wo alle Kräfte zu Einem Zwecke angespannt, dabei bis auf den Grund erschöpft worden und nunmehr hergestellt werden sollten, zur Idee der Nationalökonomie. Denn vielleicht darf man diese Bezeichnungen noch unterscheiden. Die politische Oekonomie wird das Allgemeingültige festsetzen; die nationale die Anwendung desselben auf den Gesammthaushalt einer Nation versuchen.

Wenigstens war es das letzte, womit man sich damals in Frankreich beschäftigte.

Man wurde sich endlich bewußt, daß der Reichthum nicht in Geld zu suchen ist, daß der Nationalreichthum auf der Production der Natur und der damit zusammengreifenden Arbeit der menschlichen Gesellschaft in ihren mannigfaltigen Beschäftigungen beruht, daß er Naturgesetzen folgt, die man nicht ungestraft verletzen darf. Die bisherige Staatswirthschaft hatte

vor allem den Zweck verfolgt, so viel als möglich das Geld im Lande zu behalten, oder in dasselbe hereinzuziehen: die Auflage war nur darauf berechnet, das Geld bei den Einzelnen zu suchen und in die Hände der Regierung zu bringen. Bois-Guillebert, der zuerst unter den französischen Schriftstellern gesunde Ansichten über diese Dinge vortrug, obwohl er nicht so viel literarisches Talent besaß, um sie zur Geltung zu bringen, stellte doch den Schaden, den die Art und Weise der Finanzverwaltung dem Nationalvermögen zufüge, unwidersprechlich vor die Augen. Schon darin lag eine Neuerung von größter Tragweite, daß der Begriff des Gesammtvermögens der Nation den Regierenden, welche einen Theil desselben für die allgemeinen Angelegenheiten zu verwenden haben, gegenüber in den Gesichtskreis gezogen wurde. Wenn man bisher von den Bedürfnissen des Staates ausgegangen war und dem Lande so viel Leistungen angemuthet hatte, als man für erforderlich hielt, um dieselben zu decken, so trat nun die Leistungsfähigkeit in den Vordergrund, um als Maßstab dessen, was verlangt werden dürfe, zu dienen; die Erhaltung der allgemeinen Wohlfahrt erschien als die Norm und Regel der Erhebung der Auflage. Der erste Blick zeigt, daß dieser Gedanke einen populären Inhalt hat: das Volk, auf dessen Wohlbefinden zugleich die Macht gegründet wird, gewinnt dadurch eine verdoppelte Bedeutung. Doch meinte man damit nicht etwa dem Königthum entgegenzutreten. Stärker vielleicht, als es jemals geschehen war, ward die Behauptung betont, daß der König sich als Herrn und Eigenthümer von Frankreich ansehen dürfe; er ward nur zugleich erinnert, daß alles, was den Werth von Grund und Boden schmälert, Handel und Verkehr stört, eben ihm zum Nachtheil gereiche, sein eigener Verlust sei.[1] Dar-

[1] Boisguillebert: dissertation sur la nature des richesses, de l'argent, et des tributs, bei Daire Économistes I, 397. Toutes les pertes que les particuliers souffrent, ou plutôt tout le corps de l'état, retombent sur leur propre personne.

über klagte man nicht, daß der König zu viel fordere; man fand vielmehr, daß das Wachsen der Auflage nicht im richtigen Verhältniß zu dem Sinken des Geldwerths stehe; aber man verdammte die Art und Weise der Auflage, die Verbindung eines räuberischen Anleihesystems mit dem Einziehen derselben, durch welche es geschehe, daß die Nation unendlich mehr zahlen müsse, als der Staat erhalte, und bekämpfte das Vorrecht der Exemtion. Der Grundgedanke, der an sich in eminentem Sinne monarchisch ist, bekam nun doch nach zwei Seiten hin eine der Verfassung des Landes und den bestehenden Zuständen entgegenlaufende Tendenz. Man griff auf der einen Seite die Verwaltung an, die Rentenbesitzer und Finanzmänner, und alle Die, welche durch Geldzahlungen vortheilhafte Stellen erworben hatten, auf der andern aber die bevorrechteten Stände. Da die Auflage bisher nur vom persönlichen Standpunkt, gleichsam als ein Zeichen der Unfreiheit betrachtet wurde, so erschien die Exemtion von derselben noch immer als ein Kennzeichen höheren Ranges und vornehmerer Geburt. In dem Zusammenhang der neuen Gedanken ward die Exemtion als ein Mißbrauch und eine Ungerechtigkeit betrachtet, die man vernichten müsse. Denn der Begriff war, daß jeder Unterthan verpflichtet sei, mit seinem ganzen Vermögen und Können dem Fürsten zu dienen, der ihm dagegen seinen Schutz verleihe. Das Wort Unterthan, das bisher als Bezeichnung der Unterwürfigkeit gegolten, bekam noch eine andere Bedeutung, die sich auf das gleichmäßige Verhältniß zu dem Gemeinwesen bezieht. Bisher war die Einheit des Ganzen nur in dem Fürsten gedacht worden: ihm gegenüber erscheint jetzt eine andere, das Land und die Nation. Man ist noch weit entfernt, Fürst und Nation einander entgegen zu setzen; man betrachtet sie in ihrem gesammten Dasein als identisch, aber um ihre Verbindung eigentlich zu realisiren, nimmt man einen Anlauf gegen die intermediären Gewalten.

Von dem größten Werthe für die Verbreitung dieser

Ansichten war es, daß neben jenem wenig bekannten Normannen ein Mann von großem Namen, Marschall Vauban, als ihr Vorkämpfer auftrat. Ihm, welcher Frankreich an allen seinen Grenzmarken mit Festungen umgeben hatte, erschien es mehr als Anderen als eine geschlossene Einheit. Die Pflicht, das Land zu vertheidigen, sah er als eine allgemeine an, und so die Pflicht, durch Beisteuer die Vertheidigung möglich zu machen. Wenn Vauban, um sowohl die Vermittelung der Geldbesitzer, als die Exemtionen der Bevorrechteten auf einmal abzuschaffen, die Erhebung eines allgemeinen Zehnten, selbst in Natur; von allen Producten des Landes vorschlug, so liegt auf der Hand, was sich gegen die Ausführbarkeit dieses Entwurfs sagen ließ; man behauptet, er habe dabei fremden Versicherungen getraut, denn weder Handel noch Ackerbau waren doch sein Fach; selbst der geistesverwandte Bois-Guillebert spricht sich dagegen aus;[1] aber bei ersten Entwürfen, die leicht zu Uebertreibungen verleiten, kommt es weniger auf Ausführbarkeit im Einzelnen als auf die Grundmaximen an, von denen sie ausgehen. Diese sind hier: daß die Nation in ihrer Gesammtheit als der Träger des Staates, die allgemeine Wohlfahrt als der Zweck der Verwaltung, jede Ausnahme von den gemeinschaftlichen Leistungen als ein Mißbrauch betrachtet, ein dem bisherigen Staatshaushalt geradezu entgegengesetztes System empfohlen ward, und zwar von einem Manne, der in den höchsten Kreisen Zutritt fand, das allgemeine Vertrauen genoß und von keinerlei Haß gegen die Aristokratie getrieben wurde. Niemand konnte zweifeln, daß nur ein tiefes Gefühl der Nothwendigkeit einer Umwandlung von Grund aus ihn inspirirte.

Schon hatte sich auch gegen das seit Colbert befolgte industrielle und commercielle System unter den Sachverständigen

[1] Factum de la France, XI, 311. „C'est une dixième en argent qu'il faut payer et non point en essence, ou d'une dîme, comme une personne de la première considération — a voulu proposer au roi sur la foi d'un particulier, qui en avait composé le projet.

selbst ein lebhafter Widerspruch erhoben. Kurz vor dem Ausbruch des spanischen Erbfolgekrieges war ein Handelsrath eingerichtet worden, in welchem Deputirte der vornehmsten handeltreibenden Städte ihre Beschwerden und Wünsche vortrugen. Sie waren fast einstimmig darüber, daß die Erhöhung des Tarifes die fremden Nationen abhalte, die Producte des französischen Bodens zu kaufen, was auf den Landbau nachtheilig zurückwirke und Represalien hervorrufe, durch welche auch die französische Manufactur benachtheiligt und die natürliche Ueberlegenheit der französischen Arbeiten, der Beifall, den man ihnen anderwärts schenke, unnütz werde. Sie erklärten es für eine falsche Maxime, die Producte aller andern Nationen, denen die Vorsehung ebenfalls Vorzüge verliehen habe, entbehren, von ihnen nur Geld und keine Waaren ziehen zu wollen: das sei kein Handel mehr.[1] Mit nicht minderem Eifer griffen sie die privilegirten Handelsgesellschaften an. Vor vierzig Jahren möge man ihrer bedurft haben, um die Bahn zu brechen: aber jetzt diene ihr Vorrecht nur dazu, die Waaren zu vertheuern und ihre Herbeiführung zu erschweren: in Kriegszeiten habe eine Compagnie zuweilen die Versendung der Waaren nicht selbst zu übernehmen gewagt, und sie doch auch keinem Andern gestattet, weil das ihren Gerechtsamen entgegenlaufe. Die Vorzüge, welche Marseille und Lyon für den levantinischen Handel genossen, werden von den übrigen Städten bekämpft. Wie viel leichter würde man mit den Engländern concurriren können, wenn man unmittelbar von jedem Hafen am Ocean, ohne an das Monopol von Marseille gebunden zu sein, nach der Levante handeln dürfte.[2] Der Deputirte von Marseille suchte die Vor-

[1] Mémoire du député de Lyon: Il faut revenir de la maxime de M. Colbert, qui prétendoit que la France pouvoit se passer de tout le monde.

[2] Clement Histoire du système protecteur 292 hat die meisten Gutachten der Deputirten mitgetheilt. Einige andere fehlen. Doch muß Anderson Geschichte des Handels VI, 364, auch diese oder einen Auszug daraus vor Augen gehabt haben.

rechte seiner Stadt zu vertheidigen; ich weiß nicht, wie weit er sich Gehör verschaffte, aber so viel liegt am Tage, daß die Handelswelt sich durch die obwaltenden Beschränkungen in ihrem Wettstreit mit England und Holland gehemmt fühlte; die freie Bewegung erklärten die Meisten für die Seele des Verkehrs.

Der Krieg machte es unmöglich, neue Regulationen des Handels, der durch denselben in eine ganz veränderte Lage gerieth, vorzunehmen, oder auf eine durchgreifende Veränderung der allgemeinen Steuerverwaltung zu denken; aber er bewirkte zugleich, daß die Nothwendigkeit einer Reform nur um so stärker einleuchtete. Und war nicht der Krieg selbst das vornehmste aller Uebel? Wenn man seinem Ursprung nachforschte, so meinte man denselben mehr in dynastischem Ehrgeiz, als in einer wahrhaft königlichen Rücksicht auf das Wohl des Landes zu finden.

Bei den commerciellen Berathungen wird man lebhaft an Fenelon erinnert; der Deputirte von Bordeaux drückte sich über die universale Berechtigung zu freiem Handel fast mit denselben Worten aus, die im Telemaque vorkommen. Aber überhaupt lebte Niemand im Reiche, dessen Anschauungen in politischen Dingen entschiedener von dem System Ludwigs XIV. abwichen, als der Erzbischof von Cambray. Das fortdauernde nahe Verhältniß, in dem er zu dem präsumtiven Thronerben, dem Herzog von Bourgogne stand, veranlaßte ihn von Zeit zu Zeit, sich über allgemeine Fragen zu äußern.

Einst in den Zeiten des Glanzes und der großen Erfolge Ludwigs XIV. hatte Bossuet eine Art von Lehrbuch der Politik zusammengesetzt, worin er die Uebereinstimmung der Formen der französischen Monarchie mit den Aussprüchen der heiligen Schrift nachzuweisen sucht. Er findet eine Bestätigung des salischen Gesetzes in einer Stelle des Deuteronomiums; das Recht der Eroberung leitet er aus dem Anspruch Israels an das Land der Ammoniter ab, das einst mit dem Schwert und dem Bogen eingenommen worden. Allenthalben geht er von

dem Begriff der Autorität aus, durch welche dem Verbrechen gesteuert, die Gerechtigkeit gehandhabt, die Religion aufrecht erhalten werden müsse; diese Autorität sei göttlichen Rechts, geheiligt und absolut. Ausschließend dem Fürsten sei das Schwert anvertraut; ihm falle die Sorge für die allgemeinen Dinge zu, es könne keine Gewalt geben, die von der seinen nicht abhängig sei. Nur müsse er der Vernunft gehorchen und mit der Kirche einverstanden sein.

Wie in vielen andern Beziehungen, war Fenelon auch in dieser ein Gegner Bossuets.

Anfangs hatte auch er sich wohl an die vorherrschenden Ideen von der Monarchie und ihrem Ruhm gehalten: man hat ein Gedicht von ihm zur Verherrlichung der Unternehmung gegen Philippsburg, mit welcher doch alle diese Kriege sich eröffneten: aber die unglückliche Nachwirkung derselben, alles, was er sah und erlebte, und was er selber wurde und war, führte ihn in reiferen Jahren zu entgegengesetzten Ueberzeugungen.

Er verwarf die Autorität, inwiefern sie als persönliche Herrschaft aufgefaßt wurde; es sei nicht wahr, erklärte er, daß Alle Einem gehören: dieser Eine müsse vielmehr Allen gehören, um sie glücklich zu machen. [1] In der absoluten Gewalt, wie sie Ludwig XIV. ausübe, und seinen Kriegen sieht er den Ursprung alles Unglücks.

Von den mit jedem Feldzug wachsenden Unfällen und Landesbedrängnissen schmerzlich berührt, suchte Fenelon durch den Herzog von Bourgogne seinen Ansichten Eingang zu verschaffen. Er fordert diesen auf, an die Nothwendigkeit der Herstellung des Credits anknüpfend, dem König die Einberufung einer deliberirenden Versammlung vorzuschlagen; denn Credit werde er niemals wieder haben, wenn er nicht die Nation noch auf eine andere Weise als bisher zur Theilnahme an den öffent-

[1] Lettre à * *, écrite pour être lue au duc de Bourgogne: il faut vouloir être le père et non le maître; il ne faut pas que tous soient à un seul, mais un seul doit être à tous pour faire leur bonheur.

lichen Dingen heranziehe. Eine große Consultation mit den angesehensten Männern des Reiches, Bischöfen und Herren, vornehmen Magistratspersonen, erfahrenen Kaufleuten, vermögenden Finanzmännern werde nöthig sein, um mit ihnen über die Abhülfe der gefährlichen Lage des Reiches zu berathen: nicht so sehr deßwegen, weil man durch ihre Rathschläge auf neue Auskunftsmittel geführt werden würde, sondern weil die Nation die Ueberzeugung gewinnen müsse, daß ihre verständigsten und einsichtsvollsten Mitglieder bei den öffentlichen Anordnungen mitwirken.[1] Er selbst hat sich über die Veränderungen, welche am dringendsten seien, einige Gedanken gebildet. Er will, daß der Hof nur einen sehr geringen Theil der öffentlichen Einkünfte für sich selbst behalte, alle übrigen, und gerade die sichersten zur Zahlung der Zinsen der Staatsschulden verwende. Denn auf die Herstellung eines gesicherten Privatlebens kommt es ihm vor allem an. Doch soll der König dann der Pflicht, die Aufbringung der Kriegskosten durch sein Gebot zu bewirken, überhoben werden: die Nation selbst soll, zunächst durch jene Consultation, die Mittel dazu bestimmen: sie muß wissen, daß es ihre Sache sei, die Monarchie aufrecht zu erhalten.

Den Franzosen könnte man nicht Schuld geben, daß sie kein Mitgefühl für den Staat und seine Gefahren gehabt hätten. Bei der Einführung der Capitation im Jahre 1695, der Einbringung des Kriegszehnten im Jahre 1710 war ein lebhafter Patriotismus zum Vorschein gekommen: aber Fenelon wünschte der Mitwirkung der Nation eine feste Form zu verschaffen. Sie soll dem Throne gegenüber zur Erscheinung und gleichsam zum Bewußtsein ihres Selbst gelangen.

Daß diese Vorschläge auf Ludwig XIV. Eindruck gemacht haben sollten, ist an sich nicht denkbar. Aber es wurde auch

[1] Au duc de Chevreuse, 4 août 1717: Je ne propose point d'assembler les états généraux — qui seroient très - necessaires. Mais comme la trace en est presque perdue — je me bornerai donc à des notables — —

deßhalb unmöglich, weil Fenelon in der wohlwollenden, etwas gewaltsamen Weise, die seine Vorschläge charakterisirt, als die nächste Hülfsquelle eine neue Spoliation der durch die bisherige Verwaltung Reichgewordenen bezeichnet. Ludwig habe, so sagt er, veranlaßt, daß das Vermögen der Nation aus dem Besitz der wohlhabenden Familien in die Hände der Wucherer übergegangen sei; bei Denen, durch welche Frankreich ins Verderben gebracht worden, müsse man auch jetzt die Mittel suchen, es wieder herzustellen, und das Vermögen des Landes wieder in die rechten Hände zurückliefern. Wie hätte der König nicht vor einer Ansicht zurückschrecken sollen, die ihn in ihrem Prinzip verletzte und in unabsehliche Verwirrungen führen mußte. Nimmermehr ließ sich denken, daß der Credit wieder hergestellt würde, wenn man Diejenigen beraubte, auf deren Theilnahme er noch allenfalls beruhte: man hätte fürs erste eine Krisis durchmachen müssen, in der die gesammte Ordnung der Dinge gefährdet worden wäre. Das Wichtigste ist auch hier nicht der Vorschlag in der vorliegenden Fassung, sondern die Tendenz, die ihm zu Grunde liegt.

Fenelon kam, wie die Nationalökonomen, auf die Nation zurück. Wenn man ihre Lehren combinirt, so hat man ein Gefühl, als stünde man an den ersten Ursprüngen und den Quellen der liberalen Meinungen, welche das achtzehnte Jahrhundert überfluthen sollten. Merkwürdig jedoch, wie sehr Fenelon dabei noch an den dem Mittelalter eigenen Zuständen festhielt.

Als sein Zögling durch ein Ereigniß, dessen wir sogleich gedenken werden, dem Throne noch einen Schritt näher trat, hielt sich Fenelon, der von Vielen schon als der künftige erste Minister betrachtet wurde, für berufen, ihm seine Ideen wiederholt auseinanderzusetzen, zuweilen in gelegentlichen Briefen, zuweilen aber auch sehr absichtlich in eingehenden Entwürfen.[1]

[1] Plans de gouvernement concertés avec le duc de Chevreuse pour être proposé au duc de Bourgogne. Nov. 1711.

Die Bourbons hatten nie vergessen, daß sie im Gegensatz mit einer Versammlung allgemeiner Stände zum Besitz der Krone gelangt waren: nur ein einziges Mal, in den Zeiten einer Minderjährigkeit, hatte seitdem eine Berufung derselben stattgefunden, und sehr wirkungslos waren sie alsdann vorübergegangen: Ludwig XIV. wollte sie nicht nennen hören. Fenelon schlug dem präsumtiven Nachfolger nicht allein eine neue Einberufung der Generalstände, sondern eine Erhebung dieses Institutes zu fortwährender Wirksamkeit vor. Sie sollten sich alle drei Jahre versammeln und ihre Sitzungen so lange ausdehnen, als es ihnen selber gut schiene; von dem Dafürhalten des Fürsten sollte nicht die Zeit, sondern nur der Ort der Versammlung abhängen. Sie sollten durch eine vollkommen freie Wahl aus den drei Ständen hervorgehen und die umfassendsten Rechte ausüben, die innern sowohl wie die äußern Geschäfte in Berathung ziehen: Justiz und Finanzen, Krieg und Frieden.

Und diese berathende Form der Regierung sollte allenthalben auch in den Provinzen statthaben. Hier concentrirte sich seit Mazarins Wiederherstellung die Ausübung der öffentlichen Gewalt in den Intendanten; man hat wohl gesagt, es gebe dreißig Könige von Frankreich, nämlich eben die Intendanten; Fenelon will, daß sie geradezu abgeschafft, und dagegen überall populäre Administrationen in ständischer Form eingerichtet werden, ungefähr wie dieß in Languedoc noch der Fall sei. Die Regierung soll nichts als durch eine Art neuer Missi dominici die Aufsicht über sie führen.

Indem sich aber Fenelon von der weltlichen Monarchie abwandte, kehrte er mit ungetheiltem Eifer zu der geistlichen zurück. Bossuet hatte durch die Unterscheidung der allgemeinen Indefectibilität der römischen Kirche in Glaubenssachen, von der Infallibilität in jedem einzelnen Falle die Möglichkeit und Rechtmäßigkeit des Widerspruchs der Bischöfe eines großen Reiches gegen die Entscheidungen der Curie zu retten gesucht: Fenelon

wollte diese Unterscheidung nicht gelten lassen.[1] Bei ihm erscheint es fast nur als ein Zugeständniß gegen die öffentliche Meinung, wenn er nicht geradezu die Infallibilität der römischen Kirche auch in Bezug auf die Thatsachen behauptet. Um keinen Preis aber wollte er einen Gegensatz zwischen der römischen Kirche und der Landeskirche, in Bezug auf die geistliche Autorität, zugeben. Er bekämpfte die Gallicaner mit der Lehre von der unbedingten Einheit des Hauptes und der Glieder in dem mystischen Körper der Kirche, so daß die Verheißung, welche der Kirche gegeben worden, sich vor allem auch auf das Haupt erstrecke. Er zeigte sich durchdrungen von der Nothwendigkeit einer kirchlichen Autorität, welche lebe, spreche, entscheide.[2]

Diese unbedingte Anerkennung der geistlichen Alleinherrschaft könnte mit der Absicht, die weltliche zu beschränken, im Widerspruch zu stehen scheinen, aber man braucht sich nur analoger Vorschläge, wie sie in den Zeiten der Ligue gemacht worden sind, zu erinnern, um den genauen Zusammenhang beider Momente zu erkennen.

Eine viel unabhängigere Stellung wäre zunächst den Bischöfen zu Theil geworden: Fenelon erklärt sich ausdrücklich gegen jede Beschränkung ihres Verkehrs mit dem römischen Hofe.

Wie aber den Clerus, so will er auch den Adel wieder zu selbständigerem Ansehen erheben. Er soll auf unveräußerlichen Grundbesitz gegründet und durch ebenbürtige Ehen von aller Vermischung mit bürgerlichen Geschlechtern bewahrt werden. Nicht allein in der Armee, sondern auch in den höchsten Civilstellen soll er den Vorzug haben; er soll seine eigene abgesonderte Erziehung genießen, und zwar in zwei verschiedenen Rangklassen: die eine am Hofe, die andre bei den Regimentern.

Man würde Fenelon Unrecht thun, wenn man bei ihm, indem er diese Vorschläge macht, factiöse Absicht vermuthen

[1] De summi pontificis auctoritate. Oeuvres I, 380.
[2] Lettres sur l'autorité de l'église II.

wollte. In seiner Seele stellte sich der Staat, wie er sein soll, eben in den Gliederungen dar, die ihn bisher gebildet hatten. Wenn er den beiden höheren Ständen Vorzüge zusprach, so wollte er doch den bürgerlichen nicht unterdrücken: in der vornehmsten seiner Thätigkeiten, der gewerblichen, sollte derselbe vielmehr von aller Beschränkung befreit werden. Das Mercantilsystem hatte an Fenelon einen der eifrigsten Gegner. Warum, sagte er, wolle man fremde Manufacte ausschließen? Frankreich sei reich genug an Materialien und Arbeitskraft, um dessen nicht zu bedürfen. Warum wolle man den Holländern die Vortheile ihres Handels entreißen, welche nur der Preis ihrer Frugalität, ihrer verständigen Einrichtungen seien? Die Generalstände sollen ihm zufolge in Erwägung ziehen, ob es nicht besser wäre, alle Zölle für Eingang und Ausgang der Waaren aufzuheben.

Die Frage wird rege, wie nun bei dieser Freigebung der verschiedenen Elemente die Kraft des Staates zusammengehalten werden, wie Frankreich seine europäische Stellung alsdann zu behaupten hoffen könne.

Aber dieß Bedenken machte nur geringen Eindruck auf Fenelon. Er hält es für eine Thorheit, wenn ein Reich nach einer Ueberlegenheit strebe, wie sie das alte Rom oder Carl der Große besessen habe; principiell verdammte er den Eroberungskrieg: vielmehr müsse man alles vermeiden, was zu einer Eroberung führen könne; die wahre Ueberlegenheit eines Reiches über das andere bestehe in der Zahl der Unterthanen, ihrer bessern Zucht und größern Geschicklichkeit.

Und Niemand durfte ihm von einem Kriege reden, der zur Behauptung einer angefochtenen Succession nothwendig sei. Den Anspruch der Bourbonen auf die spanische Erbfolge hatte er von Anfang an verworfen, denn eine Nation könne niemals das Erbtheil einer Frau sein, aber er fügte hinzu, selbst ein begründeter Successionsanspruch müsse zurückstehen, wenn es die Sicherheit anderer Nationen so verlange. Er billigte die

Bündnisse, welche gegen die übermäßige Vergrößerung einer einzelnen Macht von den übrigen geschlossen werden. Sein Ziel ist der allgemeine Friede, der sich auf das Gleichgewicht Aller gründet.

Wie die auswärtigen Unternehmungen besonders dazu beigetragen hatten, die inneren Verhältnisse im Sinne der absoluten Monarchie zu entwickeln, so riefen die Mißstände, die nun im Innern eingetreten waren, nicht nur Reformtendenzen, sondern auch einen Widerspruch gegen die äußere Politik hervor. Sogleich in dieser Epoche erscheint England in Handel und Gewerbe, in Bezug auf die Begriffe von Nationalwohlfahrt und Reichthum, in seiner ständischen Organisation und seiner Politik des Gleichgewichts fast als das Muster von Frankreich: wiewohl die Art und Weise der Auffassung noch durchaus französisch ist.

Schon an sich eine Erscheinung von welthistorischer Bedeutung. Damals gebührte ihr doppelte Rücksicht, da die Voraussetzung gemacht werden durfte, daß der Zögling Fenelons, der zur Krone berufene Fürst, mit den Lehren des Meisters einverstanden, die angegebene Richtung zu befolgen gesonnen sei.

Fünftes Capitel.

Der Herzog von Bourgogne.

Nach allem, woraus man sich ein Urtheil bilden kann, würde der erste Dauphin, Sohn Ludwigs XIV., wenn er zur Regierung gekommen wäre, das Regiment seines Vaters, so weit es ohne dessen Geist möglich war, fortgesetzt haben. Er hatte sich nach dem Tode seiner Gemahlin sogar ein ähnliches häusliches Verhältniß gebildet, wie dieser: seine Erwählte, Mlle. Choin, mit der er ebenfalls in einer Art von Gewissensehe lebte, sammelte in Meudon eine kleine auserwählte Gesellschaft um sich her, wo sie andere Damen ungefähr ebenso behandelte, wie sie von Frau von Maintenon behandelt wurden. Doch hatte sie bei weitem nicht die Bildung oder den Geist, noch gewann sie das Ansehen ihres Vorbildes; einen bei weitem größeren Einfluß übten selbst in Meudon lange Zeit die Prinzessin von Conty, später die Herzogin von Bourbon aus; man meinte, die letztere und ihr Halbbruder, Duc d'Antin, würden das Ruder führen, wenn der Dauphin zur Regierung komme. Dessen Sohn, der Herzog von Bourgogne, war in dieser Gesellschaft nicht wohl angesehen, er würde, wenn sie Macht gewonnen hätte, schwerlich gute Tage erlebt haben. Manchem schien es, als würde die Regierung nur noch ungerechter und parteiischer werden.

Da geschah, daß der Dauphin im April 1711 durch einen plötzlichen Tod weggerafft wurde.

Plötzliche Todesfälle waren in der damaligen Generation des Hauses Bourbon recht häufig. Der Herzog von Orleans, Gemahl Elisabeth Charlottens, war im Jahr 1701, als er eben von Marly, wo er bei dem König zur Tafel gewesen war, nach St. Cloud zurückgekommen, sich in heiterer Stimmung zu seinem Abendessen niedergesetzt hatte, von einem Krankheitsanfall heimgesucht worden, der ihm in wenigen Stunden den Tod gab. Im Carneval 1710 besuchte Herzog Ludwig von Bourbon, wie es schien in voller Lebenskraft, Bälle und Maskeraden; man war in seinem Hause eben mit Vorbereitungen zu einem neuen Feste beschäftigt, als er, von einem Besuche zurückkommend, noch in dem Wagen von einem Schlaganfalle betroffen ward, in dessen Folge er ohne Besinnung in das Haus getragen wurde; nach wenigen Stunden war er verschieden.[1]

Der Dauphin nun ward im April 1711 von den Kinderblattern befallen, die damals in der Hauptstadt und den benachbarten Gegenden manche Opfer forderten, obwohl sie nicht bösartig waren. Das Uebel nahm einen regelmäßigen gefahrlosen Verlauf und schien gehoben; man wünschte dem Kranken schon zu seiner Genesung Glück; als ein Fleckfieber sich zu den Blattern gesellte und seinem Leben ein Ende machte, zwei Stunden, nachdem man noch die besten Hoffnungen hatte hegen dürfen.[2]

So wenig dieser Fürst durch ausgezeichnete persönliche Eigenschaften glänzte, so besaß er doch eine, die ihm die Herzen gewann, natürliche Gutmüthigkeit und Einfachheit; die Nation sah ihn mit einem gewissen Vertrauen an den Stufen des Thrones stehen und vermißte ihn mit Bedauern. Der König

[1] Elisabeth Charlotte erzählt 5. März 1710: „Wie er wieder zwischen 6 und 7 Abends nach Hauß fahren wollte, fand er sich in seiner Kutsch übel, befahl, man sollte ihn geschwind nach Hauß führen, aber nicht ahn die große stieg; wie er ahnkommen, mußte man ihn tragen. Man klopfte an die Hinterthür. Madame la Duchesse stund auf umb zu sehen, waß vor ein Geras war, wie sie selber die Thür aufmacht, findet sie ihren Herrn auf des Kutschers und Laquayen Armen wie todt."

[2] Aus dem Schreiben von Elisabeth Charlotte, Marly 16. April.

suchte sein Gefühl zu verbergen: er traf die Anordnungen für das Begräbniß mit aller der Ruhe, welche die Menschen an ihm kannten; aber, wie Elisabeth Charlotte erzählt, jeden Augenblick traten ihm die Thränen in die Augen: man sah, wie er in sich selbst von Schmerz zerfleischt war; „seine Betrübniß hätte einen Stein erbarmen mögen.“ [1]

Und wenigstens nicht ohne alle politische Bedeutung war dieser Todesfall. Hätte der erste Dauphin gelebt, so würde er immer auf seinen Sohn in Spanien eingewirkt und die Verbindung der beiden Kronen weit über den Tod Ludwigs XIV. hinaus verlängert haben.

Hierauf trat nun aber der Herzog von Bourgogne, sein Erbe, nunmehr Dauphin, in den Vordergrund. [2] Bei dem vorgerückten Alter des Königs hatte es alle Wahrscheinlichkeit, daß er nach wenigen Jahren in den Besitz der Krone gelangen würde: die ganze Aufmerksamkeit wandte sich ihm zu.

Seine Erziehung hatte einen bei weitem bessern Erfolg gehabt, als die des Vaters. Man rühmte die mannigfaltigen Kenntnisse, die er sich erworben habe; er kenne die Geographie von Frankreich wie den Park von Versailles, die ganze Folge der Zeiten stehe ihm stets vor Augen. Er besaß nicht allein Kenntnisse, sondern einen angebornen Sinn für die Feinheit des Ausdrucks und der Sprache, welchen Fenelon durch die Conversation, mit welcher er den Unterricht unterbrach, geflissentlich entwickelte. Was ihn aber am meisten auszeichnete, war

1 Elisabeth Charlotte, 18. April. Ganz Paris und die Prinzen sind verzweifelt: es war wohl ein abscheulich Gift, das diesen Armen ums Leben gebracht hat; — man habe, sagt sie, einen schwarzen Rauch aus seinem Munde fahren sehen, sein Gesicht sei pechschwarz geworden ꝛc.

2 Elisabeth Charlotte, 16. April 1711, bezeichnet den Unterschied, den man doch noch macht: „Der Duc de Bourgogne solle den Tittel Monseigneur nicht ganz kurz führen: wie sein Herr Vater gethan; sondern wan man mit ihm spricht, soll man nur Monsieur, und wan man von ihm spricht, Monsieur le Dauphin sagen; schreibt man ihm aber, soll man Monseigneur in den Brief setzen.“

der Begriff von Moral und Religion, den er mit einem Eifer in sich aufnahm, durch den er zu einem andern Menschen wurde. Er liebte das Spiel, aber seit der ersten Regung von Gewinnsucht, die er an sich bemerkte, vermied er es entweder, oder ließ doch nur einen sehr niedrigen Einsatz zu. Er fand Vergnügen an einem durch lebhaftes Gespräch gewürzten Gastmahl, gestattete es sich jedoch nur selten und hielt sich dann sehr in Maßen. Die Regelmäßigkeit der nämlichen täglich wiederkehrenden Beschäftigungen langweilte ihn so gut wie einen Andern, aber er hätte nie die Reihenfolge derselben unterbrochen. Man versicherte, er habe Geschmack an dem Schauspiel, bemerkte ihn aber wenig oder nie dabei.[1] Die Beispiele, die er vor sich sah, flößten ihm eine fast übertriebene Furcht vor weiblicher Verführung ein; er wurde damit am Hofe ein Gegenstand des Spottes; seine Gemahlin selbst hat darüber gescherzt. Die großen Gesellschaften waren schon darum nicht für ihn, noch auch er für sie, weil er sich zum Gesetz gemacht hatte, niemals etwas Uebles von Andern zu sagen; er erschien darin wie Einer, der sich nicht an seinem Platze fühlt und dem es angenehmer wäre, allein zu sein. Ich weiß nicht, ob man sagen darf, daß auch gewisse Eigenschaften Gaben des Glückes sind, und ob nicht eine angeborne Begabung dazu gehört, populär zu sein. Zurückhaltende, auf ihr inneres Dasein unaufhörlich reflectirende Naturen können es niemals werden. Der zweite Dauphin machte ohnehin äußerlich keinen guten Eindruck; er war schlecht gewachsen, was nur er selbst nicht zu wissen schien; denn ausschließend mit seinem Innern war er beschäftigt, das sich in seinem reinen geistvollen Auge spiegelte. So sehr religiöse oder kirchliche Rücksichten sonst an der Tagesordnung waren, so erregte doch die Art und Weise, wie

[1] Tiepolo 1708: vive con rara esemplarità e costumi di divotione si astiene d'ogni publico spettacolo. — Impiega tutto il suo tempo negli studj e nelli esercitii di pietà et di divotione prendendo il solo sollievo delle caccie.

er sich ihnen hingab, Anstoß; der König selbst mißbilligte, daß er einen Ball verließ, weil er einen Festtag nicht profaniren wollte; alle vierzehn Tage nahm er das Sacrament und ward nicht müde, unter der Direction seines Beichtvaters die Falten seines Herzens zu untersuchen. Man sah in ihm einen Sonderling, der nur dazu tauge, zu studiren und Frömmigkeit auszuüben. Die Ereignisse des Feldzuges von 1708, in denen er unglücklich gewesen war, wurden ihm großentheils zur Last gelegt und standen in frischer Erinnerung.

Es ist nicht unwahr, daß der großen Theilnahme, welche der Tod seines Vaters fand, sowohl die Ermüdung, welche die gegenwärtige Regierung hervorbrachte, als die Besorgniß vor der künftigen, der seinen, zu Grunde lag.

Ohne, so viel man sieht, hievon eine Ahnung zu haben, hielt er selbst sich für den von Gott zum Heil von Frankreich bestimmten Fürsten, der sich zu seinem großen Berufe gewissenhaft vorbereiten müsse. In der Zurückgezogenheit, in die er von den Hoffesten gleichsam flüchtete, hat er Ferne- und Naheliegendes in den Kreis seiner Studien gezogen, die Republik Plato's, die Einrichtungen des alten jüdischen Staates, auf die Bossuet so oft zurückgekommen war, aber auch die unmittelbar vorliegenden Geschäfte, insoweit ihn sein Großvater daran Theil nehmen ließ; er wünschte hauptsächlich mit Solchen umzugehen, die ihn darüber unterrichten konnten.

Er liebte, seine Gedanken niederzuschreiben, und einige seiner Aufsätze sind bekannt geworden, nicht in so unzweifelhaft authentischer Form, noch in solcher Vollständigkeit, daß man den Umfang und innern Zusammenhang seines Denkens mit Sicherheit daraus entnehmen könnte, aber doch sehr bezeichnend für seine Tendenzen und diese Stufe der französischen Staatsentwickelung überhaupt. [1]

[1] Sie waren in dem Hause an die Dauphine Mutter Ludwigs XVI. gekommen und unter die Papiere von dessen Vater gerathen. Der Abbé

An der Idee der religiösen Uniformität, wie sie sein Großvater durchgeführt hatte, hielt er ohne Wanken fest. Nach der Lehre Fenelons, daß Gott die Menschen in der wichtigsten aller Angelegenheiten nicht ohne sichere Entscheidung gelassen haben könne, verwirft er die Abweichung der Protestanten von der römischen Kirche als eine Auflehnung; die Wiederherstellung des Edicts von Nantes würde er selbst für ein politisches Unglück halten.

Den Streit des Erzbischofs von Paris mit den beiden Bischöfen, die ihn in seiner Diöcese beleidigt hatten, zu schlichten, war ihm übertragen worden, und er zeigte dabei so viel Unparteilichkeit, daß man ihn schon selbst einer Hinneigung zum Jansenismus zieh; allein wie einer seiner Aufsätze beweist, haßte er diese Lehre, weil sie eine Ungerechtigkeit in Gott voraussetze und die menschliche Freiheit zerstöre; er schloß sich auch hierin ganz an Fenelon an. Bei seinem Sühneversuch verwahrt er sich doch gegen die Anmuthung, als habe er das Amt eines Richters zwischen den Bischöfen ausüben sollen. Denn von der Unabhängigkeit des geistlichen Elements hatte er den lebendigsten Begriff.[1]

Aber er hegte doch nicht allein geistliche, sondern auch fürstliche Gedanken.

Mit Entrüstung verwirft er die alten Einmischungen des Clerus in die Geschäfte des Staates;[2] ein Geistlicher, der sich eine solche aus eigenem Bestreben anmaße, gehöre weder der Kirche noch dem Staate an; er bezeichnet ihn als ein Ungeheuer. Ohne allen Scrupel über das Recht der Könige, die

Soldini, Beichtvater Ludwigs XVI., sonderte sie davon aus und machte den Abbé Proyart darauf aufmerksam, der sie in der Vie du Dauphin Père de Louis XV. 1782 benutzt hat.

[1] Mémoire pour N. S. P. le pape, bei Proyart II, 296.

[2] On a flatté quelques papes d'une autorité imaginaire sur le temporel des souverains; mais le sauveur — a dit, mon royaume n'est point de ce monde. Bei Proyart I, 363.

geistlichen Stellen zu besetzen, geht er nur darüber zu Rathe, wie es am nützlichsten geübt werde: ob es besser sei, den bischöflichen Stuhl mit einem Eingeborenen der Diöcese zu besetzen, oder mit einem Fremden. In gewisser Beziehung vindicirt er doch dem bürgerlichen Gemeinwesen ein Recht auf die geistlichen Güter, insofern nämlich ein großer Theil ihres Ertrages den Armen gehöre. Vorzüglich beschäftigt ihn das Mißverhältniß des Einkommens des hohen und des niedern Clerus: er hat dem König eine Theilung der Beneficien erster Klasse vorgeschlagen; dieser hat ihm dagegen die Anordnungen der Stifter in Erinnerung gebracht; aber er hält es nicht allein für erlaubt, sondern für Pflicht, in einem und dem andern Falle die Absicht der Stifter auszulegen, nach Vernunft und Religion.[1]

Zu seinem Unterricht über den Zustand der Provinzen war schon vor zehn Jahren eine statistische Beschreibung derselben unternommen worden, die in der Geschichte der Statistik Epoche macht. Dem Prinzen selbst schrieb man die Instruction zu, welche die Arbeit einleitete, und mit Vergnügen bemerkten Edelleute von altem Schrot und Korn darin eine der Regierung sehr ungewöhnliche Theilnahme für ihren heruntergebrachten Stand. Auch im Gespräch zeigte der Dauphin den Wunsch, die alte Verfassung desselben zu erneuern, durch welche er zu seinen großen Diensten fähig geworden sei, und ihn nicht so ganz unter die Intendanten gebeugt zu sehen. Aber aus seinen Schriften sieht man, daß er adelige Geburt doch nicht als Bedingung der Beförderung, weder in geistlichen noch auch in militärischen Stellen betrachten wollte. Er selbst hatte einen gemeinen Soldaten, der sich auszeichnete, zum Capitän ernannt, was um des guten Eindrucks willen in allen Regimentern nachzuahmen wäre.

Gern unterhielt er sich mit Vauban über die Vereinfachung des finanziellen Verwaltungssystems. Ohne sich auf die Theorie

[1] Les biens ecclésiastiques son biens de l'état, comme les biens séculiers: ils nourrissent également les sujets de l'état etc. Ibid. 373.

einzulassen, erklärte er doch seinen Abscheu vor den Uebergriffen der größeren Besitzer in Bezug auf die Taille, vor den fortschreitenden Exemtionen und der daher rührenden doppelten Belastung des armen Volkes.

So will er der Ueberbürdung der einzelnen Provinzen abhelfen, zwischen rechtmäßigen und unrechtmäßigen Zöllen unterscheiden und die letztern vernichten, den Frohnden ein Ende machen, die besonders in den entfernten Provinzen durch die Beamten der großen Herren übertrieben werden, und ihren Titeln nachforschen. Er ist der Meinung, durch eine Herstellung des Rechtmäßigen in jedem Zweige viel ausrichten zu können. Die Erleichterung des gemeinen Mannes und des gemeinen Soldaten liegt ihm vor allen Dingen am Herzen. Er hat in Marly mehr als einmal den Grundsatz Fenelons ausgesprochen: die Fürsten seien für die Unterthanen da, nicht die Unterthanen für ihre Fürsten.

Von dem Berufe des Königthums und der Schwierigkeit, ihn zu erfüllen, erwuchs ihm selbst aus diesem Grundsatz ein sehr lebendiger Begriff. Der Kriegsmann, sagt er, gehe in die Winterquartiere, jeder Magistrat habe seine Vacanzen; der König dürfe sich keinen Tag Ruhe gönnen. Er lebe in einem steten Wirbel von Geschäften, beunruhigenden Sorgen, mühevollen Arbeiten; er habe alles, und nichts gehöre ihm; oft schlage zum Unglück aus, was er am besten gemeint habe, und für alles müsse er die Verantwortung tragen, für das Gute, das man unterläßt, für das Böse, das man thut; selbst sein Seelenheil gerathe in Gefahr.

Wahrscheinlich hängt es mit dieser Vorstellung von der ungeheuren Verantwortlichkeit der Selbstregierung zusammen, wenn er auf eine veränderte Form derselben dachte.

Ludwig XIV. war sein eigener erster Minister: Niemand hatte neben ihm die Uebersicht des Ganzen. Der Dauphin faßte die Absicht, sich nicht eigentlich einen seine Stelle vertretenden ersten, aber doch einen allgemeinen Minister zur Seite

zu setzen, um die Thätigkeit der übrigen zu leiten und ihren sonst unvermeidlichen Entzweiungen entgegenzuwirken. Es scheint, als habe er weder Kanzler noch Großsiegelbewahrer beibehalten, sondern das Siegel jedem Minister für sein Fach anvertrauen wollen. Noch waren die allgemeinen Ministerien in Frankreich so wenig wie in den andern Staaten von der Verwaltung einzelner Provinzen oder Regionen gesondert. Der Dauphin hatte den Plan, ein Ministerium des Innern und ein von jeder andern Thätigkeit freies Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten zu gründen. In dem ersten sollte man, was jetzt gar nicht geschehen könne, auf allgemeine Verbesserungen Bedacht nehmen; das zweite sollte zugleich die Leitung des Kriegswesens zu Land und See haben. Aber überdieß: die Unterabtheilungen der Ministerien sollten über ihre bisherige Stellung dadurch erhoben werden, daß ihnen eine consultative Stimme eingeräumt, der Minister gewissermaßen an ihr Gutachten gebunden würde. Der Gedanke beruhte darauf, die Anstellung als den Preis des größern Verdienstes zu betrachten; jede vacante Stelle sollte durch Vorschlag aus der ihr zunächst vorangehenden untern Stufe hervorgehen, aus den Requetenmeistern die Staatsräthe, aus diesen die Minister.

Darin nun stimmte hienach der Herzog von Bourgogne mit Fenelon überein, daß auch er der unbedingten Alleinherrschaft von oben her Einhalt thun wollte, aber es erhellt nicht, daß er die ständischen Entwürfe seines Lehrers getheilt habe: vielmehr erblickte er das Heil in der besseren Organisation und größeren Selbständigkeit eines auf sich selbst beruhenden und sich selbst ergänzenden Beamtenstandes, in welchem das Aufsteigen zu höherem Rang sich lediglich auf das Verdienst gründen sollte.

Niemand kann den Gang, den eine Regierung nehmen wird, nach den Aeußerungen des Fürsten vor dem Antritt derselben ermessen wollen; aber eben so wenig darf mon ihre Bedeutung leugnen, zumal wenn sie auf so tiefen und langgenährten Grundsätzen beruhen. Eine Veränderung der Regierungsform, in

einer mehr populären, den Antheil am Staate erweiternden, auf allgemeines Wohlwollen gegründeten Richtung, erwartete Jedermann, und sie würde ohne Zweifel eingetreten sein. Wie die Dinge der Welt lagen, so würde sich der Herzog eine Regierung voll innerer Stürme, aber eine höchst merkwürdige und bedeutende geschaffen haben.

An seiner Seite stand eine Frau, die von ihm in äußerer Erscheinung unendlich verschieden, doch eigentlich recht für ihn geschaffen war. Sie scherzte über seine Gelehrsamkeit, man werde ihn einst Ludwig den Gelehrten nennen, über die ehrerbietige Entfernung, in der er sich von dem König hielt, mit dem sie dagegen wie mit dem Familienvater auf das vertraulichste umging. Sie fand Geschmack an den Festlichkeiten des Hofes, die nicht selten eben ihr zu Ehren veranstaltet wurden; sie wünschte zu gefallen und gefiel; der Zurückgezogenheit ihres Gemahls setzte sie gesellschaftliche Bewegung, Anmuth und Liebenswürdigkeit entgegen. Wenn der Dauphin ihr eine leidenschaftliche Zuneigung widmete, so lehnte sie doch ab, daß sie ihn beherrsche, wie man ihr nachsagte; sie versicherte, es sei ihr vielmehr wunderbar, wie sehr sie sich zuletzt in Alles füge, was er wünsche und fordere. Besonders seit den Unfällen des Feldzuges und den Zwistigkeiten mit Vendome hatte sie für ihn Partei zu nehmen angefangen: da war er nicht glücklich gewesen, und es war ihm Unrecht geschehen. Sie verehrte seine Eigenschaften und schien in den spätern Jahren nur für ihn und in ihm zu leben.[1]

An diese Vereinigung von Ernst und Liebenswürdigkeit, die Alles hinriß, was mit ihr in Berührung kam, knüpfte man die besten Erwartungen, für den Augenblick wegen der günstigen Einwirkung, die sie auf den König haben, sowie für die Folge-

[1] Tiepolo faßte sie etwas anders auf: E amata del marito molto piu che l'ama, ma a l'incontro impiega ogni finezza con M^{ma} di Maintenon, acciochè contribuisca à fargli ottenere la sodisfazione che brama. Er hielt sie für klug, sparsam und eigensüchtig, wie ihr Vater sei. A suo tempo puo procurarsi parte nel comando.

zeit, wo sie den Thron einnehmen würde. Mochte der Dauphin in Paris und vielleicht im Lande nicht beliebt sein, Alle, die ihn kannten und denen es Ernst mit dem Wohle von Frankreich war, setzten ihre Hoffnungen auf ihn.

Wie berechtigt diese aber auch waren, so sollten sie sofort in Nichts zerrinnen.

Im Februar 1712 erkrankte die Dauphine an den Rötheln, die damals in der Umgegend von Versailles herrschten, und starb nach wenigen Tagen.

Von dem Verlust der Gemahlin erschüttert und dann von derselben Infection ergriffen, gerieth der Dauphin gleich darauf in einen Krankheitszustand, der Andern bedenklich und ihm selber vom ersten Augenblick an hoffnungslos vorkam. Es bezeichnet ihn, daß er, wenn man ihm von seiner Genesung redete, nur damit antwortete, daß er die Gesundheit seines Großvaters dem Himmel anempfahl: „Domine salvum fac regem." Ohne daß dieser etwas erfuhr, ließ er sich einst in der Nacht einen Altar in seinem Zimmer aufrichten und empfing die Sterbsacramente; gleich darauf hörte man ihn irre reden: es schien, als ob er in den Krieg zu ziehen meinte; er verschied am 18. Februar 1712.

Wenn schon der Tod des ersten Dauphin ein Verlust war, den Jedermann empfand, wie viel größer war noch das Ereigniß, das in dem Tode des zweiten lag. Denn was kann es in der monarchischen Verfassung, sobald die Dynastie gesichert ist, Wichtigeres geben, als die ununterbrochene Aufeinanderfolge entwickelter und durch ihre Eigenschaften für die Fortsetzung der Regierung befähigter Männer. Ein tiefes Gefühl von der Vorbedeutung dieses Todesfalls ging durch das Land. Bei den Exequien hörte man sagen, man trage Frankreich zu Grabe.[1]

[1] Elisabeth Charlotte, Versailles den 5. März 1712. „Der König jammert mich von Hertzen; er zwingt sich um gutte Minen zu machen undt man sieht doch, daß er innerlich leydt. Gott erhalte uns den König, sonsten wird es doll hergehen." 13. März. „Monsieur le Dauphin ist gar gewiß auß Leydt gestorben, er liebte seine Gemahlin unerhört."

Aus der Ehe, die wir schilderten, waren drei Knaben entsprossen: der erste starb noch vor den Eltern, der zweite unmittelbar nach ihnen an derselben Krankheit; der dritte ward, wie man sagt, nur durch die Widersetzlichkeit der Wärterin gegen die nämliche Behandlung, welcher der Bruder erlegen war, gerettet. Es ist Ludwig XV., damals ein Kind von zwei Jahren.

Dem König lebte noch ein dritter Enkel, Carl Herzog von Berry, und auch dieser war schon vermählt, auf die damals beliebte Weise, in der eigenen Familie. Man hatte ihm Marie Louise Elisabeth, die Enkelin Elisabeth Charlottens, Tochter des Herzogs Philipp II. von Orleans, also auch Enkelin des Königs selbst, zur Gemahlin gegeben. Frau von Maintenon und die Herzogin von Bourgogne hielten diese Verbindung unter den damals möglichen für die rathsamste: der König wünschte die Familie seines Bruders mit immer neuen Banden an die seine zu fesseln. Die junge Dame entsprach jedoch keineswegs den von ihr gehegten Erwartungen: sie zeigte eine Launenhaftigkeit und ein rücksichtsloses, eigensüchtiges Wesen, durch das sich der König verletzt fühlte. Elisabeth Charlotte, die wieder freundlicher behandelt wurde, bekam zuweilen den Auftrag, ihrer Enkelin Vorstellungen zu machen, wie sie sich ausdrückt, „ihr zu predigen, sie zu filzen,“ was dann Thränen zur Folge hatte, aber keine Besserung. Der Herzog von Berry, früher ein liebenswürdiges und angenehmes Kind, später ohne allen Sinn für eine ernste Thätigkeit, nur den Vergnügungen lebend, die einen Tag nach dem andern erfüllten, hing seiner Gemahlin mit Leidenschaft an. Was soll man sagen zu diesem Verhältnisse, er ward eifersüchtig auf seinen eigenen Schwiegervater. Ob Berry jemals fähig sein würde, nach dem Tode Ludwigs XIV. im Namen seines Neffen die Zügel der Regierung in die Hand zu nehmen, diese würdig zu führen, bezweifelte man von Anfang an. Aber auch er ward im Frühjahr 1714, noch nicht dreißig Jahr alt, höchst unerwarteter Weise durch den Tod weggerafft. Hier, wo die Geschichte der Familie mit der Geschichte

des Reiches so nahe zusammentrifft, werden die Krankheiten der königlichen Kinder von historischer Wichtigkeit. Der Herzog von Berry erzählte noch selbst, er habe auf der Jagd sein mit den Vorderfüßen ausglitschendes Pferd mit heftiger Anstrengung zurückgezogen und zum Stehen gebracht, so daß ihm dabei der Sattelknopf die Brust verletzt habe; aus einer Vernachlässigung dieser Verletzung leitete er seine Krankheit ab. Sie trat unter Symptomen auf, wie die seines Bruders und seiner Schwägerin: bald war auch für ihn keine Rettung; der alte König kam in den Fall, wie seinen Sohn, so auch dessen Söhne, seinen ersten und seinen dritten Enkel, vor seinen Augen sterben zu sehen; er selbst hat für diesen die Sterbesacramente herbeigeholt.[1]

Und entsetzlich zu sagen, eben Den, welcher nun die nächste Aussicht auf die Regentschaft bekam, den Herzog von Orleans, hielt man für fähig, diese Todesfälle, die ihm Platz machten, durch Gift vorbereitet zu haben. Am Hofe, in der Stadt und im Lande war es die allgemeine Meinung, die nur der König nicht theilte.

Dessen Leben empfing nun in seinen hohen Jahren einen verdoppelten Werth. Um sich in der Hoffnung einer langen Dauer desselben zu bestärken, sammelte man die Beispiele höchsten Alters, das man Zeitgenossen erreichen sah. Warum solle der König, der noch gesund sei, nicht eben so lange leben? Dann würde er noch selbst die Regierung in die Hände seines Urenkels überliefern können.

[1] Elisabeth Charlotte, Marly 6. Mai 1712. „Er (der Duc de Berry) hatt biß ahn sein Endt große considération vor seinen Groß herr Vatter den König erwießen, denn alß man ihm andeutte, ob er nicht wollte le viatique und extrême onction empfangen, andtworte er ouy, très volontier, mais que ce ne soit qu'apres le couche du Roy pour lui espargner ce triste spectacle qui pouroit le trop touscher, es wurde ihm aber übel, da sagte J. L. S. non, ne reculons rien, je vois que cela presse, der König hatt daß hl. Sacrament selber geholt; wir alle bey dießer traurigen Ceremonie so 3/4 stundt wehrt; man kann nichts betrübteres denken, das Herz bärst einem darbey."

Sechstes Capitel.

Ausgang Ludwigs XIV.

Unter dem Schmerz und Trübsinn dieser Verhältnisse, wahrscheinlich doch weder von dem gräßlichen Verdacht, noch von dem Schimmer der Hoffnung, der sie durchbrach, tief berührt, bewegte sich Ludwig XIV. auf dem Wege seiner Staatsverwaltung weiter, die ihm bei jedem Schritte in den inneren wie den äußeren Geschäften ernste Schwierigkeiten darbot.

Mit wie viel Widerwärtigem waren selbst die Friedensunterhandlungen mit England, deren Glück sonst alle Erwartung übertraf, verbunden.

Der einzige Trost nach dem Verlust des Dauphins und der Dauphine wäre für den König gewesen, deren Geschwister, seinen Enkel von Spanien und dessen Gemahlin bei sich zu sehen. Aber sie konnten sich nicht aus Spanien entfernen: eine Zusammenkunft zwischen den beiden Königen hätte ganz Europa in Bewegung gesetzt: man mußte davon zurückkommen.

Auch der von Ludwig XIV. anerkannte, fast zu einem Mitgliede der Familie gewordene junge Stuart durfte nicht mehr in seiner Nähe weilen. Als ihn Ludwig XIV. von sich ließ, ermahnte er ihn noch, der katholischen Kirche treu zu bleiben, und versprach ihm Dienste der Freundschaft, wenn er ihm deren wieder leisten könne. Der junge Fürst empfahl ihm seine Mutter; diese sprach ihren Dank für das Gute aus, das sie bisher erfahren hatte: in tiefem Schmerze vereinigte sich Alles

in der Lehre, daß man sich dem Willen Gottes unterwerfen müsse.[1]

Nach dem Frieden von Utrecht blieben doch die großen Verhältnisse gespannter und zweifelhafter Natur: noch war man lange nicht so weit, daß man die Waffen hätte niederlegen können.

Im Jahre 1714 flammte in Catalonien der Aufruhr gegen Philipp V. aufs neue auf. Wie denn der Friede zwischen Spanien und dem Kaiser noch nicht abgeschlossen war, so meinte die Bevölkerung auf Hülfe von Deutschland her zählen zu dürfen; den Widerstand, den sie dem bourbonischen König entgegensetzte, entschuldigte sie mit der unverbrüchlichen Treue, die sie ihrem Fürsten aus dem Hause Oesterreich schuldig sei. Ohne die Hülfe von Frankreich konnten die Castilianer Cataloniens niemals Meister werden. Doch trug Ludwig XIV. Bedenken, ihnen mit vollem Nachdruck beizustehen, so lange sie ihren Frieden mit Holland, für welchen er gut gesagt hatte, abzuschließen zögerten.[2] Endlich kam dieser (im Juni 1714) zu Stande: hierauf im Juli erschien der Herzog von Berwick vor Barcelona, um die Belagerung zu leiten. Neben zwanzig spanischen standen funfzig französische Bataillone unter seinem Befehl;[3] eine französisch-spanische Escadre unter dem Commandeur Belle-Fontaine schloß den Hafen. Barcelona leistete einen Widerstand, wie er von Alters her nur in Spanien geleistet worden ist: am 11. September ward es durch einen Sturm genommen, dessen Wuth sich von den Basteien in die Straßen, die Kirchen und unter dem Geschrei: „tödtet und brennet!“ bis in die Häuser

1 Mme de Maintenon à Mme des Ursins II, 309.

2 Eben da: II, 60. On comprend ici parfaitement l'importance du siège de Barcelone, mais encore plus celle de la paix avec les Hollandais.

3 Vgl. Berwick Mem. II, 205. De Quincy VII, 353 berechnet 39 spanisch-wallonische und 68 französische Bataillone, er zählte sämmtliche Truppen der Provinz.

fortsetzte. Ueber das Verderben, das die Stadt hiedurch betraf, tröstete sich die Madrider Regierung damit, daß sie, der Lande der Krone Aragon endlich vollkommen Meister, durch keine Privilegien mehr gebunden und im Stande sein werde, Ordnung in Spanien zu machen; sie erkannte an, daß sie auch dafür dem König Ludwig und seinem Marschall verpflichtet sei.

Es dauerte bis in den Juli 1715, ehe auch Majorca sich unterwarf. Zweiundzwanzig französische und zweiundzwanzig spanische Bataillone haben dabei zusammen gewirkt; Yviça, Cabrera und Formentera mit ihren Forts kehrten dann in den Gehorsam Philipps V. zurück.

Die Castilianer hätten nichts mehr gewünscht, als sich mit aller ihrer Macht auf Portugal werfen zu dürfen; für Alles, was sie von der Monarchie hatten aufopfern müssen, würden sie in der Erwerbung dieses Landes einen hinreichenden Ersatz gesehen haben. Ludwig XIV. bemerkte diese Entwürfe, war aber weit entfernt, seinen Enkel in denselben zu bestärken: seine Absicht ging vielmehr dahin, den Frieden auch auf der pyrenäischen Halbinsel zu Stande zu bringen, vor allem die alten Verhältnisse der Allianz zwischen Frankreich und Portugal wieder herzustellen und die den Franzosen während des Kriegs verloren gegangenen Handelsvortheile wieder zu erlangen. Um keinen Preis hätte er sich aufs neue in Kriegsgefahr begeben mögen. [1]

Nach der Thronbesteigung Georgs I. in England stellten die Freunde des Prätendenten die Ansicht auf, daß mit dem Tode der Königin Anna auch die Verpflichtungen, die Ludwig XIV. mit England eingegangen, aufgelöst seien; er ließ sich mit diesem Vorwand nicht bestechen: er wies die Anmuthungen dieser Partei, so günstig er ihr in seinem Herzen war, zurück, und wenn dieselbe nicht sofort etwas Entscheidendes unternahm,

[1] Instruction an Mornay, bei Flassan IV, 379.

so lag der Grund hauptsächlich in dem Mangel an Unterstützung von französischer Seite.[1]

Daran aber, die durch den Frieden vorbehaltene Machtstellung gegen England zur See wie zu Lande zu behaupten, hielt er mit Eifer fest. Er fand sich in die Nothwendigkeit, den Hafen von Dünkirchen zu schließen, aber unverzüglich legte er Hand an, die nahe Rhede von Mardyk durch einen neuen Kanal in einen solchen Stand zu setzen, daß sie diesen Verlust ersetzen konnte. Die Engländer säumten nicht, sich darüber zu beschweren, und auch in Frankreich hat man gefragt, ob es nicht gegen den Geist des Utrechter Vertrags laufe, wenn es auch mit dem Buchstaben zu vereinigen sei; aber Ludwig XIV. bestand darauf, daß er nur für Dünkirchen, nicht für Mardyk Verpflichtungen habe; er schien es übel zu nehmen, daß man ihm in der Vorkehrung von Dingen, die er zum Wohl seiner Unterthanen für nöthig halte, Vorschriften machen wolle.[2]

Vor allem trug er Sorge, nachdem die Kriegsmarine seiner Nation die schwersten Niederlagen erlitten hatte, ihr nicht auch den Handel entreißen zu lassen. In den Instruktionen seiner Gesandten bilden die handelspolitischen Interessen immer ein wesentliches Moment. Das spätere Colonialsystem der Franzosen beruht größtentheils auf der Grundlage, die Ludwig XIV. ihm gegeben hat.

Den letzten Kriegen zum Trotz, und eben während derselben,

[1] In einer Denkschrift Berwicks von 1715 heißt es ausdrücklich: „Le Roi Jacques n'a point d'ami ni d'allié de qui il puisse espérer aucune assistance. — Tout le monde étant las de la guerre ne tend que vivre en paix.“ Mémoires de Berwick II, (Pet. 66) 229.

[2] Daß das sein Sinn war, geht nicht allein aus dem Worte hervor, das er damals gesagt haben soll, und das Voltaire bestreitet, Andere festhalten. Nach Tindal Continuation V, 408 erwiderte Ludwig XIV.: that the treaty of Utrecht did not deprive the king of the natural right of a sovereign, to make what works he should judge proper for the preservation of his subjects. Denn zunächst sollte der Canal dazu dienen, das Land vor Ueberschwemmung zu sichern.

war die vornehmste französische Niederlassung in Ostindien, Pondichery, in Blüthe gekommen. Von den einheimischen Fürsten auf gesetzmäßige Weise durch Kauf erworben, einmal an die Holländer verloren, von denselben aber im Frieden von Ryßwik in besserm Zustand herausgegeben, war dieser Platz durch die umsichtige Bemühung eines hiezu besonders geeigneten Mannes, der nicht ganz vergessen zu werden verdient, Franz Martin, zu einer großen Bedeutung gelangt; in Schaaren sammelten sich daselbst die Eingebornen, weil ihnen Sicherheit des Lebens und des Erwerbes geboten war; und vom Hofe her versäumte man nicht, die Missionare, welche dieselben in ihren religiösen Gefühlen zu beleidigen liebten, zur Mäßigung anzumahnen; die Franzosen verwalteten das Gebiet mit ungewohnter Ruhe und Gerechtigkeit.

In Westindien begannen damals die Culturen, welche den dortigen Ansiedlungen ihren Werth verliehen haben.

Im nördlichen Amerika waren im Frieden Verluste erlitten, aber nicht allein Cap Breton und die Fischereien an den Küsten sammt Canada behauptet worden, sondern auch das Delta des Missisippi und Texas; aus den Freibriefen des Königs sieht man, daß er die Möglichkeit einer Verbindung zwischen diesen Regionen, so entfernt sie von einander waren, sehr wohl kannte und eine solche vorzubereiten suchte. Wie die englischen Colonien auf dem Grundsatz der protestantischen Independenz, so beruhten die französischen auf einer sehr eigenthümlichen Vereinigung des Royalismus und Katholicismus. Wunderbare Scenen, als die wilden Stämme vom obern See und von jenseit desselben sich an den Stätten sammelten, wo die Fahne des Kriegs und das Kreuz zusammen aufgerichtet waren, und unter diesen doppelten Zeichen mit den Kriegsleuten des Königs Verbindung schlossen. Am hohen Missisippi verkündigte Pater Marquette den Glauben an den wahren Gott und zugleich den Ruhm des großen Capitäns der Franzosen.

Die Handelsniederlassungen waren so streng katholisch wie

das Mutterland. Wehe dem Reformirten, der irgendwo ergriffen ward; die strengsten Satzungen der Ordonnanzen wurden an ihm vollzogen. Die Consuln hatten Befehl, allen Religionärs, obwohl gebornen Franzosen, ihren Schutz zu versagen: der französische Gesandte drang bei der spanischen Regierung darauf, daß sie in keiner Handelsstadt geduldet würden.[1]

So hat König Ludwig auch innerhalb Frankreichs seine letzten Jahre noch mit den herbsten Verordnungen gegen die Protestanten bezeichnet; es war die Consequenz seines Lebens; er sah darin die Erfüllung einer Pflicht. Bemerken wir aber, wie nun auch gerade seine starre religiöse Gesinnung, gegen die Jansenisten gewendet, diese Jahre mehr als irgend ein politisches Ereigniß mit Bitterkeit erfüllt hat.

Die Bulle Unigenitus, welche die Lehren des Quesnelschen Buches im Einzelnen verdammte, war, wie erwähnt, von Rom eingetroffen, und der König sah seine Aufgabe darin, sie nun auch in seinem Reiche zur Geltung zu bringen.

Der erste Vorschlag war, die Bulle den einzelnen Bischöfen zuzufertigen und sie von jedem besonders annehmen zu lassen: dieß wurde jedoch verworfen, weil es eine Neuerung sei, die einmal gefährlich werden könne. Wie es schon öfter geschehen: die Bulle wurde einer außerordentlichen Versammlung der eben um ihrer Geschäfte willen in Paris befindlichen Prälaten vorgelegt. Der Nuntius hätte dann wenigstens gewünscht, eine Prüfung derselben zu vermeiden, aber wie die königlichen Räthe, so hielten auch die vornehmsten Prälaten eine solche für nothwendig. Eine Commission wurde von dem Cardinal Erzbischof Noailles selbst ernannt, und innerhalb derselben hat es nun nicht an Einwendungen gefehlt. Eine der vornehmsten war,

[1] Principes de M. Pontchartrain fils sur la marine 1700—1710. S. V, 420.

daß unter andern auch der Satz Quesnels, man dürfe aus Furcht vor einer ungerechten Excommunication seine Pflicht zu thun nicht versäumen, verdammt worden war. Die Bischöfe nahmen an, Quesnel habe damit nur die Weigerung, das Formular zu unterzeichnen, bekräftigen wollen, und fanden insofern die Verdammung gerecht, aber sie erkannten doch, daß es in der That Pflichten gebe, bei deren Erfüllung man sich durch keine Excommunication hindern lassen dürfe, wie der Dienst Gottes und die Treue gegen Fürst und Vaterland.[1] Die Commission entschied, daß man die Bulle, wie sie sei, annehmen, die entgegenstehenden Bedenklichkeiten aber durch eine ihre Bekanntmachung begleitende Pastoral-Instruction beseitigen solle.

Auf diese Weise hoffte sie die Annahme der Bulle mit der gegen einen möglichen Mißbrauch derselben nöthigen Fürsorge zu vereinigen; sie gewann damit den Beifall der Versammlung; eine große Mehrheit, von 40 Stimmen gegen 9, schloß sich ihrer Ansicht an.

Von dem König dürfte man an sich nicht glauben, daß er am Ende seiner Tage die gallicanischen Freiheiten, die er einst so entschieden in Schutz genommen, aufzugeben geneigt gewesen wäre. Noch im Juli 1713 hat er den Versuch des Papstes, einem Prälaten die kanonische Institution zu verweigern, der früher eine These zu Gunsten der gallicanischen Freiheiten vertheidigt hatte, zurückgewiesen, weil er zwar die Verpflichtung, die Sätze von 1682 zu lehren, aufgehoben habe, aber damit nicht die Freiheit, sie anzunehmen: nur einem Ketzer dürfe der Papst die Institution verweigern, den Gallicanismus werde man in Rom nicht zu den Ketzereien rechnen. Auch jetzt sah er gern, wenn gegen den möglichen Mißbrauch der Bulle Vorkehrungen getroffen wurden, er ließ in dieser Hinsicht dem

[1] Instruction pastorale au sujet de l'acceptation de la constitution. Proc. Verb. VI, 1294.

Parlament alle seine Freiheit.[1] Ihm war es genug, wenn die Bulle nur überhaupt im Reiche angenommen wurde: er wünschte es ihres dogmatischen Inhalts halber.

Aber eben aus demselben Grunde fand er auch Widerstand. Die Anhänger der in der Bulle verworfenen Doctrinen waren entschlossen, durch alle in dem französischen Kirchenrechte erlaubte Formen ihrer Annahme zu widerstreben. Neun Bischöfe, an ihrer Spitze der Cardinal Noailles, wollten sich nur dann zur Acceptation verstehen, wenn der Papst selbst sich zu einer Erklärung der ihnen in derselben anstößigen Punkte herbeilasse.

Der König meinte durch den Widerspruch einer so geringen Minderheit — „neun gegen vierzig" hörte man ihn ausrufen — an nichts gehindert zu werden, was dazu führen könne, die Bulle zu einem allgemeinen Reichsgesetz zu erheben. Von allen Angelegenheiten, die ihm vorlagen, erschien ihm diese als die wichtigste. Parlament und Sorbonne wurden zur Annahme der Bulle gedrängt, die Widerstrebenden mit der königlichen Ungnade heimgesucht. Da auch der Papst die Pastoralinstruction, — obgleich sie Grundsätze enthielt, welche in Rom mißfielen, so daß der Nuntius sich weigerte, sie daselbst vorzulegen,[2] — als sie ihm durch eine directe Botschaft zukam, beifällig aufnahm, weil sie im Allgemeinen Ehrerbietung zeige, so schien jeder Widerspruch schweigen zu müssen.

Aber mit den geistlichen Ueberzeugungen und Antipathien ist es schwer eine Abkunft zu treffen. Nicht eine Billigung der

[1] Wie der Herzog von Orleans später gesagt hat, qu'il suivrait la pratique du feu roi, qui faisait le mieux qu'il pouvait à faveur du Pape, pour ne pas se remettre avec lui, et qui laissoit ensuite le parlement faire tout ce que les libertés de l'eglise gallicane exigeoient. Journal de Dorsanne II, 19.

[2] Ottieri VI, 293, der an dieser Stelle authentische Quellen benutzt hat, sagt von ihr: contenevansi in quella alcune massime altamente sostenute da Francesi, non correspondenti a quelle di Roma e di altre chiese.

Pastoralinstruction in Rom, sondern eine eigene Erklärung des römischen Stuhles über die Bulle forderten die dissentirenden Bischöfe und meinten, kraft ihrer bischöflichen Rechte in ihren Diöcesen die Annahme verweigern zu dürfen, so lange eine solche nicht vorliege. Zuerst, im März 1714, wies der Bischof von Tours seine Diöcese an, die Bulle zwar hochzuhalten, aber nicht als angenommen zu betrachten. In diesem Sinne erließ der Erzbischof der Hauptstadt selbst ein Mandement; ehe die Freiheit der katholischen Schulen gesichert und die Gewissen über jene Bedenklichkeiten beruhigt seien, verbot er den ihm untergebenen Geistlichen, bei Strafe der Suspension, die Bulle anzunehmen. Diesem Beispiele folgten die übrigen nach.

So brach nach so vielen Versuchen der Vermittelung und der Aussöhnung doch der offene Zwiespalt in der französischen Kirche aus.

Die kirchliche Opposition sah in dem Verfahren des römischen Stuhles sowohl wie des französischen Hofes nur ein Parteibestreben der Jesuiten. Denn die von diesen seit den Zeiten Molinas ergriffene Doctrin werde jetzt der tiefen, echt religiösen Lehre, die man als Jansenismus bezeichne, in Rom selbst vorgezogen; Pater le Tellier leite jeden Schritt des Königs in dieser Sache; dessen Wunsch und Willen reiße die nachgiebigen Bischöfe mit sich fort; so daß die ganze kirchliche Autorität eine Beute des Jesuitismus werde und der Widerstand eine doppelte Pflicht sei. Sie betrachtete es als ein moralisches Verdienst, daß sie einen solchen leistete, und hatte dabei den größten Theil des Publikums und die Population von Paris auf ihrer Seite. Der König selbst hielt dagegen für seine Pflicht, die Uniformität der Lehre durchzuführen. Daß die Jesuiten an dem Ausspruch des Papstes festhielten und ihre ganze Thätigkeit dafür einsetzten, machte ihm den Orden um so lieber. Wer will unterscheiden, ob sie mehr seine Meinungen hervorriefen, oder ob ihnen ihr Beifall seine Gunst zuwandte? Wie sie, so verstand auch er jetzt das kirchliche Regiment. Gegen Alle, die

ihm darin widerstrebten, war er unerbittlich. Weil der Kanzler Pontchartrain, der auf die parlamentarische und gesetzliche Seite der kirchlichen Angelegenheiten einen so großen Einfluß ausübte, geradezu erklärte,[1] er denke über dieselben nicht wie der König, so ward er ohne Rücksicht auf seine vieljährigen, überaus nützlichen Dienste entlassen und der Staatssekretär Voisin, der sich hierin schon längst dem königlichen Willen gefügig erwiesen hatte, an die erledigte Stelle gesetzt.

Aber die Frage war immer, wie man den andauernden Widerspruch auf legale Weise beseitigen könne.

Da alle Aussöhnungsversuche sich unwirksam zeigten — denn zu einer reinen und einfachen Acceptation ließ sich Noailles nun einmal nicht bringen — und der König erklärte sich selbst gegen jedes Abkommen, das nicht vollkommen genüge —, so gerieth man auf den Gedanken, den Frieden in der französischen Kirche dadurch wiederherzustellen, daß man Noailles seiner kirchlichen Autorität beraube.

Noailles sollte — dahin ging der Vorschlag — nicht allein seiner Würde als Cardinal, sondern auch seiner Eigenschaft als Franzose verlustig erklärt werden, um alsdann ohne Rücksicht auf die gallicanischen Freiheiten durch den römischen Stuhl bestraft werden zu können. Aber bei weiterem Nachdenken leuchtete ein, was sich hiegegen sagen ließ: man brachte dem König in Erinnerung, daß er die auf der Geburt beruhenden Rechte eines Franzosen nur in Folge eines Verbrechens und nicht ohne gesetzliches Urtheil vernichten könne; dem nationalen Rechte gegenüber, das Alle anerkannten, zeigte sich der einseitige Wille ohnmächtig.

Der König und seine Umgebung faßten hierauf den Plan, die Sache durch ein Nationalconcil zur Entscheidung zu bringen. Durch eine besondere Absendung eines höheren Beamten aus Paris ward dieser Vorschlag dem päpstlichen Hofe vorgelegt.

[1] Lettres de Mme de Maintenon à Mme des Ursins III, 109.

Der Papst sollte nochmals die renitirenden Bischöfe förmlich vor das Gericht eines Nationalconciliums verweisen: den Ort dazu festsetzen, seine Legaten, denen im Voraus sehr ausgedehnte Rechte verheißen wurden, herüberschicken und unter ihrer Leitung die Sache zum Austrag bringen. Aber dazu war wieder der römische Hof, welcher nationale Concilien eben so wenig liebte wie allgemeine, nicht zu überreden. Cardinal Fabroni, der die Unterhandlungen über diese Sache leitete, erklärte sich lebhaft dagegen. Denn würde man den französischen Bischöfen das Recht des Vorschlags versagen, so würden sie sich beschweren, daß man ihnen ihre Freiheit nicht lasse; würde man es ihnen aber gewähren, welche ausschweifende Vorschläge, zugleich der päpstlichen und der königlichen Autorität entgegenlaufend, habe man da zu erwarten: die gallicanischen Freiheiten würden einen Tummelplatz gefährlicher Leidenschaften bilden. In Frankreich war man über diese abschlägliche Antwort sehr mißvergnügt, und einen Augenblick ist Ludwig XIV. geneigt gewesen, das Concilium kraft seiner königlichen Macht zu berufen. Die vereinigten Bischöfe sollten dann die Anordnung treffen, daß die Bulle auch in den Diöcesen, wo man sich ihr bisher widersetzte, angenommen würde. Denn an der ersten Acceptation tadelte man, daß die Versammlung, durch welche sie geschehen, mehr zufälliger Natur gewesen war, wie die Mitglieder sich eben in Paris beisammen befanden; ein bindendes Ansehn schrieb man ihr nicht zu. Allein wer stand für die Folgsamkeit und Eintracht der neuen Zusammenkunft? Wollte man sich mit dem Papst entzweien?

Auch davon war die Rede, daß der König, von allen diesen Formen absehend, auf seine eigene Autorität zurückkommen und die Sache durch eine Ordonnanz beendigen solle; es lag jedoch am Tage, daß er hiebei auf die größten Schwierigkeiten gestoßen wäre. Das Parlament würde nur durch den Apparat eines Throngerichtes haben bewogen werden können, eine Ordonnanz in seinem Sinne zu registriren, und auch dadurch nur dann,

wenn man einige Personalveränderungen vorgenommen hätte. Welch ein unangenehmes Auftreten für den bejahrten König. Seit funfzig Jahren war er nie persönlich in dem Parlament erschienen; es läßt sich bezweifeln, ob er jetzt seinen Widerwillen dagegen überwunden haben würde.

Man sieht, wie diese Dinge standen, in welche Verwickelungen ohne Ausgang die königliche Macht durch ihr Uniformitätsprincip verstrickt wurde.

Eine falsche Vorstellung ist es, daß Ludwig XIV. bei seinen letzten Schritten vom römischen Hofe abhängig gewesen sei. Dieser folgte vielmehr in der Hauptsache den Impulsen, die er von Frankreich empfing. Der König erkannte seine Aussprüche über die Lehre mit unbedingter Verehrung an; aber er suchte dabei die Freiheiten der gallicanischen Kirche aufrecht zu erhalten, nicht nach den schroffen Satzungen des Jahres 1682, sondern in der milderen Weise, welche die Päpste duldeten. Allerdings eine Unternehmung voll inneren Widerspruchs, die Autorität des Papstes zur Herstellung der Einheit des Glaubens, wie sie den eigenen Ueberzeugungen entspricht, herbeizuziehen und sie dann in den Angelegenheiten der Verfassung wieder zu beschränken. Ludwig XIV. gab nicht auf, damit zu Stande zu kommen.

Noch zu einer andern weitaussehenden Neuerung hatte er sich in diesem Moment bestimmen lassen.

Seine legitimirten Söhne waren reicher und mächtiger als irgend ein anderes Geschlecht in Frankreich. Sie hatten einen sehr ausgedehnten Einfluß auf die Truppen, der eine zu Land, der andere zur See; die Gouvernements Languedoc, Guyenne und Provence hingen von ihnen ab, und zwar bei weitem mehr, als jede andere Provinz von ihrem Gouverneur, weil sie auch über die Austheilung der Gnaden verfügten. Wir berührten, wie sie in Bezug auf die Rangverhältnisse begünstigt wurden; die Duchesse von Maine, geborene Condé, schien sich zum Zwecke

gesetzt zu haben, ihren Gemahl auf eine mit der ihren gleiche Stufe zu erheben. Fragt man, was die Prinzen von Geblüt noch voraus hatten, so war es doch nichts weiter, als der Anspruch, den ihnen ihre Geburt auf die Erbfolge gab. Der König beschloß, seine natürlichen Söhne ihnen auch hierin gleichzustellen: im Juli 1714 sprach er denselben ein eventuelles Erbrecht nach Abgang aller Prinzen von Geblüt an die Krone zu und setzte durch, daß das Parlament sein Edict hierüber registrirte. Noch einmal der größte Gegensatz gegen England, wo so eben der wohlbekannte Wunsch der Königin Anna, ihrem Bruder, an dessen Legitimität sie nicht zweifelte, die Nachfolge zu verschaffen, nicht verhüten konnte, daß man denselben kraft der Satzungen und des Ansehens des Parlaments vorbeiging. Der König von Frankreich dehnte dagegen durch seinen persönlichen Willen das Recht der Geburt weiter aus, als es seit vielen Jahrhunderten gereicht hatte. Hierüber gab sich doch auch gegen ihn ein gewisses Mißvergnügen kund. Besonders die Classe der Ducs und Pairs, welche durch den intermediären Rang der Legitimirten überhaupt um eine Stufe zurückgesetzt zu sein meinten, fühlte sich verletzt; auf die Grundgesetze des Reiches zurückgehend, zogen diese die Befugniß des Königs, in ein Recht einzugreifen, dem er selbst die Krone verdankte, in Zweifel, aber zu offenem Widerspruch schritten sie doch nicht vor; nach einigen Wochen war Alles wieder still von der Sache. Frau von Maintenon meinte wohl, daß das persönliche Verdienst ihrer Zöglinge, von dem sie nicht genug zu rühmen weiß, jeden Widerspruch in seinem Ursprung niederschlage.[1] Sie sollte noch erleben, wie sehr sie sich darin irrte.

Vollkommen traf man die Wahrheit in Paris, wenn man dem König die Absicht zuschrieb, bei der Bestimmung über die zukünftige Regentschaft durch die Rangerhöhung dieser Prinzen

[1] Mme de Maintenon à Mme des Ursins III, 95, 107. Sie rühmt an ihnen vor allem attachement pour le roi, pour l'état et pour la ligne directe.

vornehmlich dem Herzog von Orleans ein Gegengewicht zu schaffe und ihnen einen vorzüglichen Antheil an derselben zu sichern.

Denn wiewohl sich Ludwig XIV. noch rüstig fühlte und seine Umgebung die Hoffnung nicht fahren ließ, daß er die Volljährigkeit seines Urenkels erleben werde, so würde es doch seinem methodischen und vordenkenden Sinne widersprochen haben, nicht auch für den wahrscheinlicheren Fall, daß Gott eher über ihn gebiete, Sorge zu tragen.

Darüber, ob er nicht das an sich unbezweifelte Recht seines einzigen noch lebenden Enkels, des Königs von Spanien, auf die Regentschaft zuletzt doch anerkennen würde, war auch in Frankreich Niemand sicher,[1] und Philipp V. selbst meinte sehr ernstlich, seinen Anspruch wenigstens durch Substitution geltend zu machen. Ludwig XIV. aber wußte besser, wie sehr das mit den durch den Frieden festgesetzten Verhältnissen im Widerspruch stand, welche Kriegsgefahren er dadurch für sein Reich, das nichts mehr als den Frieden bedurfte, heraufbeschworen hätte. Er hielt daran fest, daß unter den obwaltenden Umständen die Regentschaft keinem Andern als dem Herzog von Orleans zukomme, und darauf mag es sich beziehen, wenn er Dem, obwohl über diesen Punkt sonst schweigsam und verschlossen, einmal gesagt hat, er bewahre ihm alle seine Rechte. Aber dabei war doch nicht sein Gedanke, ihm, dem Ungläubigen und Verdächtigten, das Schicksal des Reiches und seines Urenkels in den Händen zu lassen. Von den Prinzen von Geblüt wäre Keiner, schon ihrer Jugend wegen, fähig gewesen, ihm mit einigem Gewicht zur Seite zu treten: seine legitimirten Söhne dagegen schienen ihm dazu vollkommen geeignet. Eitle väterliche Vorliebe war es nicht, wenn er sie dazu bestimmte; er hoffte, die Stellung, die er ihnen gab, sollte dazu beitragen,

[1] Wie es bei Madame von Staal hieß, welche als eine Vertraute der Duchesse de Maine hiebei Berücksichtigung verdient, wünschte man vor allem zu wissen, si le roi rappeloit le roi d'Espagne à sa succession. (Petitot 77, 320.)

daß das Regiment auch nach seinem Tode in seinem Sinne fortgeführt und seinem Urenkel, wenn derselbe majorenn werde, eben so überliefert würde. Von demselben Tag, an welchem das Parlament ihren Rang bestätigte, dem 2. August 1714, ist das Testament, das ihnen diese hohe Mission ertheilte. Ludwig XIV. richtete auf die Weise seines Vaters einen Regentschaftsrath ein, der durch Mehrheit der Stimmen in allen Angelegenheiten, für welche die königliche Entscheidung erforderlich war, Beschluß fassen sollte, zusammengesetzt aus den fünf Marschällen und den sechs obersten Civilbeamten, ferner den beiden legitimirten Prinzen, dem Herzog von Bourbon, wenn er 24 Jahre alt geworden sei, und dem Herzog von Orleans. Der Letztere sollte den Vorsitz führen, aber nur im Fall einer Stimmengleichheit das entscheidende Wort aussprechen. Dem König lag hiebei vor allem daran, allen jansenistischen Einfluß auszuschließen.[1] Aber auch in jeder andern Rücksicht würden die beiden Legitimirten in der Mitte der Einverstandenen und alten Anhänger die große Rolle gespielt haben. Dem ältesten von ihnen, dem Herzog von Maine, war überdieß die Sorge für die Sicherheit und Erziehung des jungen Königs anvertraut, die Offiziere der Garde und des militärischen Haushaltes wurden angewiesen, ihm zu gehorchen: er hätte die vorwaltende Autorität in die Hände bekommen: in ihm sah Ludwig XIV. seinen nächsten Fortsetzer. Man hatte dem König gerathen, seine Anordnung durch eine Versammlung der Notablen bestätigen zu lassen, oder die Generalstände zu berufen, die dann wahrscheinlich Maine an die Spitze stellen würden; aber damit würde er seinem Regierungsprincip selbst abtrünnig geworden sein.[2] Er hielt für genug, die Urkunde, die seine testamentarische Verfügung enthielt, dem Parlament anzuvertrauen, unter

[1] Languet: Le but était d'entourer le roi futur et le prince qui devait être régent sous sa minorité de personnes sûres et éloignées du nouveau parti.

[2] Anonymes Memoire, citirt von Lemontey.

den sorgfältigsten Vorkehrungen für die Beobachtung des Geheimnisses, so lange er lebte, aber mit der bestimmten Anweisung, sie nach seinem Tode zu vollstrecken. Man will Aeußerungen von ihm gehört haben, welche die Besorgniß verrathen hätten, daß das dereinst dennoch nicht geschehen werde: sie sind jedoch weder authentisch überliefert, noch mit der Vorsicht zu vereinbaren, mit welcher Ludwig XIV. sein Geheimniß in der Regel bewahrte.[1] Auch das Codicill, durch welches er im August 1715 die Functionen vorschrieb, welche der Gouverneur des jungen Königs unmittelbar nach seinem Tode zu vollziehen habe, trägt den Ausdruck der vollkommenen Sicherheit. So war vor Kurzem das Testament Karls II., nach dessen Tode, von allen Spaniern mit Beeiferung aufgenommen und ausgeführt worden. Sollten die Franzosen dem letzten Willen ihres Königs weniger Achtung bezeigen?

Wenn man das Glück eines zu Ende gehenden Lebens in das Bewußtsein setzen darf, die großen vorgesteckten Ziele erreicht zu haben, so konnte davon bei Ludwig XIV. nicht eigentlich die Rede sein. Die vornehmsten Pläne des königlichen Ehrgeizes waren nicht durchgeführt, weder der politische, der auf ein allgemeines Uebergewicht in Europa, noch der religiöse, der auf eine vollkommen kirchliche Uniformität gerichtet war. Vielmehr waren aus denselben, wie es nicht anders sein konnte, widerwärtige und unglückliche Rückwirkungen ohne Zahl hervorgegangen. Es scheint jedoch nicht, als habe ein Gefühl hievon den König betrübt oder gekränkt. Er sah doch seinen Enkel auf dem spanischen Thron, sein eigenes Reich erweitert und nach außen mächtig. Den inneren Uebelständen hoffte er noch beizukommen: die Erbfolge meinte er so eben sichergestellt zu haben. In der gewohnten Weise lebte Ludwig XIV. seinen Geschäften und Erheiterungen.

[1] Notice sur le testament, in den Œuvres II, 474.

Der Hof war sogar zuweilen noch recht glänzend, z. B. im Herbst 1714, als der Kurfürst von Baiern, der sich den französischen Sitten mit Vorliebe anschloß, anwesend war und vor seiner Rückkehr nach Hause von Allen, die es vermochten, mit Festlichkeiten geehrt wurde. Die Männer waren nach dem Frieden zahlreich zurückgekehrt; viele mit ihren Damen; in Fontainebleau sah man diese in großen und kleinen Caleschen, jene zu Pferd, den Canal umschwärmen, wo der Kurfürst auf einer Barke mit festlicher Musik eine andere Gruppe bildete; der König fehlte nicht.[1] Meistens jedoch war man einsam. Die Prinzessinnen hatten sich zurückgezogen, um nur bevorzugte Freunde zu sehen; der Geschmack an Landhäusern war aufgekommen; jede Familie hatte das ihre. Zu allgemeinen Reunionen kam es nur dann, wenn etwa Frau von Maintenon in ihren Gemächern eine Musik veranstaltete. Nur Musik und die Fortsetzung seiner Bauten schienen dem König noch Vergnügen zu machen; einige Verschönerungen in Fontainebleau sind das Werk seiner letzten Jahre: er richtete sich selbst noch ein Zimmer ein, das die Bewunderung Derer, die es sahen, erweckte. Und dabei entzog er sich doch keinen Augenblick der Arbeit.

Seine Minister haben ihm einmal den Vorschlag gemacht, die Geschäfte in einem Comité für sich vorzubereiten und ihm dann erst, wenn sie sich geeinigt hätten, vorzulegen, um nicht mit abweichenden Meinungen vor ihm zu erscheinen. Wie? rief er aus, bin ich zu alt, um zu regieren?[2] Niemand hätte ihm mit einem solchen Vorschlag wieder kommen dürfen. Es wäre als eine Beleidigung erschienen, wenn man ihn hätte schonen wollen.

Nachdem er eines Tages im August 1715 dem Conseil beigewohnt und in gewohnter Art mit dem Kanzler gearbeitet hatte, ward er bei seinem Abendessen von einer Betäubung ergriffen, in der man die Vorboten des Todes erkannte. Er

[1] M^me de Maintenon à M^me des Ursins III, 120.

[2] Aus dem Munde von Torcy an Argenson. Mémoires 355.

bereitete sich zu seinem Hinscheiden, denn er meinte ein wohlbestelltes Haus zurückzulassen, mit ungestörter Seelenruhe vor; er traf alle seine Anordnungen mit vollkommener Unbenommenheit des Gemüthes, nicht anders, als gälte es etwa für ihn nur, eine Reise anzutreten.

Von der Gefährtin seiner letzten Lebensjahre nahm er in der Erwartung Abschied, sie in Kurzem wiederzusehen; er sagte ihr, glücklich habe er sie nicht gemacht, aber immer geliebt und hoch gehalten. Am schwersten schien er zu empfinden, daß es ihm nicht beschieden gewesen sei, den Kirchenfrieden herzustellen; er tröstete sich damit, daß die Sache vielleicht besser in andern Händen liege, als in den seinen, weil man ihn im Verdacht habe, voreingenommen zu sein und zu weit zu greifen.[1] Ueber seinen Urenkel sprach er seinen Segen aus, nicht ohne eine Ermahnung zum Frieden, eine Anklage gegen sich selbst, der den Krieg allzu sehr geliebt habe; — er bezeichnete ihn schlechthin als den König; seine Umgebung zeigte sich davon erschüttert; er sagte, ihm errege das kein peinliches Gefühl.

Er starb am 10. September 1715, wenige Tage vor Vollendung seines 77. Jahres.

Wir wollen ihn beweinen, sagte Frau von Maintenon ihren Freundinnen, den Damen von St. Cyr, und seine Verherrlichung im Himmel durch unser Gebet beschleunigen.[2]

Schlußbemerkung.

Uns sei noch eine allgemeine Betrachtung über das Wesen seiner inneren Regierung, wie es damals war, gestattet.

[1] Que Dieu connaissoit ses bonnes intentions et les désirs ardents qu'il avoit d'établir la paix dans l'église de France, qu'il s'étoit flatté de la procurer, mais que Dieu ne vouloit pas qu'il eût cette satisfaction, que peut-être cette grande affaire finiroit plus heureusement en d'autres mains que dans les siennes. (Languet.)

[2] Nous allons le pleurer et travailler à hâter sa gloire dans le ciel par nos prières. (ibid.)

Aus drei verschiedenen Momenten ist die Verfassung der neuen Staaten erwachsen: dem Begriff der höchsten Autorität, wie sie sich im römischen Reiche darstellte; ihrer Verbindung mit der Kirche; endlich der Durchdringung dieses doppelten Gehorsams mit den Tendenzen der germanischen Autonomie. Das ganze Leben der neuen Jahrhunderte beruht auf der durch die Ereignisse herbeigeführten unauflöslichen Verbindung derselben und ihrem fortwährend wirksamen inneren Gegensatz. Bald hat das eine, bald das andere überwogen.

Die Stellung Ludwigs XIV. ist nun, daß er der Monarchie ein nicht auf vorübergehendem Vortheil beruhendes, sondern nachhaltiges Uebergewicht gab, ohne sich darum mit dem großen katholisch-kirchlichen Institut zu entzweien, und ohne das feudalistische System, auf dem die romano-germanischen Staaten so eigen beruhen, zu erdrücken, oder zu vernichten.

Der monarchische Begriff, den er geltend machte, entsprach im Grunde der in dem späteren römischen Reiche herrschenden Verfassung, nach welcher die executive Gewalt nicht allein, sondern auch die legislative dem Fürstenthum gehörte, nicht durch Usurpation noch Willkür, sondern nothwendig und der Natur der Sache gemäß. Von allen Beschränkungen, welche der germanische Staat der legislativen Gewalt zu ziehen versucht hatte, war in Frankreich nur die eine, die in den Parlamenten erschien, in ununterbrochener Wirksamkeit geblieben. Uebrigens war die Monarchie dadurch noch stärker geworden, daß sie die germanische Erblichkeit mit dem Besitz der höchsten Gewalt verband.

So erinnert auch das Verhältniß, in welchem sich die Kirche befand, an die ältesten Zeiten. Man dürfte sagen: noch immer gab der König, wie einst Chlodwig jenes Gefäß, den besten Theil der Beute dem Bischof und strafte Diejenigen gewaltsam, die sich dem zu widersetzen wagten. Der katholischen Kirche zu genügen, war eine seiner vornehmsten Bestrebungen. Wenn aber schon der Stifter der Monarchie die Ernennung der Bischöfe in seine Hand nahm, wie viel größer war die Autorität

über die Geistlichkeit, welche Ludwig XIV. aus diesem Rechte entwickelte, umfassender, als sie jemals einer seiner Vorfahren besessen hatte.

Und Niemand könnte die Elemente des feudalistischen Staates verkennen, die unter ihm noch in großem Umfang bestanden. Wenn man von denselben mit einem Mal eine Anschauung haben will, so braucht man sich nur zu erinnern, wie viel die Revolution davon zu zerstören nothwendig fand; die Besonderheiten der Provinzen, festgehalten durch ständische und gerichtliche Institutionen, oder selbst durch Verträge gewährleistet; die Prärogative der großen Städte; die Vorrechte des Adels in seinen verschiedenen Classen: alle die Herrenrechte, gegen welche später politische Theorie und der Haß der Population vereint oder abwechselnd ankämpften. Noch in seinem Testament spricht Ludwig XIV. die Ueberzeugung aus, daß die vornehmste Kraft seines Reiches in dem Adel bestehe. Aber die Großen hatte er von aller Theilnahme an der Gewalt zu entfernen, und dem gesetzlosen Treiben der Geringeren Schranken zu ziehen gewußt. Sein Edict über die Duelle ist fast symbolisch für sein Verhalten gegen den Adel. Diesen letzten Ausdruck der Selbsthülfe und persönlichen Autonomie verfolgte er mit der äußersten Strenge; aber er that es zugleich, um den Adel, der durch den Mißbrauch des Duells zu Grunde zu gehen in Gefahr gerieth, zu erhalten.

Das Gewicht der monarchischen Gewalt repräsentirte sich in der Armee und in der Administration.

In seinen Kriegen bildete sich Ludwig XIV. eine Armee, deren gleichen die Welt noch nicht gesehen hatte. Wie weit war sie von dem freiwilligen und auf eine gemessene Zeit beschränkten Dienste des Adels, mit welchem Heinrich IV. seine Feldzüge hatte führen müssen, und von der zweifelhaften Ergebenheit ausländischer Söldner und ihrer Führer, auf welche Richelieu noch angewiesen war, entfernt. Der sonst mit all seinem Thun und Denken im Unterschied der Geburt befangene, von lokalen

Oberhäuptern abhängige Adel unterwarf sich der Rangordnung des königlichen Dienstes. Die Regimenter hörten auf, die Farben ihrer Obersten zu tragen: die Abzeichen und die Tracht des Königs vereinigten die bewaffnete Macht zu einem gleichartigen Körper. Die Desertion ward als ein Capitalverbrechen mit dem Tode bestraft; Tapferkeit und Treue zu belohnen, genügte ein Zeichen der Gnade des Fürsten, — hauptsächlich der militärische Orden, den Ludwig XIV. im Jahre 1693 eingerichtet hatte; er selbst war erstaunt über seine Wirkung und trug Sorge, sie zu stärken: — der König übernahm, die dienstunfähig Gewordenen zu versorgen. Diese großartige Einheit machte es erst möglich, dem militärischen Princip nach seinen inneren Nothwendigkeiten gerecht zu werden. Wie viele für die Gesammtheit der Waffenübung zuträgliche Verbesserungen, wie viele für Disciplin und Führung unentbehrliche Dienstleistungen, welche den heutigen Armeen ihre Physiognomie geben, schreiben sich von Ludwig XIV. her. Die moderne Armee gelangte unter ihm zur Erscheinung.

Auch die Marine ist unter ihm gestaltet worden; nach kurzer Abweichung ist die spätere Zeit auf die Einrichtungen zurückgekommen, die er gegründet hat.

Die Administration empfing dadurch einen eigenthümlichen Charakter, daß es für dieselbe eine Menge ererbter oder erkaufter, oder durch einen glänzenden Titel ausgezeichneter Aemter gab; man hätte sie gern abgeschafft, zurückgekauft; da das nicht anging, so ließ man ihnen ihre Ehre, ihren Geldgewinn: von dem Antheil an der Verwaltung aber waren sie ausgeschlossen. Die lokalen Autoritäten, Gouverneurs und Parlamentspräsidenten, Magistrate und Feudalherren, bedeuteten nichts mehr neben den Organen der Administration, den Intendanten, die in den Provinzen die oberste Gewalt in die Hand nahmen, und ihren Unterbeamten, den Commissären, Inspecteurs, welche alles Wesentliche der Geschäfte besorgten. Mochten z. B. die Schatzmeister von Frankreich auch den Titel Voyers (Aufseher

der Wege) führen: die Sorge für die Straßen fiel den Ingenieurs zu, welche von den Intendanten eingesetzt wurden.[1]

Der Unterschied der beiden Classen ist, daß die erste einen Rechtstitel hatte, der ihr eine gewisse Unabhängigkeit verlieh, die Beamten der zweiten jeden Augenblick abgesetzt werden konnten. Denn eine andere Rücksicht, als Tauglichkeit zum Dienst und unbedingter Gehorsam, sollte nicht mehr gelten. Es war das System Richelieus, gegen das man sich in der Fronde erhoben hatte, das aber siegreich geblieben und dann von Ludwig XIV. vollkommen durchgeführt war.

An der Spitze dieser Hierarchie standen die Minister, deren nach unten hin unbedingten Gehorsam erzwingende, von dem Monarchen aber eben so unbedingt abhängige Autorität in der langen Regierung Ludwigs XIV. erst Wurzel geschlagen hatte. Sie waren allmächtig, aber jeden Augenblick absetzbar.

Die Vorkämpfer der Privilegien des Adels haben geklagt, die Unterordnung des Dienstes sei dazu erfunden worden, um das Vorrecht der Geburt herabzuwürdigen: sie können sich nicht darüber zufrieden geben, daß die Großen des Landes von der obersten Regierung ausgeschlossen, daß die vornehmsten Edelleute den Intendanten, die zu den Requetenmeistern gehören, untergeordnet sind. Sie sehen darin fast eine absichtliche Erniedrigung des Adels unter den dritten Stand.[2] Das war nun aber einmal das Resultat der historischen Entwickelung. Die Theilnahme an der höchsten Gewalt war den Großen des Reichs in langem Kampfe abgerungen worden; wie hätte man darauf kommen sollen, sie ihnen zurückzugeben?

Für Ludwig XIV. knüpfte sich an seine Verwaltungsweise noch ein besonderes Mittel, den Gehorsam zu befestigen.

Unter Allem, was um ihn her ein eigenes Recht besaß, genoß

1 Personne n'exerça la charge quil possédoit, heißt es in einem Aufsatz über die Finanzen von 1711 (Bibliothèque de l'arsenal 438).

2 Derselbe Aufsatz: qu'il falloit abaisser la noblesse et qu'il étoit indifférent pour ses interêts d'être servi par des personnes de condition ou par d'autres de la lie du peuple.

das Parlament das größte Ansehen in der Nation; jede Bewegung desselben hätte ihm gefährlich werden können. Wenn wir sahen, wie er es geflissentlich niederhielt, so müssen wir doch hinzufügen, daß er es auch zu gewinnen wußte. Die großen Stellen des Staats wurden in der Regel parlamentarischen Männern zu Theil: die hohe und beneidete Wirksamkeit, welche den vornehmsten Persönlichkeiten aus den großen Familien der Robe zufiel, die vielfache Förderung, die auch den übrigen zu gute kam, machte die Parlamente geneigt, sich der Regierung anzuschließen, wiewohl diese ihre besonderen Gerechtsame sonst zurückdrängte.

Das Princip, von dem man ausging, war kein anderes, als welches schon unter Ludwig dem Heiligen gegolten: die allgemeinen Interessen, deren Träger das Königthum ist, Denjenigen gegenüber aufrecht zu erhalten, die durch ihren Stand darüber erhaben zu sein glaubten. Der Staat mußte eine ihm eigene lebendige Repräsentation haben. Aber unleugbar ist doch, daß es für den dritten Stand als solchen von Bedeutung war, wenn die Ausübung der höchsten Gewalt an Männer kam, die ihm angehörten und ihm zugerechnet wurden, ob sie schon Adelstitel trugen.

Die centralisirte und durch ergebene Hände ausgeübte Autorität der allgemeinen Interessen, deren Einfluß man nicht leichthin verdammen darf, bemächtigte sich der Gemüther.

Gar nicht auszusprechen ist, wie Ludwig XIV. durch Anwendung ansehnlicher Mittel auch in den späteren Jahren zur Förderung der Wissenschaften gewirkt hat. An die Gründung des Observatoriums knüpften sich die Fortschritte der Astronomie und Geographie, an die Einrichtung des botanischen Gartens die Entwickelung der Naturgeschichte, selbst der Physiologie. Die großen historischen Sammelwerke verdanken seiner Protection ihren Ursprung und Fortgang.[1] Verdienste, die weit über die Staatsverhältnisse hinausreichen und doch auch für diese nicht

[1] Wie es in einer Vorrede Boivins heißt: „Tu otium, tu libros, tu facultates suppeditasti. Regiis typis, sumptibus tuis perfecta est haec editio."

ohne Bedeutung sind, weil dadurch eine Anzahl ausgezeichneter Männer in nahen Zusammenhang mit der Regierung trat.

Auch Gewerbe und Verkehr fühlten sich als ein Theil des Ganzen. Ein Jeder wußte, daß, wenn die commercielle und industrielle Thätigkeit sich in den von dem höchsten Willen vorgeschriebenen Richtungen bewegen mußte, der leitende Gedanke dabei auf die Erhöhung der materiellen Kräfte der Nation, die Beförderung ihres Reichthums nach den noch allenthalben geltenden Begriffen, gerichtet war.

So diente das religiöse Interesse, welches der Krieg auf eine und die andere Weise darbot, dem Clerus zum Antrieb für die umfassenden Bewilligungen, welche seine Unterordnung unter die Krone zugleich an den Tag brachten und befestigten. In mancherlei Art kam der Clerus der bürgerlichen Autorität zu Hülfe, selbst bei der Eintreibung der Steuern. Die Beichtväter wurden erinnert, das Gewissen ihrer Pflegbefohlenen gegen die Defraudationen zu schärfen, über welche die Partisans und Anticipanten klagten. Die Bischöfe versäumten nicht, ihre Verwandten, die dem König mit den Waffen dienten, aus den Ueberschüssen ihrer Pfründen zu unterstützen.

Der Bauer fluchte, wenn er die Steuer zu zahlen hatte; mit dem Reste seines Geldes begab er sich dann in das Wirthshaus, um mit seinem Nachbar zu schwatzen; den Gegenstand ihres Gesprächs bildeten die Kriegsereignisse: in Gedanken eroberten sie Festungen, gewannen Schlachten und nahmen Theil an den kriegerischen Großthaten ihrer Landsleute; sie endigten damit, auf die Gesundheit des Königs und der namhaftesten Kriegsführer zu trinken.

An Mißvergnügten konnte es nicht fehlen, aber es gab Niemand, um den sie sich hätten sammeln können. Eine so enge Verflechtung aller Interessen bestand, daß an keine Absonderung eines Einzelnen zu denken war.

Wenn dennoch Gegensätze auftauchten, so entsprang das vor allem daher, daß die höchste Gewalt auch in der umfassenden

Autorität, mit der sie ausgerüstet war, ihre Zwecke nicht erreichen konnte.

Nachdem der König alles gethan, um mit der Kirche in gutem Vernehmen zu stehen, war er doch zuletzt in eine kirchliche Streitigkeit gerathen, aus welcher er keinen Ausgang finden konnte. Sobald hohe Geistliche den Muth faßten, seinem Willen zu widerstreben, so hatte man auf dem geistlichen Gebiete kein legales Mittel, sie zur Unterwerfung zu nöthigen. Das innigste Zusammenwirken des Papstthums mit dem Königthum wäre dazu nöthig gewesen, aber es fand entweder an den Satzungen des Königreichs oder an den Maximen von Rom ein unüberwindliches Hinderniß.

Um seine Regierungsweise über die Dauer seines Lebens hinaus fortzupflanzen, griff der König zu Mitteln, deren Legalität sehr zweifelhafter Natur war.

Man hat in dieser Epoche den Versuch gemacht, die Grenzen der absoluten Gewalt zu bestimmen. Die Protestanten, welche früher die gehorsamsten Unterthanen gewesen, suchten nach einer Rechtfertigung ihres Widerstandes, wiewohl derselbe nur eigentlich in der Flucht hervorgetreten war, und fanden eine solche in der Lehre von der Souveränetät des Volkes, die allerdings auf den König übergegangen sei, aber nicht ohne die Beschränkung, welche ihr von Natur inhärire. Später hat man jede Gewaltsamkeit mit der Idee der Volkssouveränetät zu rechtfertigen gemeint; Jurieu lehrt, daß sie sehr bestimmte Grenzen habe, vor allen Dingen kein Recht, die Gewissen zu zwingen, ein solches also auch nicht auf den König übertragen sein könne. Er unterschied absolute Gewalt, welche die ganze Summe der Souveränetät in sich schließe, und schrankenlose Gewalt, die es überhaupt nicht geben könne.[1] Sein Sinn war weniger auf ein Herbeiziehen der Volksmasse, als auf die Nachweisung der

[1] Puissance absolue, quand toute la souveraineté sans partage est réunie dans un seul, et puissance sans bornes. — La souveraineté du peuple est exercée par le souverain, — il n'y a aucune souveraineté qui n'ait ses bornes. Jurieu, Lettres pastorales, année 3me XVI, 361 sq.

natürlichen Grenzen der absoluten Gewalt aus dem Begriffe der übertragenen Souveränetät gerichtet.

Es ist sehr erklärlich, daß diese Ansichten in dem damaligen Frankreich wenig Eingang fanden. Wie manche andere aber regten sich doch auch da, die mit dem Staate Ludwigs XIV. in nicht geringerem Widerspruch standen.

Wir gedachten des geistvollen Priesters, der die kriegerische Monarchie, welche ihre Größe sich als vornehmsten Zweck setzte und gegen die Nachbarn um sich griff, überhaupt verwarf; ihm und seinen Anhängern stand die Idee des Menschengeschlechts höher als die der Nation; sie sahen in jenen Kriegen nichts Besseres als Bürgerkriege. Eine Ansicht, welche, ihrem Wesen nach religiös, eine unmittelbare Anwendung auf die kirchlichen Verhältnisse fand. Denn wenn die Nationalität in Bezug auf Krieg und Politik keine unbedingte Geltung hatte, welchen Anspruch konnte sie auf eine solche im Gebiete der Kirche machen, die ihrer Natur nach alle Völker zu umfassen strebt.

Andere wünschten im Gegentheil die Einheit der Autorität in der Einheit der Gesetzgebung darzustellen, wie denn einer der großen Juristen der Epoche, Domat, unter den Auspicien des Königs den Entwurf eines allgemeinen Gesetzbuchs verfaßte, welcher so vielen späteren Versuchen zum Vorbilde gedient hat.

Die weitaussehendsten Vorschläge wurden durch die zu Tage liegenden und immer wachsenden Unordnungen und Mißbräuche hervorgerufen.

Worüber man von jeher Klage führte, das Uebel der Käuflichkeit so vieler Stellen in der Magistratur und der Verwaltung, hatte im Laufe der Kriege auch einen andern Zweig, die Armee ergriffen; das immer steigende Geldbedürfniß veranlaßte, daß man auch die Offizierstellen verkaufte. Leute erlangten dieselben, die weder von Natur noch durch Erziehung dafür geeignet waren und der Beförderung der Verdienteren in den Weg traten; zumal da sie im Kriege nichts leisteten, setzte sich ihnen das Vorurtheil besserer Geburt mit doppelter Hartnäckigkeit ent=

gegen;[1] man sah in Paris Schaaren von Offizieren, die sich zurückzuziehen wünschten. Bei der Aushebung der gemeinen Soldaten begegneten ferner Gewaltsamkeiten, welche allen militärischen Hinneigungen[2] zum Trotz böses Blut machten und selbst auf die Cultur des Landes eine unerwünschte Rückwirkung ausgeübt haben. Die Meisten begnügten sich, darin nur eben einen Mißbrauch zu sehen, dessen Abstellung sie forderten: Geister von höherem Rang kamen auf die Nothwendigkeit einer Veränderung des Systems. Marschall Vauban brachte die Einführung der allgemeinen Dienstpflicht in Vorschlag, denn da der Krieg zur Vertheidigung Aller geführt werde, so seien auch Alle, ohne Ausnahme, als Glieder des Staats verbunden, dazu beizutragen. Finde es Jemand rathsam, nicht in Person unter die Waffen zu treten, oder werde dieß durch den Beruf nothwendig, wie bei der Geistlichkeit, den Klöstern, so hielt Vauban nicht dafür, daß dieß der Pflicht überhebe; man müsse ihr vielmehr durch Geldzahlungen genügen, zum Behufe der Gratificationen, mit welchen die nach seinem System durch das Loos Betroffenen in jedem Bezirke unterstützt werden sollen.[3]

Es leuchtet ein, in welch einem genauen inneren Zusammenhang dieser Vorschlag mit den national-ökonomischen Entwürfen steht, welche Vauban in Antrag brachte. Denn eben dahin ging auch in Bezug auf das öffentliche Einkommen die Idee des Marschalls, daß jeder Gewinn der Vermittler und jede Exemtion der Bevorrechteten vor der allgemeinen Obliegenheit zurückweichen müsse.[4] Die ausnahmslose Pflicht, mit den

1 Tiepolo 1708: molti offiziali non avendo altre fortune desperano di potersi avanzare. Elisabeth Charlotte behauptet 1710: das Regiment der Garden habe sich schlecht gehalten, weil die meisten Offiziere junge Lappen, gens de robe, die ihr Leben keine todte Maus gesehen: wenn sie in den Krieg kommen, wird ihnen bang, laufen davon, die Soldaten hinter ihnen her.

2 Chervel: Histoire de l'administration, II, 433.

3 Augoyat: Mémoires inédits de Vauban, 219.

4 Vauban: Dîme royale, ch. VIII. Le système déplaira aux uns parce qu'ils jouissent d'une exemtion totale, tant pour leurs personnes que pour leurs biens, et que ce système n'en souffre absolument aucune qu'elle qu'elle soit.

Waffen zu dienen, fällt mit der Verbindlichkeit eines Jeden, nach seinen Kräften zu den allgemeinen Lasten beizusteuern, in der Idee zusammen. Vauban wußte wohl, welche Einwendungen er zunächst in dieser letzteren Beziehung zu erwarten habe: mit dem Eifer eines wohlgesinnten Mannes, welcher von dem Heilbringenden seiner Absichten durchdrungen ist, sucht er sie zu heben. Der Geistlichkeit weist er nach, daß es für ihre eigenen Interessen vortheilhafter wäre, wenn der Zehnte nicht durch sie selbst, sondern durch den Staat eingezogen, dem Adel, daß durch eine gleichmäßigere Staatswirthschaft sein Besitz an Werth gewinnen würde. Er will den Adel überdieß durch Fixirung seiner Lehnrechte und die Erlaubniß, am Großhandel Theil zu nehmen, für den scheinbaren Verlust entschädigen. Dem Parlament führt er zu Gemüthe, daß der Grundsatz, von dem er ausgeht, der allgemeinen Verpflichtung für das allgemeine Beste, die Seele der Gerechtigkeit selber sei. Die Fassung seiner Worte zeigt, daß er nicht eben mit Sicherheit auf ihre Wirkung rechnete; aber wenn sich auch alle Stände ihm entgegensetzen sollten, so gibt er seine Absicht nicht auf. Er hält die Monarchie allein für fähig, die Umwandlung durchzuführen. Wenn ein König das Wohl seines Volkes bezwecke, die Gerechtigkeit auf seiner Seite habe und über 200,000 Mann gebiete, um dieselbe zu unterstützen, so brauche er sich vor keinem Widerspruch zu fürchten.

Absichten und Entwürfe, denen ein ganz anderer Begriff vom Staate zu Grunde liegt, als der bisherige; sie tragen die Keime der Neuerungen und der Kämpfe in sich, welche die folgenden Zeiten erfüllen sollten.

Denn auf der andern Seite prägten sich auch die entgegengesetzten Richtungen in scharfen Theorien aus. Da bildete sich Boulainvilliers, der unter Ludwig XIV. mehr als sechzig Jahre alt geworden ist, in dem Studium der Capitularien seine Lehre von dem ursprünglichen und unverjährten Rechte des französischen Adels; er sieht in dem Marsfelde Karls des Großen die

wahre Grundlage des Reiches und seiner Verfassung, in Hugo Capet einen Usurpator, in dem dritten Stande die Nachkommenschaft befreiter Sklaven, welche durch den König dem Adel zur Seite gesetzt worden seien.

Aehnliche Meinungen beherrschen die Weltansicht St. Simons; wie oft hat er sie in seinem Kreise am Hofe, etwa bei dem Herzog von Orleans vorgetragen. Das ganze Uebel sahen er und seine Freunde in den durch die Kriege veranlaßten Schulden. Deren Tilgung meinten sie jedoch nicht durch allmähliche Abzahlung zu bewirken; denn dazu würden neue Auflagen gehören, durch die das Land vollends zu Grunde gehen müsse; sie schraken nicht davor zurück, den Bankerutt zu empfehlen,[1] der, wenn er den Einzelnen allerdings verderblich sei, dem Ganzen zum Heile gereiche; denn der König werde alsdann auf der Stelle einen großen Theil der Auflage erlassen können, was für das Volk in Städten und auf dem Lande, und selbst für den Handel ein unschätzbarer Vortheil wäre. Ohnehin sei es rathsam, die Generalstände zu berufen, denen müsse man die Frage vorlegen: sie werde von ihnen ohne Zweifel in diesem Sinne entschieden werden. Denn die Gläubiger des Königs seien Bewohner der Hauptstadt, ohne Rang noch Herkunft, reich gewordene Besitzer der Chargen und der Finanzen, gar nicht einmal Leute, die in dem dritten Stand repräsentirt würden; die Stände würden bei weitem zum größten Theil aus Männern der Provinz bestehen: diese würden um ihres eigenen und um des Interesses ihrer Committenten willen ohne Schwierigkeit zu dieser Auskunft die Hand bieten.

So oft der Vorschlag der Generalstände erscheint, hat er

[1] St. Simon deducirt XII, 292 das Recht zu einem Bankerutt aus dem Begriff der Krone, als Fideicommiß. Un roi de France ne tient rien de celui à qui il succède, — il n'en hérite rien, il vient à son tour à la couronne, en vertu de ce fideicommis, nullement par heritage; conséquemment tout engagement pris par le roi prédécesseur périt avec lui.

einen aristokratischen, fast antimonarchischen Charakter. St. Simon hoffte von ihnen, daß sie das Reich und den Adel von der Herrschaft der Beamten und von der unbeschränkten Macht des Königthums, aus der er zuletzt alle Uebel herleitet, befreien würden.

Es ist nicht thatsächlicher Widerstand, was den Staat Ludwigs XIV. bedroht, sondern die Gedanken der Menschen reißen sich von ihm los; in jedem Zweige, der Armee, der Kirche, der Administration, dem Handel, überall stößt die Autorität des Fürsten auf die beginnende Regung freier Elemente.

Kaum sollte man es glauben, aber es ist wahr: Manche begrüßen die Unfälle als heilbringend, sie hätten fast eine noch entschiedenere Niederlage herbeigewünscht, damit das alte System vollkommen zu Grunde gerichtet würde; — wie Fenelon mit der Salbung seines bischöflichen Stils es ausdrückt: „was kann uns retten, wenn wir aus diesem Krieg ohne eine gänzliche Demüthigung hervorgehen?". Das wahre Heil von Frankreich sah er in der Anwendung der Mittel, die er vorschrieb, einer gänzlichen Aenderung der inneren Politik; ohne große Unglücksfälle aber schien ihm diese nicht möglich zu sein.

Drei große politische Tendenzen, auf verschiedenen Gedankenreihen beruhend, erscheinen an dieser Stelle in der französischen Welt. Die eine ist die der Monarchie selbst, die doch die äußersten Unfälle noch vermieden hat und sich durch friedliche Reform auf ihrem bisherigen Wege vollkommen wiederherzustellen denkt: noch hält sie die Geister großentheils durch innere Herrschaft fest. Neben ihr erhebt sich das aristokratische Verlangen, sich des von ihr auferlegten Gehorsams wieder zu entledigen, zu der alten Autonomie zurückzukehren. Dem aber setzt sich wieder eine populäre Theorie entgegen, welche diesen Gehorsam noch sehr unzureichend findet und eine bei weitem strengere Einheit der Nation zu realisiren meint. Die Bestrebungen der späteren Zeiten gehen in mannigfaltigen und abweichenden Strahlen von dieser Epoche aus.

Siebzehntes Buch.

Die Regentschaft und Cardinal Fleury.

Der erste Bourbon auf dem französischen Throne erwarb sich das Verdienst, mit innern und äußern Feinden im Kampfe, die Selbständigkeit seines Reiches wiederherzustellen; die politischen und religiösen Elemente, die dasselbe mit Gegensatz und Hader, aber auch mit Leben erfüllten, wußte er zu beherrschen: indem er denselben, wie sie waren, in Europa noch weitern Raum zu machen den Anlauf nahm, ward er von einem Fanatiker ermordet.

Der zweite Bourbon von persönlich bedeutendem Andenken, Ludwig XIV., fand bei seinem Eintritt eine andere, einseitigere Richtung eingeschlagen und vorherrschend: doch stand es noch bei ihm, die ererbten Verhältnisse mit den Nachbarn zu pflegen, im Innern das besondere religiöse und politische Leben zu schonen, den corporativen Elementen gerecht zu werden. Es ist unnütz, zu erwägen, ob das französische Reich nicht alsdann eine zwar minder glänzende und uniforme, aber in sich reichere und fester begründete Entwickelung gewonnen haben würde. Ludwig XIV. hatte keine Vorstellung hievon. In dem zweifellosen Gehorsam und der religiösen Einheit sah er das Ideal eines Staates; er wollte die Grenzen von Frankreich erweitern, es zu dem durch Waffen, Politik und Cultur in der Welt vorwaltenden Lande erheben. Von universalhistorischer Bedeutung ist sowohl, was er unternahm und ausführte, als was ihm nicht gelang. Man hatte erlebt, was die Anstrengung der Nation unter der romanisch-germanischen Monarchie zu vollbringen

vermochte, welche Formen sie alsdann annahm: aber man hatte auch erlebt, daß sie ihr Ziel zuletzt nicht erreichte und das Land, allerdings erweitert, aber in tiefer Erschöpfung und mannigfaltiger Gährung hinterließ.

Welches werden nun die Wege sein, auf welche die nächstfolgenden Generationen gerathen? Es ist fast eine historische Pflicht, auch auf diese noch einen Blick zu werfen.

Erstes Capitel.

Der Regent und die mit seinem Eintritt verknüpften Neuerungen.

Nicht zum Regenten, nur zum Vorsteher einer Regentschaft, welcher eine von ihm ziemlich unabhängige Stellung zugedacht war, hatte Ludwig XIV. seinen Neffen, Herzog Philipp von Orleans, in seinem Testament ernannt.

Unter allen Abkömmlingen der damaligen Dynastien gab es keinen von mannigfaltigeren Fähigkeiten als diesen Prinzen. Er würde als Maler, als Musiker, vielleicht selbst als Gelehrter sich haben geltend machen können, wenn er auf Kunst oder Wissenschaft angewiesen gewesen wäre. Die Geheimnisse der Natur und des Denkens zogen ihn auf gleiche Weise an. Er beschäftigte sich gern mit den tiefsten Problemen der philosophischen Spekulation, die ihm von Deutschland her durch den Verkehr seiner Mutter mit dem Hofe von Hannover und mit Leibnitz nahe gebracht wurden; dem Chemiker Homberg errichtete er ein Laboratorium im Palais Royal und liebte es, mit ihm zu arbeiten. Daß er sich keinem einzelnen Fach zuwandte, verstattete ihm eine um so größere Theilnahme an allen. Bei einer Vorstellung der Akademie der Inschriften zeigte er eine ausgebreitete Kenntniß der Arbeiten auch der minder berühmten Mitglieder;[1]

[1] Elisabeth Charlotte 17. Dec. 1705. Mein Sohn ist gelehrter, als ordinäre Leute von seiner Gattung sein, hat Vivacité und Verstand, kein bös Gemüth, aber sein Fehler ist, daß er sich nicht genug applicirt, die Leute zu kennen, so mit ihm umbgehen.

die Präsentation wurde zum Gespräch. Er hat der großen Bibliothek eine würdigere Aufstellung gegeben und sie dem allgemeinen Studium eröffnet.[1] Gern zog er Männer von literarischem Talent an sich: man kam bei ihm in dem Maße in Gnade, in welchem man seinen Geist unterhielt. Er selbst wußte sich mit eben so viel Anmuth wie Nachdruck auszusprechen. Auch bei den geschäftlichen Vorträgen zeigte er Verständniß und empfänglichen Sinn für das Materiellste so wie für das Geistigste. Den meisten Werth legte er selbst auf seine militärische Befähigung; und in der That schrieb ihm die öffentliche Meinung nicht allein Muth, sondern auch Feldherrngabe zu. Er hatte Handlungen ausgeführt, welche Andern unmöglich schienen; und noch viel mehr, so meinte man, würde er vollbracht haben, wenn er freie Hand gehabt hätte: er fühlte sich als ein würdiger Sprosse Heinrichs IV. Aber wie seine Mutter, eine bekannte Fabel auf ihn anwendend, sagt: alle den Gaben, die ihn schmückten, hatte eine vernachlässigte Fee den Fluch hinzugefügt, daß sie ihm nichts nützen, sondern durch eben so große Laster verdunkelt werden sollten. In früher Jugend durch die Schuld seines Vaters in die schlechteste Gesellschaft gerathen, artete er dieser nach. Solche Naturen gibt es ja, für welche das einen unwiderstehlichen Reiz hat, worin Andere Genuß finden und eine vermeinte Ehre suchen, so daß sie dem ihr eigenes besseres Gefühl aufopfern. Er ließ sich nicht allein zu Ausschweifungen fortreißen, sondern zu dem Ehrgeiz, wie in Studien und Künsten, so auch in wildem Genuß es allen Andern vorzuthun.[2] Er raste die ganzen Nächte, und wenn seine Kräfte erschöpft waren, meinte er sie durch

[1] Lemontey, Histoire de la régence II, 354.

[2] Elisabeth Charlotte an Churfürstin Sophie 3. März 1695. Wenn es sein Naturell, hätte ich nicht die Hälfte so viel dagegen zu sagen; daß er sich aber mit Gewalt zum Bösen und Lapereien zwingen will und mit Fleiß alles verhehlen will, was er gutt an sich hatt, daß hab ich Mühe auszustehen.

starkes Trinken zu erneuern, so daß er sich vollends zerrüttete. Oft gerieth er in eine widerwärtige Abhängigkeit von den Gefährten oder den Werkzeugen seiner Ausschweifungen, welche dann zur Folge hatte, daß die Bedürfnisse seiner nächsten Angehörigen vernachlässigt wurden, nur etwa die Tochter, Herzogin von Berry, ausgenommen. Die Nachwelt nennt ihn nicht, ohne mit seinem Namen das Gedächtniß schamloser Orgien zu verbinden. Auch bei Tafel kannte er kein Maß, und wenn er voll Weines war, so gab es nichts, was ihm Rücksicht eingeflößt und die wildesten Ausbrüche der Laune, der Wegwerfung und des Hasses oder auch offenbarer Gottlosigkeit zurückgehalten hätte. Denn auch als ein starker Geist wollte er glänzen; er legte Werth darauf, als ein Mensch zu gelten, den das Jenseits und die übersinnliche Welt nicht kümmere.

Man begreift es, wenn Ludwig XIV. Bedenken trug, einem Mann von diesem Charakter und diesem Rufe, dem man überdieß das Böseste zutraute, die Zukunft des Reiches anzuvertrauen; aber eben so klar ist, daß der Herzog von Orleans nicht gemeint sein konnte, sich den Beschränkungen, die man ihm auflegte, zu fügen.

Waren nicht seine Laster selbst eine Mischung von schlechten Neigungen und verirrtem Ehrgeiz? Wir wissen, welche hochstrebende, auf die Errichtung eines neuen intermediären Reiches zielende Pläne er einst in Spanien mit den Engländern zur Ausführung zu bringen gedacht hatte. Noch viel glänzendere Aussichten und persönliche Gewalt für den Moment bot ihm jetzt der Zustand von Frankreich dar. Dem letzten Willen des Königs zum Trotz unternahm er, sich in vollen Besitz der Autorität zu setzen.

Man rieth ihm, die Generalstände zu berufen, welche ihn jeder Beschränkung, die ihm das Testament auferlegen könne, entledigen würden; aber die Gesichtspunkte Derer, von denen dieser Vorschlag ausging, waren an sich nicht die seinen: überdieß entging ihm nicht, daß in den versammelten Ständen auch

unerwünschte Kundgebungen zu Tage kommen konnten, etwa zu Gunsten des Duc de Maine, wovon früher, oder zu Gunsten des Königs von Spanien, wovon später die Rede war. Und was sollte geschehen, bis sie berufen, gewählt, zusammen gekommen waren? Für ihn wie für das Land war eine unverzügliche Entscheidung vonnöthen.

Für die Herbeiführung einer solchen aber lag in dem, was bei der letzten Regentschaft geschehen war, ein anwendbares Muster und Vorbild vor.

Denn auch damals war die Absicht gewesen, die vermöge der Geburt Berechtigten durch ein zur Fortführung der vorangegangenen Regierungsweise errichtetes Conseil zu beschränken: aber sie hatten in dem nach der Wiederbelebung seiner Gerechtsame trachtenden Parlament Unterstützung gefunden. War das nicht jetzt eben derselbe Fall? Wie hätte das Parlament, wenn ihm die Gelegenheit geboten ward, die Schranken zu durchbrechen, welche seiner Einwirkung gezogen waren, dieselbe nicht mit Freuden ergreifen sollen?

In der Sitzung, in welcher das Testament des Königs eröffnet werden sollte, 2. Sept. 1715, zu der die Prinzen von Geblüt, die Pairs von Frankreich, die Präsidenten und Räthe sowohl der Grand'chambre, als der Enquête und Requête versammelt waren, begann man nicht mit diesem Acte, sondern mit einer Anerkennung der durch die Geburt dem Herzog von Orleans zustehenden Ansprüche.[1] Der Herzog forderte, die Leute des Königs trugen darauf an, die ihm von Natur zugehörigen Rechte von denen zu scheiden, welche er durch das Testament erlange. Auf Grund der ersten erkannte das Parlament den Herzog als Regenten an, ohne daß man danach viel gefragt hätte, was das Testament anordnete. Abermals trug, wie im Jahr 1643, die Idee der durch das Recht der Geburt

[1] Extrait des registres du parlement 2. Sept. 1715 bei Isambert XXII, 2.

sich fortpflanzenden Autorität über die durch letztwillige Verfügung eingesetzte Staatsgewalt den Sieg davon. Der Herzog hatte nicht minder, als damals die Königin, die eigentlichen Prinzen von Geblüt auf seiner Seite. Besonders kam ihm der Widerwille zu Statten, der durch die Begünstigungen der Legitimirten entstanden war. Dem Herzog von Maine ward der Oberbefehl über die Haustruppen, den ihm Ludwig XIV. übertragen hatte, auf die Bemerkung des nunmehrigen Regenten, daß die Theilung des Commandos seinem Ansehen und dem Wohle des Staates sehr nachtheilig werden könne, abgesprochen. Die Oberaufsicht über die Erziehung des jungen Königs blieb für jetzt in seinen Händen. Die Regentschaft ward nicht aufgehoben; aber in Bezug auf die Stellen und Gnaden ward der Regent von aller Rücksicht auf die Stimmenmehrheit losgezählt.

So ergriff der Herzog von Orleans mit rascher und sicherer Hand die Zügel der Regierung. Heer und Land stimmten freudig bei; Niemand wagte zu widersprechen.

Ludwig XIV. hatte Sinn und Weise seiner Regierung über seinen Tod hinaus fortzupflanzen beabsichtigt; noch war sein Grab nicht geschlossen, so traten eben die Veränderungen ein, die er hatte vermeiden wollen, und eine der seinen entgegengesetzte Richtung ward eingeschlagen.

Aber nicht ohne Zugeständnisse zu Gunsten Derer, die ihn mit ihren Beschlüssen unterstützten, gelangte der Herzog an die oberste Stelle. Wie er gleich in seiner ersten Ansprache vernehmen ließ, daß er die Regentschaft durch seinen Eifer für das öffentliche Wohl verdienen werde, besonders wenn er von den Rathschlägen und weisen Remonstrationen des Parlaments unterstützt sei; so war es einer der ersten öffentlichen Acte seines Regimentes, daß er dem Parlament die alte Befugniß zurückgab, vor der Registrirung königlicher Edicte und Ordonnanzen solche Vorstellungen zu machen, wie ihm nützlich scheinen würden. Vor allem darauf beruhte doch der Eindruck von unbedingter Macht und vollem Gehorsam, den die Regierung Lud-

wigs XIV. hervorbrachte, daß das Parlament, welches die früheren Regierungen durch seinen Widerspruch beunruhigt hatte, unter ihm davon abließ. Alle legale Opposition knüpfte sich an dessen Recht, über die Edicte des Königs vor ihrer Registrirung zu berathen und remonstrirende Vorstellungen dagegen einzubringen. Dieses Recht wurde dem Parlament nicht in dem vollen Umfang zugestanden, in welchem es dasselbe in Anspruch nahm: die Declaration darüber ist nicht ohne Zweideutigkeit, aber sie enthielt die Anbahnung einer abweichenden Direction zu seinen Gunsten.[1]

Und ohnehin war das Parlament durch die bloße Thatsache, daß es sich mit dem letzten Willen des verstorbenen Königs in Widerspruch setzte, den von ihm angeordneten Regentschaftsrath modificirte und an der Begründung einer neuen Regierung thätigen Antheil nahm, wieder zu einem hohen Ansehen gelangt. Es erkannte die Rechte an, welche die Geburt dem Regenten gab; der Regent erkannte die Rechte an, welche das Parlament nach dem uralten Herkommen des Reiches besaß. Eine Anerkennung ist der Preis der andern. Das Parlament des achtzehnten Jahrhunderts erschien als die ununterbrochene und gleichberechtigte Fortsetzung des alten Parlaments, mit dessen Beistand Heinrich IV. einst selbst den Thron bestiegen hatte und durch welches die Königinnen Marie und Anna zu der Regentschaft gelangt waren, als eine der wesentlichsten Grundlagen des bourbonischen Staates. In dem Memorial, mit welchem der Generalprocurator d'Aguesseau die Sitzungen nach dem Frieden wieder eröffnete, pries er die Vereinigung der Autorität und Freiheit, die unter dem Regenten auf das glücklichste vollzogen sei.[2] Eine neue Aera für die Verwaltung des Staates schien einzutreten.

[1] Sie liegt darin, daß die Remonstration gefordert wird dans la huitaine au plus tard du jour de la délibération qui en aura été prise. Declaration de Vincennes 15 sept.

[2] Une autorité nécessaire tempère l'usage de la liberté et la liberté ttempérée devient le plus digne instrument de l'autorité. Œuvres I, 235.

Noch ein anderes Versprechen hatte der Herzog in jener Parlamentssitzung gegeben, mit dessen Erfüllung er nicht säumte; er hatte sich bereit erklärt, unter dem Regentschaftsrath eine Anzahl anderer Collegien zu errichten, welche die Geschäfte zur obersten Entscheidung desselben vorbereiten sollten. Er berief sich dabei selbst auf den Plan, mit dem sich der Herzog von Burgund, im Gegensatz gegen die auch in ihren Werkzeugen absolute Gewalt seines Großvaters, getragen hatte; jenen Plan, der fast eine freie Hervorbildung der Staatsgewalt von unten her in sich schloß und dem das Parlament beistimmte. Mittelmäßigen Geistern, ruft d'Aguesseau aus, möge eine Einrichtung dieser Art gefährlich scheinen: großen Seelen sei sie erwünscht; denen flöße der Schein, von Andern geleitet zu werden, keine Besorgnisse ein, indem sie ja doch in der That durch die Ueberlegenheit ihres Geistes Alles regieren.

Schon am 15. September 1715 erschien das Edict, in welchem es als die Ansicht des Herzogs von Orleans bezeichnet war, daß die Vereinigung der gesammten Gewalt eines Ministeriums in Einer Hand gefährlich werden könne, weil die Wahrheit alsdann um so schwerer zu den Ohren des Fürsten dringe: es werde besser sein, mehrere Personen in Stand zu setzen, ihr Gehör zu verschaffen, überhaupt eine größere Zahl geeigneter Männer bei der Staatsverwaltung zu beschäftigen, schon darum, um die zur Erledigung kommenden Stellen leichter zu besetzen.[1] In diesem Sinne wurden sechs Rathscollegien errichtet, für Krieg, Seewesen, Marine, Handel, auswärtige und innere Angelegenheiten. Einen besonderen Werth legten die Freunde dieser Veränderung auf die Errichtung eines Ministeriums der inneren Angelegenheiten, welche bisher nur fast zufällig und niemals im Zusammenhang erwogen worden seien. Die Präsidenten dieser Conseils hatten Eintritt in den Regent=

[1] Déclaration portant établissement des plusieurs conseils pour la direction des affaires du royaume. Isambert XXII, 36.

schaftsrath, welcher gleichsam das allgemeine Ministerium darstellte, das der Duc de Bourgogne im Sinne gehabt hatte, und hielten darin vor der Beschlußnahme ihren Vortrag. Ich weiß nicht, ob es den Thatsachen entspricht, wenn man in dieser Verfassungsform ein Regiment der Edelleute gesehen hat; von altem Adel waren die wenigsten seiner Mitglieder; der nächste Erfolg bestand darin, daß die Marschälle und oberen Beamten der Unterwerfung unter den Willen eines Ministers, die sie bisher ungern ertragen hatten, überhoben wurden; und daran knüpfte sich wieder, daß auch Alle, die unter ihnen arbeiteten, eine Selbständigkeit erlangten, die man bisher für unmöglich gehalten hatte. An die Stelle des Gehorsams trat Berathung, an die Stelle der Unterordnung ein nach oben hin wirkender Einfluß. Kaum darf man annehmen, daß es dabei auf eine wirkliche Verbesserung der Geschäftsführung abgesehen gewesen sei. Denn die collegialische Verwaltung der laufenden Angelegenheiten hat, zumal wo man ihrer nicht gewohnt ist, die größte Schwierigkeit. Der eifrigste Verfechter dieser Form der Verfassung, die er Polysynodie nannte, Abbé St. Pierre, ist doch von der Untauglichkeit der getroffenen Einrichtungen überzeugt.[1] Die eigentliche Absicht ging ohne Zweifel dahin, die monarchische Gewohnheit und die eingelebten Verhältnisse zu unterbrechen, dem Regenten durch das neue Gefühl freier Bewegung zahlreiche Freunde zu gewinnen.

Einen Rath hatte der König noch selbst eingerichtet, den Gewissensrath für die geistlichen Dinge, aber wie weit wich man bei der Besetzung desselben von seinem Sinne ab. Le Tellier ward vom Hofe entfernt und fand kaum mehr eine sichere Stätte in Frankreich. Der Cardinal Noailles nahm selbst die Stelle ein, von der aus er bisher so heftig angefeindet worden

[1] Annales politiques II, 110. Besser wäre gewesen: d'avoir plusieurs ministres (wie bisher) et y ajouter seulement les conseils consultatifs sous chaque ministre, pour les affaires importantes moins pressantes et non encore decidées.

war. Noch bei der Leiche Ludwigs XIV. hatte ihn der Herzog von Orleans empfangen und umarmt.

Insofern Ludwig XIV. noch bis zuletzt auf die Berufung eines Nationalconciliums gedrungen hatte, war sein Tod für den römischen Stuhl, der dadurch von einer für ihn widerwärtigen Forderung befreit wurde, nicht ohne Vortheil. Hieran hat man jedoch unter den damaligen Umständen nicht einmal gedacht. Man bemerkte nur die Erleichterung, welche den Gegnern der Bulle Unigenitus dadurch zu Theil wurde, daß die mächtige Hand fehlte, die sie zur Unterwerfung unter dieselbe anhielt. Der Regent ließ ihnen fürs Erste freien Spielraum. Die verjagten Jansenisten kehrten in ihre Stellen zurück: in der Literatur erhoben sie ihre Stimme um so lauter, je mehr sie bisher unterdrückt gewesen war:[1] sie gewannen die Theilnahme der Nation durch die Behauptung, daß der römische Stuhl nur darauf sinne, die französische Kirche sich so vollständig zu unterwerfen, wie die spanische und italienische ihm unterworfen seien. Nach einiger Zeit faßten die Jansenisten den Muth, zu dem stärksten Acte der Opposition zu schreiten, der in der katholischen Welt ohne offenen Abfall möglich war: sie appellirten an ein künftiges, freies und gesetzmäßiges allgemeines Concilium. Am 5. März 1717 erschienen vier unbescholtene, in ihren Diöcesen angesehene Bischöfe — von Mirepoix, Senez, Montpellier und Boulogne — in der Versammlung der Sorbonne. Der Bischof von Senez las die Acte vor, durch welche sie, weil die Bulle den Grundlagen der wahren Hierarchie und den Freiheiten des Reichs entgegenlaufe, das Urtheil einer allgemeinen Kirchenversammlung, welche den obersten Gerichtshof für die geistlichen Streitsachen bilde, anriefen und sich im Voraus unter deren Schutz stellten.[2] Die versammelte

[1] Ottieri: preti, frati e monaci, communità religiose e secolari d'ogni sesso e conditone contrastarono, impugnarono in voce ed in iscritto con migliaia d'iniqui libriccioli la costitutione.

[2] Déliberation de la faculté. Dorsanne I, 32?.

Sorbonne, zu ihren alten Grundsätzen zurückkehrend, trat dieser Appellation bei: ein ansehnlicher Theil des höheren, der größte des niederen Clerus schloß sich an. Wie sehr die Tendenzen einer nationalen kirchlichen Unabhängigkeit sich erhoben, sieht man aus der Verbindung, in welche die Führer dieser Bewegung sich mit einem großen englischen Prälaten setzten. Sie hofften, der Herzog von Orleans werde den Ehrgeiz der Tudors haben, die französische Kirche von Rom loszureißen.

Und indem wurden auch in Bezug auf die ideale Grundlage des Staates von den Regierenden selbst sehr auffallende Meinungen bekannt. Die Gelegenheit hiezu gab, daß das Recht der Succession zur Krone den Legitimirten wieder genommen werden sollte, weniger um diese in weitester Ferne liegende Möglichkeit auszuschließen, als um den Vorrang der Prinzen von Geblüt in vollem Umfange wieder herzustellen. In dem Edict, das der Regent hierüber erließ, wird nun nicht allein aus dem Rechtsgrundsatz, daß die regierende Familie keine Domäne veräußern dürfe, der andere hergeleitet, daß sie noch bei weitem weniger über die Krone zu verfügen habe,[1] — denn sie besitze dieselbe nur zum Wohle des Staates —, sondern noch eine weiter aussehende Lehre knüpft man daran: sollte jemals, so wird gesagt, das von dem vorigen König vorausgesetzte Unglück eintreten, so würde die Nation selbst durch die Weisheit ihrer Wahl es gut zu machen haben; die Nation allein besitze in einem solchen Falle das Recht, über die Krone zu verfügen, und es würde ungerecht sein, ihr für denselben vorzugreifen. Die Legitimirten hatten darauf angetragen, daß ihr Anspruch den Ständen des Reichs vorgelegt würde, weil die Nation selbst darüber zu urtheilen habe, ob die Zurücknahme der ihnen zugestandenen Rechte ihr nützlich sei oder nicht. Der Regent erklärte es jedoch für unnöthig, die Nation bei einer

[1] Édit concernant la succession à la couronne. Juillet 1717. Isambert XXII, 147.

Gelegenheit zu consultiren, bei der er sie in allen ihren Rechten anerkenne.[1] Weniger der Streit zwischen den Legitimirten und dem Herzog ist es, was die Aufmerksamkeit auf sich zieht, als die Art und Weise, wie sie ihn durchfochten. Stände und Nation werden von Beiden identificirt; ein Recht, über die Krone zu disponiren, wird der Nation in diesem Falle zuerkannt, das dem vollen Begriff ihrer Autonomie entspricht. Schon in dem Gegensatz dieser Gedanken tritt die Krone zurück; die Nation tritt hervor.

Man meine nicht, daß die unermeßliche Tragweite dieser Gegensätze nicht gleich damals durchgefühlt worden sei. In einer Denkschrift der Zeit heißt es: die Nation werde dadurch aus einer drückenden Lethargie gezogen; bereits wache sie auf, suche aber nach ihrer Freiheit nur erst in umhertastenden Bewegungen.[2]

In einem Moment war beides umgestaltet, Verfassung und Verwaltung. Ideen erschienen, welche in Bezug auf Kirche und Staat eine Veränderung der nationalen Politik von Grund aus ankündigten, und zwar auf die Anregung und unter dem Schutze der Regierung.

Aber inmitten dieser Aufregung, welche alle Geister ergriff und beschäftigte, trat nun noch eine Erschütterung des öffentlichen und des privaten Vermögens ein, die ihres Gleichen in der Weltgeschichte bisher nicht gehabt hatte.

[1] Où nous n'agissons que pour elle, en révoquant une disposition sur laquelle elle n'a pas été consultée, notre intention étant de la conserver dans tous ses droits.

[2] Boulainvilliers: Mémoire touchant l'affaire de MM. les princes du sang: citirt diese Stelle: un des mémoires courants a osé dire que S. A. S., M. le duc (der die in dem Edict aufgestellten Ideen in Anregung brachte), a tiré la nation d'une létargie si pesante que qoique réveillée elle ne cherche encore sa liberté que comme à tâton. Mémoires présentés au duc d'Orleans. 128.

Zweites Capitel.

Versuch eines neuen finanziellen Systems.

Eines der vornehmsten Anliegen der Nation und der Regierung war es, aus den finanziellen Bedrängnissen, in die das Land durch den letzten Krieg gestürzt worden war, herauszukommen. Und schon war manches zu diesem Zweck versucht worden. Man hatte die in Umlauf gesetzten Scheine einer Revision unterworfen und sie großentheils um die Hälfte, in einzelnen Fällen um fünf Sechstel im Werth herabgesetzt. Man hatte eine Justizcommission gegen die des Wuchers angeklagten, bei den Finanzen betheiligten Geldbesitzer angeordnet und diese zu schweren Geldbußen verdammt. Maßregeln, wie sie in Frankreich schon öfter vorgekommen waren: mit aller ihrer Härte aber konnten sie dem Uebel nicht steuern. Die Einnahme stand fortwährend in einem höchst ungünstigen Verhältniß zur Ausgabe: die gewaltsamen Eingriffe bewirkten abermals, daß ein Jeder mit seinem Gelde an sich hielt.

Da stellte sich dem Regenten ein Schotte vor, der ihm beim Hazardspiel bekannt geworden sein mag, denn er war ein Spieler von Profession und hatte als solcher die Welt durchzogen, John Law aus Edinburg. Er wiederholte Vorschläge, die er schon der vorigen Regierung, wiewohl ohne Erfolg, mitgetheilt hatte; auf den Regenten aber machten sie gleich bei der ersten Audienz, in der er sie ihm vortrug, vielen Eindruck.[1]

[1] Law: Lettres sur les banques I, 581 gedenkt der ersten Audienz, die er in Marly bei dem Herzog hatte.

Law ging von der Bemerkung aus, daß von England, obgleich es geringere Hülfsquellen besitze, der Krieg dennoch besser ausgehalten worden sei als von Frankreich; selbst während der bürgerlichen Unruhen erhalte sich dort ein niedriger Zinsfuß. Weßhalb und wodurch? Weil sich England durch ein wohlgeordnetes Bankinstitut einen festen Credit gegründet habe. Wie viel mehr aber könnte Frankreich bei der Ueberlegenheit seiner Mittel hierin leisten! Mehr als England, Holland und Italien zusammen genommen; es würde auf diesem Wege seine im letzten Kriege verlorene Superorität in Europa wieder erlangen.

Die Richtigkeit der allgemeinen Bemerkung hat sich im Laufe der Zeit vollkommen bewährt und ließ sich schon damals nicht bestreiten; doch konnte man fragen, in wie weit sich eine Institution dieser Art mit der Sicherheit, welche die Bedingung ihres Bestehens ist, in Frankreich werde gründen lassen, und ob Law, bei alle seinem natürlichen Scharfsinn für das Geldwesen, die unmittelbaren Vortheile, die er davon hoffen ließ, nicht überschätze. Er behauptete, daß der Betrag der Zettel, welche eine Bank ausgeben dürfe, zehnfach so hoch sein könne, als der Werth der vorhandenen Metalle. Auch auf die Handelscompagnien hatte er seine Berechnungen erstreckt und war zu der Meinung gekommen, daß in den Actien einer Handelscompagnie eine viermal größere Summe Geldes repräsentirt werde, als ihr wirklicher Besitz werth sei; in Holland wollte er das genau erkundet haben. Seine Absicht war nun, ein Institut der einen mit einem der andern zu combiniren und auf ihren vereinten Credit ein neues Papiergeld zu gründen, welches an sich einen ganz andern Werth als die Staatsscheine besitzen und sogar deren Tilgung möglich machen werde.

Der Regent, für alles Neue und Glänzende empfänglich, zumal wenn es eine Ader des denkenden Geistes berührte, ging auf diese Entwürfe ein und nahm Law in seinen Schutz.

Zuerst, noch im Jahre 1716, ward eine Bank auf Actien

gegründet, welche, da sie ein geringes Disconto festsetzte, allgemeines Vertrauen gewann und namentlich durch die Vermittelung der Geldsendungen des Staates aus den Provinzen nach der Hauptstadt und umgekehrt gute Dienste leistete; so daß sie nach einiger Zeit zu einem Institute des Staates erhoben wurde, mit dem Rechte, daß ihre Scheine in den öffentlichen Kassen angenommen werden konnten. [1]

Indessen war auch eine Handelscompagnie auf Actien gegründet worden. Zunächst war es der Handel nach Canada und dem vor Kurzem besetzten Louisiana, den sie übernahm: Law trat mit seiner Bank als Hauptactionär in dieselbe ein. Die Actien wurden in Staatspapieren bezahlt und mit den Renten, die diese trugen, verzinst. Es dauerte lange, bis ihr Preis den Nennwerth erreichte; ein Aufschwung des Geschäftes trat nicht eher ein, als bis diese Compagnie sich an der Pacht der öffentlichen Einkünfte zu betheiligen anfing. Dieß geschah zuerst bei dem Tabaksmonopol, für welches sie ein paar Millionen mehr als ihre Vorgänger bezahlte, in der Voraussetzung, daß das Gebiet des Missisippi besonders für die Cultur des Tabaks geeignet sei; von dem Vertriebe des wohlfeil hergestellten Productes unter der Autorität des Staates versprach sie sich namhafte Vortheile. Auf diesem Boden aber, der Verbindung eines Credits, welcher die Mittel zu großartigen Unternehmungen gewährte, mit der Geldverwaltung des Staates ward nun mit unbegrenztem Unternehmungsgeist weiter gebaut. Die Compagnie kaufte den Besitz und die Privilegien der ostindischen Compagnie an; sie vermehrte dabei ihre Actien um die Hälfte, die ihr auch dann noch über den Nennwerth bezahlt wurden, und begann hierauf Schiffe zu bauen und nach allen Weltgegenden abgehen zu lassen, denn auch der afrikanische Handel

[1] Die venetianischen Gesandten, Lorenzo Tiepolo und Niccolo Foscarini, die damals in außerordentlicher Mission in Frankreich waren, theilen in ihrer Relation von 1723 noch einige Notizen über Law und sein System mit, die man sonst nicht findet.

fiel in den Bereich der Compagnie. Zugleich aber nahm sie noch umfassenderen Antheil an der Finanzverwaltung des Staates; sie brachte das Recht der Umprägung der Münzen, die Generalpacht der Steuern, endlich die Verwaltung der allgemeinen Einnahmen an sich; sie zahlte dafür höhere Preise, hoffte aber noch bei weitem größere Erträge zu erzielen. Am Missisippi meinte man ein neues Peru zu besitzen, und wer kannte nicht den alten Vortheil des ostindischen Handels.[1] Die Actien wurden bei jeder Geschäftserweiterung vermehrt, sie stiegen bis auf 624,000, jede zu 500 Livres; sie fanden nicht allein Abnehmer, sondern wurden eifrig gesucht. Die Prinzen von Geblüt, die vornehmsten Herren des Hofes betheiligten sich. Daß der Unternehmer der Bank und Begründer der Compagnie, John Law, nachdem er die Religion gewechselt hatte, die Stelle eines Generalcontroleurs der Finanzen erhielt, schien eine neue Sicherheit darzubieten; Jedermann glaubte dadurch nicht allein seines Capitals und der Zinsen desselben sicher zu sein, sondern sich auf einen glänzenden Gewinn Rechnung machen zu dürfen. Dazu kamen die Künste der Börse, zu welcher die Bank die Mittel bot, Rückkauf der Actien um hohen Preis,[2] Käufe auf Zeit, ebenfalls in der Voraussetzung fortgesetzten Steigens, welche dann realisirt wurden, Wahrscheinlichkeitsberechnungen und Zusagen großer Dividenden, vornehmlich aber ein anderes Moment, das aus der Entwickelung der ganzen Operation nach ihrer ursprünglichen Absicht hervorging.

[1] Dutot: Réflexions sur le commerce et les finances, bei Daire: Économistes 911.

[2] Lorenzo Tiepolo, Ritrovandosi padrone di tanta summa d'oro dello stato, incominciò promovere con calore il suo Missisippi, con far ricomprare sotto mano le azioni, che di già haveva vendute della compagnia. Poco si volle ch'esse montassero a 200 pr. 100. Daß das Wort Agioteurs damals in die französische Sprache gekommen sei, ist nicht ganz richtig. Ich finde es schon in dem Schreiben von Elisabeth Charlotte, 1711, 18. Jan. Sie sagt, es käme von den billets de monnaye, früher habe man nichts davon gewußt.

Die Compagnie machte dem Staate ein Darlehen von 1200 Millionen, zu einem ungewöhnlich geringen Zinsfuß, und setzte ihn dadurch in Stand, zur Abzahlung der um vieles höher zu verzinsenden alten Schulden zu schreiten. Davon wurde Alles betroffen, Corporationen wie Privatleute, die Einheimischen und besonders empfindlich die Ausländer. Noch immer hatten die Genuesen, welche die Anleihegeschäfte im Großen zuerst in Frankreich in Gang gebracht hatten, einen sehr bedeutenden Antheil an dem dortigen Schuldenwesen, und nirgends schienen die Capitalien sicherer zu stehen; jetzt wurden sie ihnen gekündigt und zurückgezahlt. Sie in baarem Geld aus Frankreich wegzuführen, war durch geschärfte Verbote der Metallausfuhr fast unmöglich; die französischen Papiere in andern Ländern verwerthen zu wollen, machte die Hälfte der Summe verlieren; dagegen stellten sich die Missisippi-Actien, die immer zunehmende Vortheile verhießen, als sehr geeignet zu neuen Geldanlagen dar. Die bedächtigen Genuesen zögerten einen Augenblick, aber was sollten sie thun? Sie entschlossen sich endlich, dieß Mittel zu ergreifen.[1] Holländer und Engländer folgten ihrem Beispiele. Alle benachbarten Länder wurden in die Bewegung des französischen Geldmarktes gezogen.

Indem nun aber die durch die Compagnie ausgezahlten Capitalien wieder in die Actien derselben zurückströmten, mußte deren Preis in gleichem Maße steigen. Unerhörte Gewinnste, welche Einzelne gemacht hatten, reizten die Geldgier aller Anderen an. Die Actien erreichten in einigen Monaten das Zehnfache, Zwanzigfache ihres ursprünglichen Betrages.

Auch Bankbillets hatte Law in großen Massen ausgegeben; man berechnet sie zu mehr als dritthalb Milliarden Livres. Seine Meinung war, daß in einem wohlgeordneten Gemeinwesen nur der Fürst im Besitz von Gold und Silber zu sein brauche: für die Privatpersonen genüge der Besitz von Bank-

[1] Ottieri VII, 373 quantunque duri et restii in principio.

scheinen:[1] die Bank sei gleichsam das commercielle Herz des Königreichs, dahin müsse alles Vermögen zusammenströmen und von da wieder zurückfließen; höchstens für den untergeordneten, kleinen Verkehr sei der Gebrauch des baaren Geldes zu gestatten. Auf seinen Antrieb ward ein Edict erlassen, durch welches der Besitz von Gold und Silber in größerer Summe als zu fünfhundert Franken als Staatsverbrechen bezeichnet und mit der Strafe der Confiscation bedroht wurde.

Wie in so vielen andern, mischte sich auch in dieser Angelegenheit Wahres und Falsches. Niemand könnte in Abrede stellen, daß Law über das in der Natur der Sache gegründete Verhältniß der Werthe und der Tauschmittel Wahrnehmungen in sich trug, welche einer künftigen Zeit vorleuchten sollten; aber wenn man bisher das Geld zu hoch angeschlagen, so schätzte er es offenbar zu gering; er war ein Enthusiast seiner Theorie.[2] Und unleugbar ist es doch, daß dabei zugleich Zwecke, die außerhalb des eigentlichen Geschäftes lagen, ins Auge gefaßt wurden, vor allen die Abzahlung der Staatsschulden; aber überdieß hatte der Regent gleichsam freie Hand in die Kassen; er hat das Geld zuweilen zu überaus nützlichen und wohlthätigen Zwecken, wie für das Hotel Dieu, das allgemeine Hospital, aber zuweilen auch für seine Ausschweifungen und Wollüste verwendet. Reich zu werden und zu genießen, war das allgemeine Losungswort. Solche Zeiten treten dann und wann ein, wo eine einzige Leidenschaft die Geister mit dämonischer Gewalt verblendet. Die Straße Quincampoix in Paris, wo die

[1] Pour dire le vrai: le roi seul doit avoir aujourdhui l'espèce; les particuliers ne se doivent les uns aux autres que des billets de banque. Léttres II, 614.

[2] Bemerkenswerth ist, daß Law schon 1705 in Schottland mit dem Entwurf zur Ausgabe von Papiergeld hervorgetreten war, von welchem er Verbesserung des Handels und paying the debts of the government versprach. Life of Paterson: 373.

Geschäfte gemacht wurden, war der Schauplatz wilden Schwindels und verächtlicher Begierden. [1]

Erheben wir uns aber einen Augenblick über das Treiben des Geldmarktes zu den allgemeinen Interessen. Wir wollen nicht fragen, ob nicht die Theilnahme eines zahlreichen Publikums an den Erträgen der Auflage und den großen commerciellen Unternehmungen, ob nicht das plötzliche Glück ungeheurer Gewinnste die Bande der hergebrachten Unterordnung aufzulösen beitrug. Zunächst trat ein politisches Moment von unmittelbarster Bedeutung hervor. Wie viele persönlich vortheilhafte, für die Gesammtheit drückende Berechtigungen im französischen Staate waren aus dem Kaufe der Stellen, d. i. aus einem Darlehen, dessen Zinsen durch den Ertrag der Gefälle des Amtes gebildet wurden, hervorgegangen. Schon oft hatte sich der Gedanke geregt, die Capitalien zurückzuzahlen und die Nation aller ihrer Lasten zu erledigen. Noch niemals hatte man die Mittel dazu gehabt, wie eben jetzt, da der momentane Erfolg des Systems eine unermeßliche Geldkraft in den Händen der Regierung vereinigte. Wie dann, wenn man sie dazu anwendete? Der Regent hatte in seiner Stellung noch einen besondern Anlaß, der ihm den Gedanken nahe legte.

Wohl war er von den Formen der Alleinherrschaft zu der beschränkenden Aufstellung berathender Collegien übergegangen. Er hatte das Parlament wieder in den Besitz seiner außer Uebung gekommenen Gerechtsame gesetzt. Daß ihm principiell daran gelegen gewesen wäre, ist nicht zu denken: er that es, weil es ihm bequem und nützlich war. Wenn es ihm aber unbequem wurde, konnte er nicht auf das Gegentheil zurückkommen?

Die Parlamente meinten unentbehrlich zu sein; sie glaubten, wie in den Zeiten der Fronde, das englische Parlament zu

[1] Histoire du système des finances sous la minorité etc., ein Buch, welches die wichtigsten Actenstücke mittheilt, aber damit romanhafte Erzählungen von schlechtester Gewähr verwebt.

ihrem Vorbild nehmen zu dürfen, und machten ähnliche Ansprüche. Gerade in den Dingen, die dem Regenten besonders am Herzen lagen, z. B. eben in Bezug auf das finanzielle System, widersetzten sie sich ihm und erweckten damit seinen Widerwillen. Da hat sich in ihm die Absicht geregt, den Vortheil des Augenblicks zu benutzen. Ihre Unabhängigkeit von der Regierung beruhte doch eben nur auf dem Rechte des Privateigenthums, denn durch Geldzahlungen waren die Stellen erkauft oder erblich geworden. Wie dann, wenn man ihnen den Kaufpreis ihrer Aemter in dem Papier, das jetzt Geltung im Lande hatte, zurückzahlte, wie so viele Staatsgläubiger bezahlt wurden? Die Regierung hätte sich berechtigt gehalten, nach Zurückzahlung des Geldes den Besitzern ihre Stellen zu nehmen und eine andere Einrichtung nach ihrem Gutdünken zu treffen. Sie würde die Einsprache auf immer aufgehoben und der obersten Gewalt eine Ausdehnung gegeben haben, wie sie Ludwig XIV. nie besessen hatte. Denn an das rechtsbewahrende Institut, an seine Unabhängigkeit schlossen sich alle andern Gerechtsame an.

In diesem Sinne hat Montesquieu den schottischen Bankhalter als einen der größten Beförderer des Despotismus bezeichnet, welche je gelebt haben. Man versichert, das Edict habe bereits vorgelegen, durch das die Mitglieder der Parlamente, nach Rückzahlung des Preises ihrer Chargen, derselben entsetzt werden sollten. Ihrer ganzen Verfassung wäre ein Ende gemacht worden. Man hätte kleinere, von aller politischen Befugniß ausgeschlossene, auf bei weitem engere Bezirke beschränkte Gerichtshöfe an Stelle der Parlamente eingeführt. [1]

[1] Journal de Dorsanne, II, 37. On apprit (Nov. 1720) que M. le Duc d'Orleans étoit résolu de réduire le parlement à un très petit nombre, que M. le Duc et Law sollicitoient cette réduction et même l'anéantissement total du parlement — que M. de Blamont fournissoit les mémoires et les expédients, dans l'esperance qu'on le feroit premier président du nouveau parlement.

Bemerken wir hiebei, wie sich die Tendenzen des Regenten in gewaltsamen Schwankungen von einem Aeußersten auf das andere werfen. Wie Ludwig XIV. konnte und wollte er nicht regieren. Aber von den beschränkenden Formen, die er anfangs annimmt, wendet er sich, sobald sie ihm unbequem werden, zu autokratischer Willkür zurück. Da er aber auch diese zur Ausführung zu bringen weder im Stande, noch zuletzt mit Entschiedenheit gesonnen ist, so entstehen zweifelhafte Zustände voll von innerem Widerstreit.

Die Parlamente gehen in ihrer gesetzlichen Opposition, so weit sie können; die Regierung weist sie dann in feierlichen Gerichtssitzungen in ihre Schranken. Ludwig XIV. hatte das Aufsehen solcher Scenen ein halbes Jahrhundert hindurch vermieden; dem Regenten war es genehm: er befand sich wohl in der Aufregung und Unordnung, aus der er immer neue Auswege fand.

Diese Fluctuationen von Vorstellungen, Throngerichten, Verweisungen, theilweiser Unterwerfung und Verzeihung wurden gleichsam eine Nothwendigkeit des französischen Staates und seine vornehmste Lebensform.

Nicht lange jedoch sollte die Möglichkeit einer so durchgreifenden Umwandlung des Staates in der Hand des Regenten bleiben: das System fiel eben so rasch, als es emporgekommen war.

An sich leuchtet ein, daß Law das Maß des Credits in Bezug auf dessen Grundlage, das er selbst, und zwar ohne Zweifel viel zu hoch, angegeben, noch bei weitem überschritten hatte. Das baare Geld ward zuweilen zu Zahlungen an das Ausland gebraucht, um Bedingungen des letzten Friedens zu erfüllen. Das niedergelegte Metall stand mit dem Bedarf des Marktes, den der natürliche Lauf der Dinge erzeugen mußte, in keinem Verhältniß. Und noch bei weitem mehr hatte der Credit der Actien der Compagnie den Werth der Hypothek hinter sich gelassen, auf den sie gebaut war. Wie hätte dieß

den des Geldverkehrs kundigen Genuesern und andern hieran betheiligten Ausländern, die von dem Schwindel der Franzosen nicht so leicht ergriffen wurden, entgehen können?[1]

Ein solcher Contrast zwischen dem Credit der Actien und dem Preise jedes andern Werthes, namentlich des Metallgeldes, trat ein, daß die Regierung, wahrscheinlich auch Law selbst für nothwendig hielt, einen Weg anzubahnen, um das Gleichgewicht wieder herzustellen; im Mai 1720 erschien ein Edict, durch welches der Preis der Actien nach und nach auf den Nominalwerth zurückgeführt und die Annahme der Bankbillets an den öffentlichen Kassen auf eine bestimmte Zeit beschränkt werden sollte.[2] Aber das vermeinte Rettungsmittel gereichte zum Verderben. Ein allgemeiner Schrecken ergriff hierüber die Inhaber der Papiere. Man hatte sein Privatglück auf festem Boden anzusiedeln gemeint und fühlte diesen plötzlich unter seinen Füßen schwanken. Daß der Regent, durch das allgemeine Geschrei und die Vorstellungen der vornehmsten Männer veranlaßt, sein Edict nach wenigen Tagen widerrief, konnte das Vertrauen nicht herstellen. Jedermann suchte sich des Papiers zu entledigen, das keine Sicherheit darbot, und es mit allgemein anerkannten, von den Bestimmungen der Regierung unabhängigen Werthen zu vertauschen. Mit derselben fieberhaften Aufregung, mit welcher man bisher in Hoffnung des Gewinnes nach den Actien gestrebt hatte, wetteiferte man jetzt in steigender Aussicht des Verlustes, sich ihrer zu entäußern. Noch rechnete man auf die Zahlungsfähigkeit der Bank, aber diese gab selbst zu erkennen, daß sie bei weitem nicht im Besitz solcher Baarschaften sei, wie man bei ihr voraussetzte. Im Juli 1720

[1] Lorenzo Tiepolo spricht seine Verwunderung aus, che comme a niuno sia caduto in pensiero per motivo di buona prudenza e di giusta cautela cercare donde il Laws havesse tenuto fondo, per sostenere in un piede si alto le sue azioni.

[2] Melon: Essai sur le commerce. La banque ne pouvait pas être épuisée des billets, mais elle fut bientôt épuisée d'argent, que ces billets allaient chercher.

erklärte sie, daß sie zunächst nur noch ihre kleinsten Scheine, bis zu 10 Livres, realisiren werde; aber auch diese strömten in solcher Menge heran, daß sie in Kurzem unfähig wurde, den Begehr zu erfüllen. Um so heftiger ward derselbe; das kleine Bedürfniß der Einen mischte sich mit der Geldbegier der Andern; in dem Andringen der Menschenmassen kam es zu Unglücksfällen und tumultuarischen Bewegungen, die nun nothwendig eine Richtung gegen Diejenigen nahmen, in welchen man die Urheber, und zwar die böswilligen, so vieler Täuschungen und Verluste erblickte. Nur mit Mühe entging Law der Wuth der Menge; eines Tages hat sich diese auch gegen den Regenten gewendet; man hat die Leichen der im Gedränge Erstickten nach seiner Residenz im Palais Royal geschleppt; er würde sich nicht haben behaupten können, wenn etwa ein Prinz von Geblüt herzhaft genug gewesen wäre, sich an die Spitze der Mißvergnügten zu stellen: leicht würde dieser das Parlament auf seine Seite gebracht und dieses alsdann die Volljährigkeit des Königs ausgesprochen, den Regenten zur Rechenschaft gezogen haben. [1]

Unternehmungen dieser Art und ähnliche Katastrophen derselben waren damals in Europa nicht selten.

So hatte vor Kurzem in Schweden ein durch die Gnade seines Fürsten zu unbedingter Autorität erhobener Minister, Görz, in kupfernen Münzzeichen, welche den gesammten Werth des schwedischen Vermögens repräsentiren sollten, das Mittel gefunden, eine Flotte in See zu schicken. Man vermuthete, daß Law von diesem Vorgang sein Muster hergenommen habe, und ohne Zweifel wurde wieder durch dessen anfängliche Erfolge die Südseecompagnie in England angeregt, die einen ähnlichen Schwindel hervorrief und zu ähnlichen Verlusten führte. Doch war die Verwickelung in Frankreich die umfassendste, weil hier die Compagnie zugleich die öffentlichen Einkünfte verwaltete und

[1] Vgl. Briefe von Elisabeth Charlotte an die Raugräfin, S. 468.

mit der Bank in solidarische Verbindung getreten war, während die schwedische Bank sich von jenen Geschäften fern hielt und die englische noch im rechten Augenblick sich davon zurückzog.

Görz hat das Unglück seiner Verwaltung mit dem Leben büßen müssen; die Güter der Direction der Südseecompagnie sind eingezogen worden; nur durch die Flucht hat sich deren einflußreichstes Mitglied gerettet. Das war auch das Schicksal Laws. Schwankend hielt er sich noch eine Zeit lang; unter Mitwirkung noch anderer Feindseligkeiten mußte er endlich Frankreich verlassen; der von ihm daselbst erworbene Besitz, ansehnlich genug, um Neid und Haß zu erwecken, ward bei der allgemeinen Liquidation, welche nunmehr erfolgte, in Anspruch genommen.

Der Regent übertrug diese den geschicktesten Finanzmännern der alten Schule, den Brüdern Paris, die wegen ihres Widerspruchs gegen Law exilirt worden waren und nun zurückgerufen wurden. Im Louvre selbst, in den alten Gemächern der Königin Anna, trat die Commission zusammen, um die Verification der in Umlauf gesetzten Papiere und die Abschätzung des ihnen nach der Art ihrer Erwerbung zukommenden Werthes vorzunehmen.[1] Das Staatsvermögen ging doch mit einer um eine sehr ansehnliche Summe verminderten Schuld aus den Verwirrungen hervor. Fremde Beobachter meinten, daß das ganze Unternehmen zu diesem Zweck berechnet gewesen sein möge. Wenn unzählige Einzelne in Verlust gerathen seien, was liege dem Staate daran, da der Eine gewinne, was der Andere verliere.[2]

[1] Luchet: Histoire de Messieurs Paris; ein Buch, bei dem der handschriftliche Nachlaß dieses Hauses zu Grunde gelegt worden ist, so daß es einiges Gute enthält; etwas mehr Sinn für die Geschäftsführung des Finanzwesens würde es aber bei weitem fruchtbarer gemacht haben. Vgl. Histoire du visa I, 69.

[2] Tiepolo: La corte, che rifletteva respetto alla corona essere riuscita l'esecutione del progetto di massima utilità, et che quello che s'era a molti levato negli altri essendosi trasferito, sussisteva nel complesso del regno lo stesso vigore di prima.

Drittes Capitel.

Emporkommen und Stellung des Cardinals Dubois.

Ein französischer Minister der Zeit, d'Argenson, sagt einmal: es gebe in Frankreich nur zwei Ministerien von wesentlicher Bedeutung, die Verwaltung der Finanzen und die der auswärtigen Angelegenheiten. Wir haben gesehen, wohin unter dem Regenten die eine führte; fassen wir nun die andere ins Auge.

Sein ganzes Leben hindurch hat diesem Fürsten sein Lehrer, Abbé Dubois, zugleich als vertrauter Rathgeber zur Seite gestanden. Es war ein Südfranzose, von literarischer und wissenschaftlicher Bildung, in seiner Erscheinung cynisch und brutal; unaufhörlich hörte man ihn blasphemische Flüche ausstoßen; Elisabeth Charlotte versichert, es gehe kein wahres Wort aus seinem Munde. Eben von ihren Feinden, Effiat und dem Chevalier de Lorraine, war er in seine Stelle befördert worden; von dem Strudel ihrer Ausschweifungen, denen er seinen Zögling hätte entziehen sollen, ließ er sich selbst fortreißen. Aber dabei entwickelte er einen vielseitigen, scharfen, zum Ziel treffenden Verstand; und sehr wohl berechnet war seine persönliche Politik. Gleich bei seinem Eintritt in das Haus faßte er die Hoffnung und Absicht, durch enges Anschließen an dasselbe sich selbst emporzuschwingen. Er hatte die eigenthümliche Form des Ehrgeizes, der, wenn der Ausdruck erlaubt ist, sein Glück auf die Nummer eines Andern setzt; in dem Interesse

des Hauses Orleans, dem des Herzogs, seines Zöglings, sah er sein eigenes.

Der Friede von Utrecht, auf welchem die besondern Ansprüche der Orleans beruhten, war noch nicht von allen Betheiligten angenommen und durch die Reaction gegen die Tories, die in Folge der Thronbesteigung Georgs I. in England eintrat, wieder zweifelhaft geworden, als der Herzog von Orleans die Regentschaft erlangte. Und deren Besitz selbst erfuhr noch mancherlei Anfechtungen. Der König von Spanien, der sein Recht daran nicht aufgab, fand bei allen Denen, die durch das Verfahren des Regenten beleidigt wurden, den Legitimirten, dem niedern Adel, der vor den Ducs und Pairs nicht zurückweichen wollte, den Anhängern der Bulle Unigenitus, und selbst dem Volke, welches in der ihm abgezwungenen Verzichtleistung ein Unrecht sah, das ihm geschehen sei, Anklang und Unterstützung; er gewann selbst in den Conseils und den Parlamenten, welche sich von der Eigenmacht des Regenten verletzt fühlten, Freunde und Anhänger.

Da faßte nun Dubois, der im auswärtigen Amt eine Stelle als Staatsrath bekommen hatte, den Plan, allem Schwanken durch eine Verbindung zwischen Georg I. und dem Regenten ein Ende zu machen. Er knüpfte die ersten Unterhandlungen an, hatte dann im Haag, wohin er sich unter dem Vorwand, seltenen Büchern nachzuspüren, begab, mit Stanhope, in Hannover mit König Georg selbst eine Zusammenkunft und brachte es, obwohl es anfangs ganz ausdrücklich verweigert worden ist,[1] zuletzt doch zu einer Bestätigung der Utrechter Verträge. Das Zugeständniß, zu welchem dagegen der Regent sich verstehen mußte, war die Entfernung des Prätendenten aus Frankreich

[1] In den Unterhandlungen mit Dubois sagt Stanhope wörtlich: Le roi mon maître ne se départira de la resolution, qu'il a prise, de ne point s'exposer à conclure avec votre cour une alliance où les traités d'Utrecht soient rappelés. Sevelinges: Mémoires et Correspondance de Dubois I, 201.

und das Aufgeben jener Hafenbauten zu Mardyk, durch welche Dünkirchen hätte ersetzt werden können. Auf diesen Grund kam das dreifache Bündniß zwischen Frankreich, England und Holland zu Stande, das dann durch den Beitritt von Oesterreich in eine Quadrupelallianz verwandelt wurde. Wie verließ man damit vollends die letzten Anhaltspunkte der alten Politik Ludwigs XIV. Für Dubois lag die Hauptsache eben in der Bestätigung des Friedens von Utrecht und dadurch der gegenseitigen Verzichtleistungen, auf denen die Ansprüche des Herzogs von Orleans beruhten. Man werde ihm, sagt er einmal, die Absicht zuschreiben, die eventuellen Rechte desselben auf die französische Krone zu sichern; er räume das ein, aber ein Verbrechen könne man ihm nicht daraus machen, am wenigsten ihm vorwerfen, daß er sich von England habe betrügen lassen; von ihm komme der Antrag her. Er rechnet sich zur Ehre, daß er die Antipathien Stanhope's und des Königs gegen die Bestätigung des Friedens beseitigt habe. Von jeher haben Diplomaten, die von seiner Unterhandlung nähere Kunde genommen, die Geschicklichkeit derselben und die leichte angemessene Fassung seiner Berichte bewundert. Bei Beurtheilung der Streitfragen zwischen der spanischen Linie des Hauses Bourbon und dem Hause Orleans, die von Zeit zu Zeit wieder auftauchen, wird man bei den Tractaten von Utrecht nicht stehen bleiben können, sondern auf die Stipulationen dieser Bündnisse, des dreifachen und des vierfachen, durch welche die Verzichtleistungen erneuerte Kraft erhielten, zurückkommen müssen. Philipp V. erhob sich noch einmal mit den Waffen dagegen, wurde aber durch die Unfälle des Krieges und die große europäische Combination genöthigt, ihnen beizutreten. Erst dann ist zwischen Oesterreich und der spanischen Linie des Hauses Bourbon, über deren entgegengesetzte Ansprüche der große Krieg geführt worden war, die Uebereinkunft getroffen worden, welche denselben wahrhaft beendigte.[1]

[1] Lorenzo Tiepolo: Relatione di Francia 1723. Diceva Milord Stonop (Stanhope) che nel trattato d'Utrecht era rimasto un vacuo, il

Dubois war insofern der Fortsetzer von Bolingbroke; indem er aber für die Ruhe von Europa und die Ansprüche des Hauses Orleans sorgte, verschaffte er zugleich seinem Fürsten einen festen Standpunkt zur Leitung der inneren Angelegenheiten und gewann einen solchen für sein eigenes Emporkommen.

Der Regent konnte ohne Mühe die Partei zersprengen, die sich zu Gunsten des Königs von Spanien gebildet hatte. Den Parlamenten ward in einem Throngericht, wo sie keinen Widerspruch erheben durften, ihre alte Unterordnung wieder eingeschärft. Er ließ die Conseils unbeschäftigt, welche sich seiner Politik anzuschließen zögerten, und stellte das Regiment der Staatssecretäre wieder her. Einer von diesen war Dubois selbst, er übernahm die auswärtigen Angelegenheiten. Die Engländer wünschten ihm und sich Glück dazu, denn nun werde Niemand mehr die Freundschaft zwischen den beiden Fürsten, den beiden Ländern stören; der Lärm der Gegner werde sich anhören, wie das Toben der Winde hinter den starken Dämmen eines Hafens.[1]

Bemerkenswerth war, daß mit dieser Verbindung das Wiederaufleben des Protestantismus in Frankreich im Zusammenhang stand. Beim Abschluß der Tripelallianz hatte Basky mitgewirkt; er brachte den großen Restaurator der Kirche und Künste Antoine Court mit der französischen Regierung in Verbindung. Um eine Empörung im französischen Süden zu verhindern, welche dem Plane Alberonis zu Hülfe gekommen wäre, hielten es der Regent und Dubois für rathsam, den erneuerten Verfolgungen Einhalt zu thun. Antoine Court wußte die Gemüther, die er erhob, doch von allem Fanatismus fern zu halten; er brachte

qual conveniva di riempiere; questa essere la pace tra l'imperatore et la Spagna, che nè allora, nè da poi erasi potuto concludere. Considerava che le rinonzie del re cattolico alla corona di Francia erano il fondamento di quella pace e dell' equilibrio di Europa; riputava poi la reconciliazione di questi principi la maggiore validità delle rinuncie stesse.

[1] Crags à Dubois 19. Sept. 1718 bei Sevelinges I, 244.

Ordnung und Ruhe in die Erhebung der Kirche, die er leitete. Die Tendenzen der damaligen Regierung kamen dieser zu Statten.

In einer ausführlichen Geschichte der Regentschaft würde man das gegenseitige Ineinandergreifen aller dieser Interessen in jedem Momente darstellen müssen. Man würde auch hier Laws zu gedenken haben, der fast noch eine altschottische Abneigung gegen England gehegt zu haben scheint. Nachdem er eine Zeit lang in gutem Vernehmen mit Stanhope gestanden, hatte er sich mit demselben wieder entzweit und erklärte sich gegen das von Dubois eingeleitete enge Bündniß mit England. Zu den übrigen Motiven der Entfernung Laws kam der Einfluß von Dubois hinzu: Stanhope bezeichnet dieselbe als einen gemeinschaftlichen guten Erfolg.

Aber auch auf die geistlichen Angelegenheiten, so ferne sie zu liegen scheinen, wirkte diese Vereinbarung zurück.

Um gegen mögliche Wechselfälle gesichert zu sein, wünschte Dubois hohe geistliche Würden zu erlangen, namentlich sich mit dem nicht allein Rang verleihenden, sondern auch Schutz gewährenden römischen Purpur zu bekleiden. Die Engländer stimmten ihm auch hierin bei; denn je höher er steige, je sicherer er sich fühle, um so größere Dienste werde er leisten können. Es geschah auf die Empfehlung Georgs I., daß der Regent dem Abbé das Erzbisthum Cambray und die Denomination der französischen Krone zum Cardinalat bewilligte; auch Kaiser Carl VI. ward bewogen, ihn in diesem Gesuch zu unterstützen. Die persönliche Stellung des Gründers der Quadrupelallianz erschien als eine allgemeine Angelegenheit der Alliirten.

Man begreift es, wenn der römische Stuhl Bedenken trug, diesem Gesuch sofort zu willfahren; Dubois erkannte, daß er den Einwendungen, die gegen seine Erhebung gemacht wurden, durch ein namhaftes kirchliches Verdienst begegnen müsse; welches größere aber hätte es geben können, als wenn es ihm gelang, den jansenistischen Streit beizulegen? Ein Schisma schien damals fast unvermeidlich zu sein; in Folge eines drohenden Breve

hatte Noailles im Frühjahr 1719 ein Mandement erlassen, welches den offenen Bruch in Aussicht stellte. Dubois wendete nun sein ganzes Talent und seine Thätigkeit auf diese Sache. Er hat es sich immer zugeschrieben, daß nicht allein das Schisma verhindert, sondern eine vorläufige Vereinbarung zu Stande gebracht wurde.[1] Er stellte eine Lehrformel auf, welche Erläuterungen der Bulle enthielt, die Noailles und seine Anhänger allenfalls befriedigten, zumal da ihnen nicht angemuthet wurde, das erwähnte Mandement und die Appellation zu widerrufen. Die vornehmsten Anhänger der Bulle, welche fast noch größere Schwierigkeiten erhoben als ihre bisherigen Gegner, wurden erinnert, sich nicht als Feinde des Regenten, ja sogar als die einzigen, die er habe, zu erweisen.[2] Hierauf billigten sie eine Declaration, nach welcher die Bulle angenommen sein, aber auch die Appellation ungehindert bleiben sollte; das Parlament, das dadurch erst von allen Gefahren, die über ihm schwebten, befreit wurde, trug sie in seine Bücher ein, um seinen Frieden mit dem Regenten zu machen.

Noch andere Mittel hat Dubois in Rom in Bewegung gesetzt, um zu seinem Zwecke zu gelangen; doch waren diese die wichtigsten: hohe politische Protection und kirchliches Verdienst. Nach langem, hartnäckigem Andringen von der einen, kunstvollem Annähern und Wiederausweichen von der andern Seite, wurde Dubois im Juli 1721 zum Cardinal erhoben.

Was Ludwig XIV. nie gestatten wollte, daß ein Cardinal im Conseil Sitz und Stimme hätte, geschah jetzt ohne Schwierigkeit. Dubois nahm darin seinen Platz unmittelbar nach den

1 In einer Eingabe an den Regenten rühmt er: „l'usage qu'il a su faire des lumières et du zèle des prélats les plus éclairés et les plus distingués pour concilier les premiers pasteurs sur les points qui appartiennent à la foi ou qui intéressent les maximes du royaume.“

2 Dubois sagt in einem seiner Briefe, que l'intention du roi, de M. le Régent et la sienne étoit que personne ne fut inquiété comme appelant, mais seulement comme réappelant. Die Declaration vom Aug. 1720 solle gehalten werden. (Dorsanne I, 150).

Prinzen von Geblüt: die neue Würde hinderte ihn nicht, sein Staatssecretariat nach wie vor zu verwalten.

Er dachte sogleich noch auf einen anderen Erfolg. Nachdem Spanien sich den europäischen Combinationen hatte unterwerfen müssen, deren Resultat die Macht des Regenten und seines Ministers war, ließen diese es sich angelegen sein, wieder in ein gutes Verhältniß mit dieser Krone zu treten. Es gelang ihnen durch die strenge katholische Stellung, die sie jetzt in Bezug auf die Bulle einnahmen: der Beichtvater König Philipps ward dadurch beruhigt und nach so hartem Hader sogleich eine neue Familienverbindung zu Stande gebracht. Wie hätte ihnen nicht daran liegen sollen, den Widerspruch der spanischen Linie zu beseitigen, der auf Frankreich jeden Augenblick zurückwirken konnte. Ueberdieß aber hatten sie noch einen besonderen Vortheil im Auge. Wohl konnte es als eine Befriedigung Philipps V. erscheinen, wenn eine Vermählung seiner erst vierjährigen Tochter mit dem kräftig aufwachsenden jungen König von Frankreich verabredet wurde. Jedoch, wer sah nicht, daß man damit dessen Vermählung um eine ganze Reihe von Jahren länger hinausschob, als es an sich nothwendig gewesen wäre? Eben so viel länger aber blieb dann dem Herzog von Orleans oder dessen Sohne die bevorzugte Stellung eines präsumtiven Thronfolgers vorbehalten. Ueberdieß wurde die Tochter des Regenten mit dem Prinzen von Asturien verlobt und hatte die nächste Aussicht, Königin von Spanien zu werden.

Was aber das Haus Orleans förderte, war damals auch der englischen Politik genehm. Dubois war — man kann daran kaum zweifeln — durch eine Pension an England gebunden. Als er es rathsam fand, sich zum ersten Minister erheben zu lassen, ward er auch hiebei von dem englischen Geschäftsträger, Ritter Schaub, unterstützt; denn ein Antrieb von der Fremde her scheint für den Regenten, ich weiß nicht, ob nur erwünscht oder auch nothwendig gewesen zu sein.

Dubois vereinigte die einander am meisten entgegengesetzten

Elemente der Welt: die Protection von Spanien und von England; er stand zugleich mit Georg I. und dem Prätendenten in Verbindung; an ihn schlossen sich die Anhänger und die Gegner der Bulle Unigenitus an; er war durch und durch orleanistisch, ohne doch mit dem König zu zerfallen. Die Absichten seines persönlichen Ehrgeizes waren jetzt erreicht. Der Hauslehrer Abbé nahm in Staat, Kirche und der europäischen Politik eine vorwaltende Stellung ein.

Und sehr ernstlich dachte er es mit der Ausübung seiner obersten Autorität zu nehmen. Die auswärtigen Angelegenheiten, wie er sagt, die Seele der Geschäfte, behielt er sich selber vor; von den übrigen Ministern aber verlangte er, daß sie mit ihm arbeiten sollten, jeder von ihnen habe sich in seinem bestimmten Kreise zu bewegen, er dagegen alles zu umfassen. Er stellte die Meinung auf, die Autorität eines ersten Ministers sei der des Fürsten in allen Dingen gleich, nur daß sie von diesem selbst abhange.[1] Als ihn kurz darauf die französische Akademie zu ihrem Mitglied wählte, bemerkte er, er wolle dem Stifter derselben, Richelieu, dadurch eine Lobrede halten, daß er ihm nachahme.

Die Verabredungen mit Spanien dienten ihm zum Anlaß, den Hof nach Versailles zurückzuführen. Denn Philipp V. wünschte, daß sein künftiger Schwiegersohn einen Jesuiten zum Beichtvater habe, was in Paris durch den noch nicht wieder mit dem Orden versöhnten Erzbischof Noailles Schwierigkeiten finden könne, nicht aber in Versailles, bei der Nähe von St. Cyr, das zum Bisthum Chartres gehört. Niemand zweifelte jedoch, daß dabei noch andere Rücksichten obwalteten. Dubois wollte den jungen König und vielleicht auch den Herzog selbst

[1] Deux mémoires dressés par ordre de M. de Cl. du Bois sur les fonctions de sa charge du premier ministre, Biblioth. imp. MS. Bouhier 165. Ich bemerkte darin folgende Stelle: Quoique l'autorité du premier et principal ministre soit dépendante de la volonté du prince, cette autorité ne paraît cependant avoir des bornes en soi; elle semble au contraire être la même que celle du prince, dont le premier ministre est l'organe pour toutes ses affaires.

den nicht zu berechnenden, noch zu beherrschenden Einwirkungen entziehen, welche in der Hauptstadt auf sie ausgeübt werden konnten. Und in Versailles wurde dann vollends Alles entfernt, was die Einheit der Gewalt hätte unterbrechen können. Der alte Marschall Villeroy, der die Erziehung des Königs leitete, aber einige Unzufriedenheit über die Dinge, die in dessen Namen geschahen, kundgab, ward unter dem Vorwand, daß er im Zusammenhang mit den Gegnern der Regierung stehe, auf seinen Landsitz und von da noch in weitere Entfernung verwiesen.

Im Februar 1723 trat Ludwig XV. in das Lebensalter, in dem er nach französischen Gesetzen als volljährig betrachtet werden durfte. Man säumte nicht, die Ceremonie seiner Salbung mit aller herkömmlichen Pracht zu vollziehen. Weit entfernt, daß diese Anerkennung der höchsten Gewalt in der Person des Königs dem Minister geschadet hätte: sie überhob ihn vielmehr noch der Rücksichten, an welche eine Regentschaft immer gebunden war, und verschaffte ihm vollkommen freie Hand.

Die Versammlung des Clerus erkor Dubois zu ihrem Präsidenten und ward nicht müde, seine Verdienste um die Kirche zu preisen; in Meudon sammelte er Alles um sich, was an dem Hofe bedeutend war; auch im großen Publikum verschaffte ihm sein Talent und die Strenge, die er zeigte, eine gewisse Achtung;[1] noch meinte er eine lange Zukunft vor sich zu haben; die wahre Thätigkeit der Regierung, durch die er sich eine Stelle neben Richelieu zu erwerben gedachte, sollte erst beginnen; aber schon war er am Ziel seiner Laufbahn; ein Uebel, das eine Folge früherer Ausschweifungen gewesen zu sein scheint, oder vielmehr der Versuch, es durch eine Operation zu heben, machte seinem Leben plötzlich ein Ende.

Die ministerielle Macht war zu weit entwickelt, als daß sie der Herzog von Orleans in andere Hände hätte übergehen

[1] Barbier Journal I, 182. C'est un homme de beaucoup d'esprit et qui paraît se présenter de bonne grâce, pour faire punir les coquins de tous états.

lassen mögen; er übernahm sie selbst, und man erzählt, der junge König, den er liebte und eigentlich höher schätzte als den eigenen Sohn, habe ihm, wenn er mit seinem Portefeuille zum Vortrag kam, mit Vergnügen zugehört. Er war und blieb der Meister des Staates. Er hatte alle Kabalen der drei Parteien, die sich ihm entgegensetzten, überwunden; mit dem Ansehen, das er als präsumtiver Thronerbe nothwendig genoß, verband er eine persönliche Stellung, die ihn zum Meister der Situation von Europa machte. Er war, wie Bolingbroke[1] sagt, allen Andern überlegen und absoluter Minister des Reichs. Aber nur kurze Zeit überdauerte er Dubois. Er war in Gesellschaft einer Dame, die für seine Buhlerin galt und die ihm damals durch anregendes Gespräch und Lektüre die Zeit zu kürzen pflegte; eines Tages, noch im Zug der Unterhaltung, indem er sich vom Stuhle erhob, um zum König zu gehen, sank er zusammen und war nicht mehr. Ein apoplektischer Schlag, wie sie in diesem Hause so häufig vorkommen, hatte auch ihn betroffen (7. December 1723). Die Dame verfiel in Wahnsinn; das Volk sah einen Faust in ihm, dessen Pakt mit dem Bösen in dieser Stunde abgelaufen sei.

Niemals wird man dieses Lehrers und dieses Schülers vergessen. Das Leben des ersten war ein langes ehrgeiziges, aber an eine fremde Sache geknüpftes Emporstreben; das des zweiten war ein anhaltender Rausch, von Studien und intensivem geistigem Leben dann und wann unterbrochen. Sie sahen den Zweck des Daseins in den vorliegenden Erfolgen und Genüssen, der Verbindung von Orgien und Geist, Geld und Macht; — glänzende Erscheinungen, von unendlicher Fähigkeit, durchgreifender Thatkraft, aber vom Schmutz und Schaumgespritze des Lasters befleckt. Ihre Unsittlichkeit diente ihrer Intelligenz gleichsam zur Folie. Sie haben die Erschütterungen von obenher begonnen, die in Frankreich kaum jemals wieder aufgehört haben.

[1] An Harcourt II, 315.

Viertes Capitel.

Der Herzog von Bourbon-Condé.

Wie es überhaupt zur Politik des Regenten gehörte, mit den Prinzen von Geblüt gut zu stehen, deren Ansehen dem seinen zu Hülfe kam, so hatte er den vornehmsten von ihnen, den Urenkel des großen Condé, Ludwig Heinrich, Herzog von Bourbon, gewöhnlich Monsieur le Duc genannt, besonders hervorgezogen. Dieser war einer der vornehmsten Beschützer Law's, der größte Gegner der Legitimirten und schloß sich lange Zeit den in der Regierung vorherrschenden Gesichtspunkten vollkommen an. Allmählich aber regte sich doch auch in ihm das Blut seiner Mutter, welche sich einst geschmeichelt hatte, Frankreich unter dem ersten Dauphin und durch ihn zu beherrschen; er ließ bemerken, daß er die einseitige und selbstsüchtige Politik des Hauses Orleans und die rasche Erhebung des Abbé Dubois, so wie manche Regierungshandlung, unter andern die Entfernung Villeroy's mißbillige; eine Anzahl gleichgesinnter Männer sah in ihm ihren Führer; die Frau, der er leidenschaftlich ergeben war, Marquise von Prye, hielt seine einmal erwachte Ehrbegier im Zuge. Dazu entschloß er sich nicht, dem Regenten offen entgegen zu treten; aber er gefiel sich in einer Stellung, die ihm das möglich zu machen schien. Obwohl an sich nicht dazu geneigt, hielt er sich doch immer in der Nähe des Königs auf, denn sein jüngerer Bruder Clermont war der einzige Mensch, dem der König Beweise von Zuneigung gab, woraus auch für

ihn selbst eine enge Beziehung nicht ohne Einfluß entsprang.[1] Von Seiten der Orleans dachte man ernstlich daran, dem zu begegnen, und wie sich überhaupt in der königlichen Familie die Befeindungen und Zerwürfnisse fortspannen, welche die letzten Jahre Ludwigs XIV. beunruhigt hatten, so näherte sich der Regent bereits wieder den Maines, deren Feind er bisher gewesen war: von der geistvollen Unterhaltung der gebildeten Herzogin erwartete er eine ihm vortheilhafte Einwirkung auf den jungen König — als jener plötzliche Todesfall ihn wegraffte. Eben der Herzog von Bourbon trat alsdann als sein Nachfolger auf: er ward ohne Zeitverlust, doch, wie man sieht, nicht ganz unvorbereiteter Weise mit dem obersten Ministerium betraut.

Eine noch anomalere Stellung aber, als der Regent gehabt, nahm der Herzog ein. Die gesammte Staatsgewalt kam nicht allein abermals an einen Prinzen von Geblüt, sondern der, welcher sie erlangte, gehörte der Linie an, die nur die zweite im Range war. Die erste nunmehr ausgeschlossene, welche ihre ergebensten Anhänger sogleich entfernt und schlecht behandelt sah, vereinigte sich unter der Wittwe des Regenten, natürlichen Tochter Ludwigs XIV., mit anderen Unzufriedenen, vor Allen den Maines; sie bildeten eine Gegenpartei am Hofe. Eine Zeit lang erwiesen die Häupter der Familien einander noch einige Rücksicht. Der junge Herzog von Chartres, Ludwig, nunmehr Herzog von Orleans, empfing eine seinem Rang als präsumtiver Thronerbe angemessene Ausstattung, und es war von seiner Vermählung mit einer Prinzessin aus dem Hause Condé die Rede; aber er forderte dafür Bedingungen, welche die Condés, wie man damals gesagt hat, zehnmal zu hoch fanden;[2] als er dann eine andere Vermählung mit einer Prinzessin aus dem

[1] Lorenzo Tiepolo: un solo affetto del proprio animo ha la Maestà Sua reso manifesto nella partialità dimostrata et che perseverava di palesare verso il C. di Clermont, fratello del duca di Borbone.

[2] Mémoires de Villars III, 186.

Hause Baden-Baden einging, ohne mit dem Herzog von Bourbon auch nur darüber Rücksprache zu nehmen, konnte das gute Verhältniß zwischen ihnen nicht wieder hergestellt werden.

Es war in der Ordnung der Dinge in Frankreich, wenn nun der Herzog von Bourbon der Staatsgewalt eine Richtung zu Ungunsten der Orleans gab, vor allem sie eine Stufe weiter vom Throne zu entfernen suchte. Ich weiß nicht, ob er die mannigfaltigen Verwickelungen ermaß, in die er durch dieß Vorhaben gerathen sollte.

Denn nur durch eine baldige Befestigung der Thronfolge in der regierenden Linie ließ es sich erreichen, und diese war nur dann möglich, wenn die zwischen Ludwig XIV. und einer Tochter Philipps V. getroffene Eheberedung aufgehoben wurde. Hiedurch aber mußte das kaum wieder hergestellte gute Verhältniß zu Spanien aufs neue gestört werden. Ohnehin standen die Höfe von Spanien und Oesterreich so eben in einer geheimen Unterhandlung über eine engere politische Vereinigung. Beiden fiel das merkantile Uebergewicht von England unerträglich, und sie wollten dasselbe mit gemeinschaftlicher Anstrengung brechen. Gegen Frankreich war, wenigstens von spanischer Seite, die Absicht anfangs nicht gerichtet. In der Instruction des vornehmsten Bevollmächtigten wird vielmehr gegen die Allianz nicht allein wider Protestanten und Türken, wie sie Spanien vorschlug, sondern eine allgemeine wider alle Mächte, wie man sie in Wien erwartete, die Einwendung gemacht, daß sich der König von Spanien unter keinen Umständen verpflichten könne, Frankreich anzugreifen.[1] Die Anhänger der Politik Ludwigs XIV. sahen in der Verbindung der beiden Höfe eine erwünschte Gelegenheit, ein drittes Haus Bourbon zur Herrschaft über Deutschland und Italien zu gründen. — Lag es aber nicht am Tage, daß diese Allianz, wenn die französische Staatsgewalt dazu schritt, jene

[1] Die Instruction für Riperda 22. Nov. 1724 enthält die precisa esclusion de hacer yo la guerra en ningun caso. Bei Cantillo, Tratados de paz, I, 216.

Verabredungen aufzulösen, eine für sie widerwärtige und bedrohende Wendung nehmen mußte?

Der Herzog von Bourbon, durch einen Krankheitsanfall des Königs noch besonders darauf aufmerksam gemacht, wie sehr seine Stellung von dem Fortbestehen der regierenden Linie des königlichen Hauses abhange, entschloß sich dennoch dazu. Er hatte dabei die öffentliche Stimme auf seiner Seite. Die Nation verdammte die Absichten, die man in dem Haus Orleans voraussetzte; man war ungeduldig, den König, so jung er auch noch war, vermählt zu sehen. Alles billigte die Zurücksendung der Infantin, obgleich man sie schon als Königin begrüßt hatte.[1]

Wenn nun aber für den König eine neue Gemahlin gesucht werden sollte, so wurden die Prinzessinnen von Modena und von Lothringen, von denen zunächst hätte die Rede sein können, dadurch ausgeschlossen, daß sie der Verwandtschaft des Hauses Orleans angehörten. Die Wahl fiel auf eine Tochter des aus Polen verjagten Königs Stanislaus Lesczynski, der ohne allen Zusammenhang mit französischen Factionen und doch durch sein Anrecht an den polnischen Thron nicht ganz ohne politische Bedeutung war. Von einer Königin, welche ihr Emporkommen dem Hause Bourbon-Condé zu verdanken habe, erwartete man nicht ohne Grund, daß sie ihren Einfluß zu dessen Gunsten verwenden werde.

So mächtig griffen da noch einmal die Prinzen von Geblüt in die französischen Angelegenheiten ein, daß sie nach ihrem besondern Interesse Königinnen beriefen, zurückschickten, andere an deren Stelle erkoren: ihre Entzweiungen bildeten ein Moment der europäischen Geschichte. Zunächst erfolgte, daß das angebahnte Verhältniß zwischen Spanien und Oesterreich nun wirklich eine entschiedene Richtung gegen Frankreich in sich auf-

[1] Lorenzo Tiepolo sagt schon 1723: Li popoli mal volontieri vedono tanto oltre prolongate le speranze della real successione, ne hanno lasciato di censurare gli oggetti del Duca Regente nel stabilire un matrimonio di cosi remota esecutione.

nahm. In der Aufwallung, welche die erfahrene Beleidigung in Spanien hervorbrachte, traten dort die Sympathien mit Frankreich in den Hintergrund;[1] Philipp V. hatte keinen Scrupel mehr, die Aussicht eines Krieges gegen diese Macht, wie sie damals war, ins Auge zu fassen: sein Sinn war, daß ihr alle ihre Eroberungen seit den Zeiten Richelieu's, Elsaß mit Straßburg, die freie Grafschaft und die niederländischen Grenzbezirke wieder entrissen, Lothringen in seine alte Unabhängigkeit hergestellt, Spanien wieder in Besitz von Roussillon, Bretagne, Niedernavarra gesetzt werden sollte. Was die unter dem Haus Habsburg vereinigte spanisch-österreichische Macht durch Richelieu, Mazarin und Ludwig XIV. verloren hatte, sollte ihr wieder zurückgegeben, ein spanisch-bourbonischer Prinz dereinst Erbe von Oesterreich und römischer König werden.

Diese Verabredungen und Pläne wurden nicht in ihrem ganzen Umfang bekannt, allein schon die Allianz zwischen zwei großen Monarchien, deren Absonderung von einander das Resultat der letzten Kriege gewesen war, erweckte eine allgemeine Bewegung. Am französischen Hofe fand man es unverantwortlich, daß ein Fürst, der durch die Anstrengungen der Franzosen auf seinen Thron gesetzt worden war, sich mit den Feinden derselben vereinigte; und auch Portugal, das den Franzosen seine Existenz verdanke, diesem Beispiel folgte. Wohl hatte Frankreich davon nicht gerade viel zu besorgen, denn an England hatte es einen natürlichen Verbündeten; und die Absicht, einen fremden Prinzen im deutschen Reiche einzuführen, verschaffte ihm die Freundschaft von Preußen: Beziehungen, die in dem Bündniß von Hannover ihren Ausdruck fanden; — aber die allgemeinen Angelegenheiten nahmen damit doch eine sehr weitaussehende unwillkommene Gestalt an. Der drohende Krieg

[1] Aus dem Tagebuche von Villars sieht man, daß die spanischen Gesandten im Anfang des März 1725 Verdacht schöpften und dann noch auf förmliche Verlobung der Infantin drangen. (Mem. III, 106.)

war an sich ein Uebel, zumal in einem Augenblick der noch andauernden finanziellen Erschöpfung.

Auch in dem Innern liebte diese Regierung entschiedene Maßregeln; sie hat die gehässigsten Gesetze gegen die Protestanten erlassen, die jemals ergangen sind: Rücksicht zu nehmen, lag nicht in ihrem Charakter. Zur Herstellung der Finanzen ergriff sie an sich sehr drückende Mittel.[1] Unter andern hat sie die fast in Vergessenheit gerathenen Gefälle des Joyeux avénement hervorgezogen: hohe und niedere Beamte, Stände und Städte, die Handwerker in den Zünften, die Gastgeber mußten die Bestätigung ihrer Gerechtsame von dem neuen Fürsten erkaufen. An die Stelle der Pacht der Einkünfte unternahm sie eine Regie zu setzen, was ein großes Mißbehagen bei den Geldinhabern, welche sich bei den Pachten zu betheiligen pflegten, hervorrief und einen Ausfall in den Einnahmen zur Folge hatte. Nun aber waren für den Fall, daß der Krieg zum Ausbruch käme, neue Hülfsquellen erforderlich. Um solche zu eröffnen, oder, wenn der Krieg noch vermieden würde, durch Abzahlung eines Theils der Schulden freie Hand zu gewinnen,[2] faßte die Regierung den Gedanken, eine allgemeine Grundsteuer, zu 2 Procent des Ertrages — was man den Cinquantième nannte — einzuführen. Der gemeine Mann, so wurde gesagt, sei schon mit Lasten überbürdet und kümmere sich wenig um die Rente; man müsse den großen Grundbesitz herbeiziehen, dem überdieß aus dem durch die Rückzahlungen der Capitalien zu erwartenden leichten Geldumlauf Vortheil erwachsen werde; man führte dafür das Beispiel der Republik Holland an.

Es leuchtet ein, wie sehr man damit gegen die Privilegien des Adels und des Clerus, denn die, wiewohl nicht von Anfang angekündigte, Absicht war es, auch diesen der neuen Steuer

[1] Lemontey, II, 209.

[2] Wie in dem Conseil gesagt wurde: il serviroit, s'il n'y avait pas de guerre, à payer les anciennes dettes et à commencer de libérer le royaume. Villars III, 216.

zu unterwerfen, in Widerstreit gerieth; aber gerade dahin ging der Sinn der Regierung des Herzogs von Bourbon. Er hielt sich für stark genug, die französische Verfassung in dieser Hinsicht zu modificiren und zugleich eine regelmäßig fortschreitende Schuldentilgung anzubahnen, welche für die Zukunft Verlegenheiten ersparen könnte.

Schon im Conseil fand das Edict wegen der übeln Nachrede, die es dem Herzog erwecken könne, Widerspruch; doch ward es mit Stimmenmehrheit angenommen. Die Entwickelung der königlichen Machtvollkommenheit in einem Throngericht gehörte dazu, um es in dem Pariser Parlament durchzubringen, wo es jedoch auch dann an Erinnerungen an die alten Freiheiten und Rechte nicht fehlte. Und wenn die Opposition hier erstickt wurde, so warf sie sich in die Provinzialparlamente, welche über den hohen Betrag der Steuer, während die Besitzer doch schon von der Taille indirect betroffen würden, und hauptsächlich über die Vermischung des Adels und der Geistlichkeit mit dem Volke und die Nichtachtung ihrer Vorrechte bittere Beschwerde erhoben.

Die lautesten Klagen ließ der Clerus, der eben eine seiner regelmäßigen Versammlungen hielt, erschallen. In weitläufigen Ausführungen,[1] in denen er von Carlmann, dem Oheim Carls des Großen, ausging und bis auf Ludwig XIV. herabstieg, wies er nach, daß er nie eine Auflage ohne seine Einwilligung getragen und auch bei der Einbringung derselben keine fremde Einmischung geduldet habe; diese Rechte würde er nicht aufgeben können, ohne seine Pflichten zu verletzen: er forderte den jungen König bei dem Eidschwur, den er bei seiner Krönung geleistet hatte, auf, es dabei zu lassen.

Alle Vorstellungen aber mußten vergeblich sein, da sie nichts weiter als Rechte zur Sprache brachten, die man eben nicht mehr anzuerkennen im Voraus entschlossen war.

[1] Remontrances du clergé de France. 2. Sept. 1725. Procès verbaux L. VII.

Und noch in ein anderes Zerwürfniß gerieth der Herzog mit dieser Versammlung des Clerus. Sie verlangte, daß die Bulle Unigenitus zum Gesetz des Staates und der Kirche erklärt würde. Der Herzog fürchtete damit eine Störung des innern Friedens zu veranlassen und verbot die Publication des Schreibens, in welchem dieses Verlangen geäußert worden war.

Hierauf wurde die Versammlung mit allen Zeichen der Ungnade entlassen;[1] aber nur wenig schien sie das zu kümmern; sie antwortete in heftigen Invectiven, und ihre Beschwerden machten um so größeren Eindruck bei der Menge, da eine empfindliche Theuerung der ersten Lebensbedürfnisse, die man der Regierung zur Last legte, und der schlechte Ruf der nächsten Umgebung des Herzogs, namentlich der Marquise de Prye, die man für fähig hielt, das allgemeine Unglück zu ihrem eigenen Vortheil auszubeuten, ohnehin Murren und Mißvergnügen hervorriefen.

Indem aber dergestalt alle inneren und äußeren Verhältnisse in Gährung geriethen, war der Herzog seiner Stelle im Cabinet noch nicht eigentlich Meister. Wenn er mit dem König arbeitete, war dessen Lehrer, Hercule de Fleury, Bischof von Frejus, zugegen, und dieser übte auf die Ertheilung der königlichen Gnaden überwiegenden Einfluß aus. Im December 1725 suchte sich der Herzog dieser unbequemen Aufsicht zu entledigen; er sah den König eines Tages bei der Königin, die denselben gebeten hatte, zu ihr zu kommen, ohne den Bischof. Aber schon war Ludwig XV. gegen die Regierungsweise des Herzogs eingenommen; den Bischof, der sich sogleich vom Hofe entfernt hatte, konnte und wollte er nicht entbehren; seiner Gemahlin nahm er sehr übel, daß sie sich in diese Dinge hatte ziehen lassen, und zeigte ihr eine merkliche Kälte.[2] Nach einigen Monaten,

[1] Villars versichert, daß sich der Clerus wegen des Cinquantième nach Rom gewandt habe; er hat es aus den Depeschen von Polignac; es erhellt nicht, warum Lemontey das in Abrede stellt.

[2] Villars bemerkte: qu'avant de montrer quelques idées qui n'é-

im Juni 1726, erhielt der Herzog plötzlich die Weisung, den Hof zu verlassen, in einer gebieterischen Form, die ihn fast noch mehr kränkte, als die Sache selbst.

Der Herzog hat seinen Sturz später fast nicht so sehr dem Bischof, als den Rückwirkungen der geistlichen Angelegenheiten zugeschrieben.[1] Seiner Verwaltung fehlte es nicht an Unternehmungsgeist, noch an bedeutenden Gesichtspunkten; in dem allgemeinen Gang der französischen Geschichte darf man sie nicht ganz übersehen; aber auch der Herzog von Bourbon vermischte mit den öffentlichen seine persönlichen Interessen; er ward gestürzt, ehe er seine Stellung vollkommen in Besitz genommen hatte.

taient pas tout à fait celles du roi, il fallait bien le persuader qu'elle n'avait d'autre désir que de lui plaire.

[1] Nach Dorsanne hat er in seinem Exil gesagt: Je ne serais pas à Chantilly, ni lui (Fleury) en place, si j'avais terminé l'affaire du Cardinal de Noailles.

Fünftes Capitel.

Cardinal Fleury.

Als Dubois den Cardinalshut empfing, machte er das bischöfliche Kreuz, mit dem er geschmückt war, dem Bischof von Frejus zum Geschenke, mit der Bemerkung: es bringe Glück. Fleury besaß, wie er, das unbedingte Vertrauen seines Zöglings — für den einen und den andern bildete es die Grundlage ihres Emporkommens zu der höchsten Stelle: — aber Fleury hatte es auf eine ganz andere Weise erworben. Er erzählte oft, bei ihm beruhe es lediglich darauf, daß er dem jungen Fürsten allezeit die Wahrheit gesagt habe, selbst wenn sie unangenehm war.[1]

Wahrscheinlich hätte er die Verwaltung gleich nach dem Tode des Regenten in die Hand nehmen können; aber er hielt nicht für rathsam, einem Prinzen von Geblüt, der damals vielen Ruf genoß, entgegenzutreten; nachdem dieser aber ein allgemeines Widerstreben und eine fast bedenkliche Gährung veranlaßt hatte, schien es ihm sogar nothwendig. Man traute ihm zu, daß ihn Liebe zum König und zu dem Lande noch mehr dazu bewogen habe, als Ambition und Eigenliebe.[2]

Die wichtigste allgemeine Veränderung, die hiemit eintrat, bestand in der Zurücksetzung der Prinzen von Geblüt, die seit

[1] Lettres de Van Hoey 98.

[2] So drückt sich Richelieu in einem Briefe an Polignac aus: Mémoires du duc de Richelieu IV, 105.

Ludwig XIV. eine so große Rolle gespielt hatten. Fleury wollte weder die Prinzen selbst, noch die Legitimirten an der Regierung Theil nehmen lassen: nur als Privatleute mit einem höheren Rang sollten sie leben. Aber auch Niemand sonst hätte sich persönlichen Einfluß zu gewinnen schmeicheln dürfen. Die Minister, die Königin selbst bekamen eine schriftliche Weisung, zu thun, was ihnen Fleury sagen würde. Der Bischof, der bald Cardinal wurde, arbeitete allein mit dem König; in Kurzem hätte Niemand gewagt, ohne seine Bewilligung dem König von Geschäften zu sprechen. Für Ludwig XV. lag eine Befriedigung des monarchischen Selbstgefühls darin, daß sein Lehrer, sein ältester Vertrauter, den man einst aus seiner Nähe hatte verbannen wollen, nun an seiner Seite den Staat verwaltete. Er wußte, daß weder von dem Interesse der Orleans, noch von dem der Condé's weiter die Rede sein werde, sondern nur von dem des Königs.[1]

Fleury vollendete eben sein dreiundsiebzigstes Lebensjahr: er hatte den größten Theil der Regierung Ludwigs XIV. mit vollem Bewußtsein durchlebt; diesem Fürsten verdankte er das Verhältniß, durch das er emporgekommen war; die unbedingte Autorität, mit welcher derselbe das Innere leitete, und seine Macht und Weltstellung schwebten ihm als ein Ideal der französischen Krone vor: er wollte die unter dem Prinzen verlassene Regierungsweise dieses Fürsten wieder herstellen.

Manche durch ihre geschickte Führung berühmte Staatsorganisationen, die Republik Venedig, der Hof zu Rom, unterschieden sich dadurch, daß sie nur alte Männer von gereiftester Erfahrung an das Ruder der Geschäfte stellten. Außerordentlich war, daß nun auch in dem militärischen, ewig bewegten Frankreich ein solcher Mann an die Spitze trat. Fleury hatte sich die Cultur seines Jahrhunderts angeeignet; er war Mit-

[1] Aluise Mocenigo, Relatione di Francia 1733: Era riuscito a persuadere il re che sempre il suo trono non aveva avuto maggiori nemici che principi di sangue.

glied der drei Akademien, er kannte die Schulen, die Provinzen, die Hauptstadt und den Hof; er wußte sich mit Leichtigkeit in den Formen der neuen Gesellschaft zu bewegen. Er hielt seine Augen offen, um die Menschen auch im Einzelnen richtig zu beurtheilen, sich von Niemand täuschen, wo möglich auch Niemand unentbehrlich werden zu lassen. Zu gut würdigte er die Kraft der Elemente, welche die Welt zusammensetzen, um mit ihnen einen directen Kampf zu wagen. Seine Feinheit war nicht frei von Furchtsamkeit: verbunden mit Weltkenntniß, erscheinen diese Eigenschaften als Klugheit und Umsicht. Dem Blendenden sowie dem Gewaltsamen von Natur abhold, hielt er sich aus Grundsatz an das Solide, Vernünftige, Gemäßigte, durch das alte Herkommen Bewährte.

Fast seine erste Handlung ist, daß er jene Auflage, durch welche der Herzog von Bourbon die beiden höhern Stände beleidigt hatte, fallen ließ; er erkannte die Lehre des Clerus von der Bestimmung der geistlichen Güter zum Dienste Gottes und die Unverletzbarkeit seiner Immunitäten ausdrücklich an. Aber darum neigte er sich doch mit nichten dem aristokratischen Systeme zu, welches St. Simon immer aufs neue empfahl; die Finanzmänner blieben unter ihm so mächtig, wie sie jemals gewesen waren.

Indem Fleury die Regie wieder abstellte und auf die Verpachtung der Einkünfte zurückkam, verschaffte er sich nicht allein größere Erträge, auf die er mit voller Sicherheit rechnen konnte, sondern er trat auch mit den Geldbesitzern wieder in bessere Beziehungen. Er trug die Sparsamkeit und Ordnung seines Privathaushaltes in die öffentlichen Geschäfte über. Allmählich kam wieder Ruhe in die seit so lange von heftigen Schwankungen ergriffene Finanzverwaltung. Fleury hat sich das Verdienst erworben, den so häufig wiederholten Münzveränderungen ein Ende zu machen: der Preis der Metalle ist unter ihm auf eine Weise fixirt worden, wie er sich nachher gehalten hat. Die Brüder Paris, welche anfangs verwiesen wurden, kehrten zurück

und leisteten dem Cardinal gute Dienste; Paris Duvernoy, der dritte von ihnen, wurde bei jeder bedeutenden Operation zu Rath gezogen. An eine Lösung der tiefer liegenden Fragen trat Fleury nicht heran: manche Entwürfe sind ihm vorgelegt worden, er hat sie eine Zeit lang erwogen, aber dann wieder zurückgelegt; denn er trug Scheu, von den gewohnten Pfaden abzuweichen: ihm genügte, daß das Gleichgewicht zwischen Ausgabe und Einnahme allmählich wenigstens so hergestellt wurde, daß man ohne Besorgniß und unaufhörliche Erschütterung von Tag zu Tag leben konnte.[1]

In Kurzem fiel es auf, wie rasch sich unter seiner friedlichen Verwaltung der Handel in Frankreich aufnahm. Ueberall fand man die Kaufmannschaften und Corporationen vereinigt, geehrt und begünstigt.[2] Die französische Industrie, welche den Geschmack der Orientalen besser traf, als die englische, beherrschte die Märkte der Levante. In allen Häfen der Türkei war ihr Verkehr der überwiegende, und Fremde berechneten mit Eifersucht, wie viel baares Geld allein aus Constantinopel nach Frankreich gehe.[3] So rivalisirten die Producte der französischen Colonien in Westindien auf das glücklichste mit denen der englischen: Isle de France und Isle de Bourbon kamen in den Stand, einen selbständigen Handel mit Europa und mit Ostindien zu treiben. Die indische Compagnie, die einst von Law gegründet worden war und sich bei dem Sturze des Systems

[1] Aluise Mocenigo: Posso ben assicurare che di tutti gli altri potentati e governi non potrebbesi assegnarsene uno solo in Europa il quale oggidi si trovasse a miglior conditione nella sua economia.

[2] Aluise Mocenigo: Il commercio in oggi fiorisce molto in Francia, da che i mercanti vi sono prediletti favoriti et onorati ancora.

[3] Im Jahr 1727 bemerkte Francesco Gritti, Relatione di Constantinopoli, die Vorzüge der französischen Manufactur: la leggerezza in colori assai vaghi e quasi inimitabili, il prezzo assai discreto. — E forza d'accordare che il commercio Francese sia il piu dilatato nelli stati Ottomanni, continuo e numerosissimo essendo in tutti porti d'esso il consumo et il traghetto dei vasalli et altri bastimenti di quella corona.

durch die Fürsorge der großen Herren, die dabei betheiligt waren, allein erhalten hatte, blühte mehr, als je eine andere Compagnie vor ihr; sie war eigentlich ein Institut des Staates und stand unter dem Ministerium, das ihr dafür seine besondere Sorgfalt zuwandte.

Von allen innern Fragen die schwierigste war die dogmatische über die Bulle Unigenitus.

Hauptsächlich durch persönliche Einflüsse gelang es, den Erzbischof Noailles zu bestimmen, daß er endlich seinen Widerspruch gegen dieselbe aufgab. Vor allem: es war ihm höchst empfindlich, daß er sich in der Mitte der Corporation des Clerus wie ein Abgefallener behandelt sah. Aber es gehörte auch dazu, daß Papst Benedict XIII. und der Cardinal sich über die dogmatische Streitfrage so mild wie möglich erklärten. Fleury räumte ein, daß unter den in der Bulle verworfenen Sätzen manche seien, die man jeden für sich behaupten könne; er behauptete nur: im Zusammenhang seien sie verdammlich. Genug, dem Erzbischof ward es möglich gemacht, die Bulle zu acceptiren, ohne daß es ihn eine allzu große Selbstverleugnung gekostet hätte. Es ist recht eigen französisch, daß auch eine Dame, die Marechale de Grammont, eine Verwandte des Hauses, auf seinen letzten Entschluß, der im Frühjahr 1729 gefaßt wurde, einwirkte.

Und da nun Fleury dem Clerus von Anfang an sein Wort gegeben hatte, die Würde des Bisthums und die kirchlichen Gesetze aufrecht zu erhalten, so säumte er nicht, im März 1730 eine Declaration, durch welche die einfache Annahme der Bulle den Geistlichen zur Pflicht gemacht wurde, ins Parlament zu bringen. In einem feierlichen Throngericht setzte er ihre Registrirung durch, so daß die Bulle Unigenitus fortan als ein bindendes Gesetz für die Geistlichen angesehen werden sollte.

Von dem Interdict des Erzbischofs frei, traten die Jesuiten wieder mit aller Macht ihrer Wirksamkeit auf; sie nahmen sofort alle Kanzeln zu Paris ein und fanden aufs neue ehrerbietiges Gehör. Ihre Partei behielt den Sieg und wendete

alle Mittel der Strenge wider ihre Gegner an. Wer sich der Bulle zu unterwerfen verweigerte, ward als straffällig betrachtet. Wie viele Pfarrer sind verjagt, zur Gefangenschaft verurtheilt worden; wie manchen Bischof hat man von den geistlichen und selbst von den politischen Versammlungen ausgeschlossen. Auf das härteste wurden die Universitäten betroffen: aus der Sorbonne hat man 100 Doctoren entfernt.

Zu so gewaltsamen Schritten bot Fleury die Hand; ein Irrthum wäre es jedoch, zu glauben, daß die Verfolgung keine Grenze gehabt habe. Mitten in Paris fanden die jansenistischen Meinungen ein Asyl.

In dem großen Hospital, das auf Anlaß Bellievre's gestiftet und von Ludwig XIV. glänzend und großartig ausgestattet war — man zählte um jene Zeit bis 10,000 darin verpflegte Arme, denn hauptsächlich ein Armenhaus war es — bedurfte es eines wohlgeordneten geistlichen Dienstes, welchen 22 Priester unter der Direction eines Rectors und eine Congregation barmherziger Schwestern unter einer Priorin versahen. Die Verwaltung stand unter dem Parlament und einer Anzahl von Administratoren aus vornehmen und begüterten Häusern, welche zur Erhaltung des Instituts fortwährend beisteuerten. Hier nun fanden die Jansenisten Aufnahme, hauptsächlich mehrere aus den Provinzen vor der Verfolgung ihrer Bischöfe geflüchtete Pfarrer; die Priorin galt für entschieden jansenistisch. Fleury ward aufgefordert, der Secte diese ihre letzte Zuflucht, die eine Art von Portroyal sei, zu entreißen; der päpstliche Nuntius selbst drang darauf; Fleury jedoch versagte seine Mitwirkung. Bei der Bevölkerung von Paris war eine Verfolgung der Protestanten immer populär gewesen, die Verfolgung der Jansenisten war es nie; auch deßhalb, weil die Pfarrer sich für die eine, niemals für die andere aussprachen: Fleury wünschte keinen populären Widerstand aufzuwecken. Aber überdieß gab er zu bedenken, daß das Institut auf Privatwohlthätigkeit beruhe und durch allzu strenges Eingreifen in seinem Bestand

gefährdet werden könne.[1] Ueberhaupt liebte er nicht, bis zu den Extremen fortzuschreiten. Seine Maxime war, daß starke Heilmittel ein Uebel leichter verschlimmern, als heben.

Und noch weniger durfte man voraussetzen, daß der Friede innerhalb des Clerus auch den Frieden im Lande hervorgebracht hätte. Nicht mehr über das Edict selbst, aber über die Art, es durchzuführen, kam es zwischen dem Parlament und dem Clerus zu neuem Hader. Das Parlament glaubte, kraft seiner jurisdictionellen Rechte, die verfolgten Pfarrer in Schutz nehmen zu können; der Clerus bestritt ihm diese Ausdehnung seiner Jurisdiction. Die beiden Corporationen begegnen sich aufs neue auf diesem Gebiet, wo die Grenzen der Gewalten niemals genau geschieden worden waren: man bekämpfte einander mit Arrets und Mandements; die Advocaten, die eine eigenthümliche Genossenschaft zu bilden anfingen, nahmen Partei für das Parlament, dem sie angehörten. Die Regierung ihrerseits war mehr auf Seiten des Clerus; sie verhing strenge Maßregeln gegen die Widerstrebenden im Einzelnen und im Ganzen; aber hiedurch wurde sie selbst in Streit mit dem Parlament verwickelt. Zuweilen nahm derselbe eine sehr ernste Gestalt an. Es kam so weit, daß die Mitglieder des Parlaments ihre Abdankung in Masse eingaben; man sah sie den Palast in feierlichem Zuge verlassen, was doch auf die Pariser Bevölkerung, die ja mit ihnen einverstanden war, einen nicht geringen Eindruck hervorbrachte;[2] dagegen faßte dann die Regierung den

[1] Ich entnehme dieß aus der Relatione dell Abbate Cecchetti sopra gli affari correnti fra il clero et il parlamento 1733. Scoperta la mala dottrina che revagna nello spedale per la destra e zelante sagacità dell abbatte Gallian, — avvertitone il nunzio d'allora ed eccitato a procurare la remozione degli appellanti, — questo ne fece pressanti instanze al C^le^ Fleury, ma il Cardinale sempre constante nella sua massima (che i potenti rimedii potessero più tosto inasprire la malattia che risanarla) rispose che non era cosa da tentarsi.

[2] Une marche, sagt Barbiere I, 131, qui avait quelque chose d'auguste qui saisissait.

Entschluß, die Gerechtsame des Parlaments zu beschränken, und bestrafte die Protestation mit zahlreichen Verweisungen. Hieraus aber entsprangen wieder so große Unordnungen, daß sich Fleury zuletzt bewogen fand, die Declaration, welche jene Beschränkungen enthielt, nicht zwar in aller Form, aber doch dem Wesen nach zurückzunehmen: er vertagte ihre Ausführung auf unbestimmte Zeit.

Denn das Parlament war nicht allein sehr angesehen und hatte das Volk auf seiner Seite, es verfocht auch Principien, welche die Regierung nicht fallen lassen durfte. Durch ein Wort des Königs selbst soll es ermuthigt worden sein, aufs neue die unmittelbar bindende Kraft der geistlichen Satzungen für die bürgerliche Regierung zu verwerfen; um diese Standarte der königlichen Rechte vereinigten sich auch die Prinzen und die Herren, weil sonst die Geistlichen sich ausschließend an Rom halten und von der Autorität des Königs vollkommen lossagen würden.[1] Im Jahr 1733 hat die Grand'chambre unter der Mitwirkung des Kanzlers, also der Regierung selbst, eine Erklärung bekannt gemacht, in welcher sie noch einmal auf die Propositionen des Jahres 1682 zurückkam.

Was bei König Ludwig XIV. Verschiedenheit der politischen Richtung in verschiedenen Epochen seiner Regierung gewesen war, wurde bei Cardinal Fleury System der Verwaltung. Er schloß sich auf das engste an Rom an, denn er wollte Frieden mit der Curie haben und gehörte selbst zu der Geistlichkeit; aber darüber mit den weltlichen Corporationen des Reiches zu zerfallen oder überhaupt die innere Ruhe zu gefährden, war doch nicht seine Meinung; bis zu den äußersten Consequenzen ging er niemals fort. Sein Absehen war aber nicht etwa dahin gerichtet, zwischen den Parteien das Gleichgewicht zu halten und durch Gerechtigkeit zu herrschen: er schlug sich vielmehr

[1] Man vertheidigte les intérêts du roi, que l'ordre épiscopal, soutenu par la cour de Rome, voudrait troubler en rendant les ecclésiastiques indépendants de l'autorité royale. Barbier, Journal I, 385.

entschieden auf die eine Seite, hielt es aber nicht für angemessen, es mit der andern zu verderben, oder sie gar durch unerträglichen Druck zur Empörung zu reizen.

Auch so verschaffte er sich einen Gehorsam, der demjenigen gleichgeachtet wurde, welchen Ludwig XIV. gefunden hatte. [1]

Und auf ähnliche Weise behandelte er die allgemeinen europäischen Angelegenheiten.

Zuvörderst säumte er nicht, sich dem spanischen Hofe wieder zu nähern. Der französische Gesandte, vor dem König von Spanien sein Knie senkend, bat ihn wegen der ihm durch das letzte Ministerium zugefügten Beleidigung um Verzeihung; Philipp V. stellte ihn hierauf seiner Gemahlin vor, die in einem Nebenzimmer bei einer weiblichen Arbeit saß, mit der Bitte, in dem König von Frankreich wieder seinen Neffen sehen zu wollen. Nach einiger Zeit ward ein Verhältniß des Einverständnisses zwischen Frankreich und Spanien hergestellt.

Hiedurch fühlte sich Fleury nicht gehindert, ein ähnliches gutes Vernehmen mit England aufrecht zu erhalten, wo ein ebenfalls von Natur friedlicher Minister alles vermied, was das gegenseitige Vertrauen stören konnte. Der englischen Nation selbst war wegen ihres Handels viel daran gelegen.

Englands sicher und mit Spanien einverstanden, konnte der Cardinal um so mehr eine feste Haltung gegen Oesterreich nehmen. Er ersah einen Augenblick, wo er sogar noch einmal Truppen ins Feld rücken lassen und einen Krieg unternehmen konnte, in welchem er, geschickt und entschlossen, unerwartet einen großen Vortheil davontrug.

Bei der Thronvacanz im Jahre 1733 ward Stanislaus Lesczynski von der großen Mehrheit der Polen noch einmal zum König gewählt. Hauptsächlich war der Herzog von Bourbon dafür wirksam, welcher, einmal mit diesem Fürsten verbunden,

[1] Venier 1740: Con la placidezza e mille dolcissime arti ha reso il re presente piu stimabile et piu potente del re defonto.

in der Erhebung desselben auf den Thron seine eigene Sache erblickte; er hauptsächlich schaffte das Geld herbei, durch welches die Stimmen für Stanislaus gewonnen und festgehalten wurden.[1] Und unmöglich konnte alsdann Ludwig XV. seinen Schwiegervater verlassen. Frankreich nahm sich in einem feierlichen, die Gegner mit Krieg bedrohenden Manifest der Ansprüche desselben an.

Da nun aber sowohl Oesterreich, das keinen französischen Einfluß in Polen aufkommen lassen wollte, als Rußland, durch welches Stanislaus verjagt worden war, Partei für den Sohn des verstorbenen Königs August III. von Sachsen ergriff, und beide sich entschlossen erklärten, ihn aufrecht zu erhalten, so trat damit einer jener Conflicte entgegengesetzter Interessen ein, über welche es keinen Austrag gibt, sondern die Entscheidung dem Schwert anheimfällt.

Die Sympathien von Europa waren in diesem Augenblick für Lesczynski und Frankreich. Indem die französischen Heere gegen Oesterreich vorrückten, glaubten England und Holland an ihre dieser Macht gegebenen Garantien nicht gebunden zu sein; Kaiser Carl VI. war im westlichen und südlichen Europa isolirt, als er angegriffen wurde.

Die Franzosen hatten die Zurückhaltung, sich am Rhein mit einigen Besetzungen und einer Umlagerung zu begnügen, um nicht die volle Feindseligkeit des deutschen Reiches aufzuregen; ihre eigentlichen Anstrengungen richteten sie nach Italien, wo Sardinien für sie war, so daß Mantua ohne Mühe genommen wurde und die jetzt wieder mit den Franzosen versöhnten Spanier von Toskana her, das sie bereits besetzt hielten, nach Neapel gehen und beide Sicilien einnehmen konnten.

Nicht aber für Stanislaus, dessen Erhebung wegen seiner

[1] Aluise Mocenigo fügt hinzu: Il Sgr. Cardinale non volendo spendere tre soli millioni, il Guardasigilli (Chauvelin) non dubitò di costituirsi mallevadore con tutti suoi averi presso al celebre banchiere Samuele Bernard per spedirne altri cinque.

Beziehung zu dem Hause Condé sogar einiges gegen sich hatte, noch auch zu unbedingter Vergrößerung Spaniens, das eine Politik befolgte, die häufig unbequem war, hatte Fleury die Waffen ergriffen, sondern er behielt den ausschließenden Vortheil von Frankreich im Auge. Indem man noch schlug, fast mit heftigerem Eifer als bisher, und der Kriegslärm allenthalben Europa erfüllte, bot er dem Kaiser Frieden an, gegen ein Zugeständniß, welches von der größten Bedeutung für Frankreich selber war.

Wie oft hatten Richelieu und Ludwig XIV. um Lothringen gekämpft; aber sie hatten die eingeborne Dynastie nie beseitigen können; die militärischen Occupationen, zu denen sie schritten, gewährten ihnen doch nie die volle Sicherheit, welche die Lage des Landes als ein Bedürfniß erscheinen ließ. Auch von einem Austausch desselben war oft die Rede gewesen, sie war aber immer an der Schwierigkeit der Verhandlungen gescheitert. Die Erwerbung dieses Landes auf eine oder die andere Weise erschien nun aber in diesem Augenblicke um so dringender, da der Fürst desselben durch seine Vermählung mit der Tochter des Kaisers ein großes Gewicht im deutschen Reiche erlangte und einmal der österreichischen Erblande mit allen ihren Hülfsquellen Meister werden mußte. Wie leicht, daß bei einem Wiederausbruch der Entzweiungen zwischen Deutschland und Frankreich die deutschen Waffen ihren Ausgangspunkt in Nancy nahmen, was ihnen das Herz von Frankreich öffnete. Kein Zweifel, daß es eben so viel Werth für Deutschland gehabt hätte, den Platz zu behaupten, als für Frankreich, ihn definitiv zu erwerben. Aber der Kaiser vermochte sich nicht mehr zu vertheidigen: wie hätte er auf künftige Angriffe denken sollen? Von allen Seiten bedrängt, willigte er ein, daß der Herzog auf Lothringen Verzicht leisten und dafür Toskana eintauschen möge. Die Spanier waren empört über diese Festsetzung; Sardinien war wenig zufrieden damit; aber sie mußten ihr beitreten.

Stanislaus ward für den Verlust der polnischen Krone durch den einstweiligen Besitz des Herzogthums Lothringen entschädigt; aber das Land ward sogleich in französische Verwaltung genommen; die Einkünfte desselben wurden zu dem Einkommen des französischen Staates gerechnet. Die Zeitgenossen bewunderten in Fleury den Meister der Wissenschaft der Umstände, das ist der praktischen Politik.[1]

Wenn wir hiebei noch einmal an das alte Verhältniß des östlichen und des westlichen, des deutschen und des französischen Reiches erinnern dürfen, so liegt am Tage, daß der Cardinal damit dem letzteren einen unermeßlichen Vortheil über das erstere verschaffte.[2] Die Losreißung der Bisthümer und des Elsaß von Deutschland ward dadurch noch mehr befestigt; das System der militärischen Vertheidigung der französischen Grenzen, das zugleich zum Angriff dienen konnte, vollendet. Was würde wohl im Jahr 1792 geschehen sein, wenn das deutsche Heer statt des Mittelrheins den Oberrhein und Lothringen zur Basis seiner Unternehmungen hätte machen können? Betrachtungen dieser Art aber traten nicht in den Gesichtskreis dieser Zeit. England, dem die erste Eröffnung gemacht worden ist, vor allem hatte nichts gegen eine Erwerbung, welche die damaligen Verhältnisse der Macht auf dem Continent nicht wesentlich veränderte.

Die definitive Erwerbung von Lothringen durch Frankreich ist ein Werk der Umstände und der Geschicklichkeit; keine große Handlung, aber ein großes Ereigniß.

Aus einem Unternehmen aber, wie dieses, das dem Kaiser zwei Königreiche kostete, ging Fleury dennoch als Freund und Verbündeter desselben hervor.

[1] Fr. Venier Relatione 1740. La scienza delle circostance è il vero modo di governare et avantaggiare i principati, et il S^r C^le ottimamente ne sa conoscere il tempo.

[2] Lorrain was the only thing that could satisfy the french nation: Poland she valued but little. So sagt er dem Lord Waldegrave.

In der damaligen Welt machte es viel Aufsehen, daß der Großsiegelbewahrer Chauvelin, ein Mann, in welchem man den Nachfolger des Cardinals erblickte, der ihn begünstigt und erhoben hatte, plötzlich entlassen wurde. Der Grund war, daß Chauvelin bei den Unterhandlungen, die dem Abschluß des definitiven Friedens vorangingen, die Partei von Spanien nahm und etwas für sich selbst durchsetzen zu können meinte.[1] Aber Fleury wollte die Leitung der Politik ausschließend in seiner Hand behalten, und wenn er wählen mußte, so lag ihm mehr daran, den Kaiser zu befriedigen als Spanien.

Denn dadurch wurde wieder erreicht, daß dieser ihm sein volles Vertrauen schenkte. Bei den Unterhandlungen über den Frieden von Belgrad war der französische Abgeordnete Villeneuve, der die Vermittelung übernahm, zugleich der Vertraute des Kaisers und der Osmanen. Rußland hatte auf eine Theilnahme der Seemächte an der Vermittelung angetragen, wenn sie den Türken genehm sei; diese zogen es vor, sich lediglich an Frankreich zu halten. Ohne Zweifel hat nun auch Villeneuve großen Einfluß auf den Friedensabschluß ausgeübt. Die Auskunft, daß Belgrad nicht mit der ganzen Befestigung, welche es damals erhalten hatte, was die Türken forderten, sondern nur mit den alten Mauern ihnen zurückgegeben wurde, ist in seinem Kopfe entsprungen.[2]

Die enge Verbindung mit dem Kaiser hielt Fleury nicht ab, über die jülich-bergische Streitfrage, die dieser nicht zu schlichten vermochte, eine Uebereinkunft mit Preußen zu schließen, welche König Friedrich Wilhelm I. befriedigte.

Fleury war der Schiedsrichter von Europa. Die Autorität,

[1] Venier, der, wie seine Depeschen zeigen, dieser Sache ein große Aufmerksamkeit widmete, bezeichnet in der Relation als den Grund von Chauvelin's Ungnade: l'elatezza, con cui trattava gli affari forastieri e del regno, le intelligenze che manteneva col ministero Patigno e colla regina di Spagna, comprovate d'autentiche carte.

[2] Laugier Histoire de la paix de Belgrade II, 46, 51.

welche den in sich befestigten französischen Regierungen vermöge der Streitkräfte und der geographischen Lage des Landes oft und leicht zugefallen ist, in den europäischen Angelegenheiten das entscheidende Wort zu sprechen, hatte er vollkommen in Besitz genommen.

Vornehmlich kam ihm zu Statten, daß er die Welt von seiner Friedensliebe überzeugt hatte. Niemand glaubte, daß er eigentliche Eroberungsabsichten hege; auch die Franzosen nicht. So manches ihm auch gelungen war, so schien es doch den Meisten, als könne er bei weitem mehr erreichen, als opfere er die Größe der Nation den friedfertigen Hinneigungen seines hohen Alters auf.

Da trat der Tod Kaiser Carls VI. ein: desselben Fürsten, dem die Franzosen die spanische Erbschaft zum größten Theile entwunden hatten. Sie knüpften daran eine zwiefache Betrachtung.

Die eine, daß es auch jetzt noch gefährlich sein würde, den Herzog von Lothringen, welcher mit der Erbtochter von Oesterreich vermählt war, zur kaiserlichen Gewalt gelangen zu lassen. Oesterreich würde, wenn es das Kaiserthum durch die weibliche Nachkommenschaft fortpflanze, überhaupt im deutschen Reiche zu viel vermögen; und wie leicht, daß es dem Herzog dann einmal gelänge, die Streitkräfte Germaniens zur Eroberung seines heimathlichen Landes zu vereinigen. Man sah in ihm einen principiellen Widersacher, der um so mehr zu fürchten sei, je mächtiger und angesehener er werde.

Unternahm man aber, sich dem zu widersetzen, so thaten sich die größten und glänzendsten Aussichten auf. Frankreich brauchte nur die Ansprüche zu unterstützen, welche einige deutsche Fürsten an die Verlassenschaft erhoben, — wozu die für die österreichische Erbfolgeordnung ausgesprochene Garantie gleichwohl eine Möglichkeit ließ, indem sie die Rechte Dritter nicht berührte, — so gewann es eine überaus ansehnliche und mächtige Partei in dem deutschen Reiche für sich. Vor allem konnte Baiern, das sich in dem letzten großen Kriege so eng an Frank-

reich geschlossen hatte, für seine Hingebung dadurch belohnt werden, daß man es aus den Spolien von Oesterreich verstärkte und den Kurfürsten auf den kaiserlichen Thron erhob; wie ja schon öfter ähnliche Absichten von den Franzosen gefaßt worden waren.[1] Die österreichische Macht konnte dann niemals wieder gefährlich werden. Die spanische Linie des Hauses Bourbon konnte Mailand, die französische selbst, unter dieser Combination, die Niederlande erwerben.

In den Traditionen der Macht liegt für die späteren Geschlechter ein fast unwiderstehlicher Antrieb des Wetteifers mit den früheren. Der letzte große Krieg über die spanische Erbfolge gegen Oesterreich erschien als ein in einem unglücklichen Augenblick abgebrochenes, unter nunmehr günstigeren Umständen zu erneuerndes Unternehmen. Die wieder erstarkenden finanziellen und ökonomischen Kräfte luden dazu ein, es zu wagen. Der Augenblick schien gekommen, wo die alte Feindseligkeit, welche seit drei Jahrhunderten Europa erschüttert hatte, definitiv zu Gunsten von Frankreich entschieden werden könne. Man forderte den Cardinal auf, das Haus Oesterreich, das gleichsam schon als ausgestorben betrachtet wurde, nicht in einer andern Form wieder auferstehen zu lassen.[2]

Es war keine Heuchelei, wenn Cardinal Fleury bisher friedfertige Gesinnungen äußerte; aus den Erfahrungen der letzten Jahre Ludwigs XIV. gingen sie mit Nothwendigkeit hervor: aber sie hatten in ihm keine festere Begründung, als in der Nation überhaupt; auch er war in seinem Herzen für die Eingebungen des Ehrgeizes empfänglich und nicht sehr fähig, Denen zu widerstehen, welche ihn in dieser Richtung vorwärts trieben; die Verantwortung, eine so große Gelegenheit der

[1] Andrea da Lezze: Relatione di Francia 1743. Uno dei principali modi di abbassare senza l'esperimento delle armi la potenza della casa d'Austria, fu giudicato quello di cercare di levare il diadema imperiale della stessa casa.

[2] Chambrier an König Friedrich von Preußen.

Machtvergrößerung aus den Händen zu lassen, wollte er nicht auf sich laden. Besonders verführerisch war es für ihn, daß er das umfassendste Unternehmen, das sich denken ließ, in Formen, die nicht geradezu Kriegslust und Eroberungsbegierde verriethen, durchzuführen hoffen durfte. Er konnte durch Bundesgenossen handeln, die französischen Heere als Hülfsmacht auftreten lassen und über seine Verbündeten und vielleicht die Gegner selbst die leitende Hand erstrecken, jene in Schranken halten, diesen, wenn der Augenblick gekommen war, den Frieden vorschreiben. Genug, er unternahm den Krieg.

Und eine Zeit lang hatten seine Entwürfe auch den glücklichsten Fortgang.

Im Jahre 1741 erschienen die französischen Truppen über dem Rhein, vereinigten sich mit dem ebenfalls hauptsächlich auf französische Kosten zu Stande gebrachten baierischen Heere und drangen in Oesterreich vor. Welche noch ganz andere Aussichten, als jene, unter denen einst Max Emanuel seinen Angriff unternahm. In Oesterreich selbst ward Kurfürst Carl Albert, Enkel Emanuels, von dem Volk als der rechtmäßige Landeserbe angesehen. Nach dem Urtheil der Kriegsverständigen würde ihm Wien nicht haben widerstehen können, wenn ihn die Franzosen dahin geführt hätten. Sie zogen es vor, sich nach Böhmen zu wenden, dessen Hauptstadt in ihre Hände fiel. Indem Carl Albert die böhmische Krone nahm, war alles vorbereitet, um ihm auch die kaiserliche zu verschaffen. Im Februar 1742 ward er in Frankfurt zum Kaiser gewählt.

Wenn die spanischen Bourbonen noch nicht in Oberitalien vordrangen, so lag es nur daran, daß Fleury erst ein Einverständniß mit Sardinien zu Stande bringen und diese Macht nicht zu Feindseligkeiten reizen wollte. Aber indeß hatte er sich der spanischen Bourbonen in ihrem amerikanischen Kriege mit Eifer angenommen; um das maritime Gleichgewicht herzustellen, hatte er zwei Flotten in See geschickt; die Versuche der Engländer auf Carthagena waren in der That gescheitert.

Noch einmal eine überaus großartige Stellung den beiden Mächten gegenüber, mit denen Ludwig XIV. hauptsächlich gekämpft hatte, aggressiv gegen die eine, defensiv gegen die andere: sie war jedoch fast mehr diplomatisch als kriegerisch: eine Fortsetzung der Unternehmungen Ludwigs XIV., die sich aber von denselben unterschied, wie Fleury überhaupt von diesem König. Durch geschickte Combinationen, kluge Benutzung des Augenblicks hoffte er, die Welt zu übermeistern und zu dem der französischen Krone von jeher vorschwebenden Ziele einer allgemeinen Ueberlegenheit zu gelangen.

Hierüber aber mußten die selbständigen Mächte der Welt sich nothwendig auch gegen ihn, seinen schmeichlerischen Formen zum Trotz, in Widerstand werfen.

Voran ging hierin die englische Nation, die mit dem sichern Instinkt ihrer eigenen Interessen das Ministerium von sich warf, das sich in die diplomatischen Fäden Fleury's hatte verstricken lassen, und, unbesorgt um die französische Politik, Partei für Oesterreich nahm.

Einen Verbündeten ferner wie den König Friedrich II. von Preußen hatten die Franzosen noch nicht gehabt. Dieser Fürst behielt bei dem Bunde seine eigenen Zwecke unverwandt und in voller Deutlichkeit im Auge. Jenes Zurückweichen der Franzosen von Wien brachte ihm zur Anschauung, daß sie an das Erbrecht, das sie verfochten, selbst nicht glaubten und besonders dem neuen Kaiser keine Macht verschaffen wollten, durch die er von ihnen unabhängig oder einmal zum Widerstande gegen sie fähig werden konnte. Friedrich sagte, er wolle sich nicht französische Ketten schmieden, indem er die österreichischen breche, und eilte, seinen Frieden mit Maria Theresia, so bald es möglich war, zu schließen.

Indem aber Oesterreich auf der einen Seite freie Hand, auf der andern Hülfe erlangte, entwickelte es auch die zusammenhaltende Kraft, die ihm von jeher eigen gewesen ist, aufs neue. In der ungarischen Nation, die bisher eher eine

zweifelhafte Haltung genommen, erhob sich, da die junge Königin ihre Ansprüche anerkannte, eine enthusiastische Hingebung für sie.

Was hatte Frankreich gegen diese naturwüchsigen, frischen Kräfte, die sich von ihm absonderten oder ihm entgegentraten, in die Wagschale zu werfen? Die Erinnerung an eine Feindseligkeit, deren wahre Bedeutung für die europäischen Dinge längst geschwunden war, die Idee einer Weltherrschaft und eines allgemeinen Uebergewichts, welches Niemand mehr wollte. Der Kaiser Carl Albert, der seine Erhebung größtentheils der Unterstützung der Franzosen verdankte, wünschte nichts mehr, als sich von ihrem Einfluß loszureißen und sich auf die Sympathien zu stützen, welche ein nichtösterreichischer Kaiser in den mächtigsten Reichsfürsten allerdings erwecken konnte. In Kurzem trat eine für Frankreich verhängnißvolle Wendung der Dinge ein.

Fleury erlebte noch, daß die Franzosen aus Böhmen verjagt wurden, die Oesterreicher Baiern in Besitz nahmen, die Engländer eine Armee auf den Continent schickten; seine Entwürfe waren nicht nur gescheitert, sondern der Wohlstand von Frankreich, dessen Wiederherstellung seinen Ruhm ausmachte, war abermals vernichtet. Bereuend, was er gethan, mit Herzeleid fuhr er in die Grube.

Man hat damals bemerkt, es wäre besser für Fleury gewesen, wenn er ein paar Jahre früher gestorben wäre. Er würde dann in einem Gefühle persönlicher Befriedigung geschieden sein, in den Büchern der Geschichte als das Muster eines weisen und glücklichen Staatsmannes glänzen. Und noch ein höherer Ruhm hätte ihn erwartet, wenn er den unerledigten Anliegen der Nation seine Aufmerksamkeit zugewandt, die Mängel ihrer Verfassung zu beseitigen, die untern Schichten des Volkes, die in tiefer Vernachlässigung schmachteteu, zu erleichtern gesucht hätte. Aber diese Dinge lagen außer seiner Sphäre. Er bewegte

sich hauptsächlich in dem Gegensatz gegen die ihm zunächst vorangegangenen Verwaltungen, welche, von einseitigen Gesichtspunkten ausgehend, scharf eingegriffen hatten. Der Regent und Dubois hatten alles umgewühlt, in Frage gestellt, erschüttert; der Herzog von Bourbon war an den Abgrund populärer zugleich und aristokratischer Unruhen gerathen. Indem Fleury ihre Fehler und Gefahren vermied, ohne doch die Schwierigkeiten der inneren Lage gründlich aufzufassen, bekam seine Verwaltung den Charakter einer geschickten und wohlgemeinten Oberflächlichkeit, die aber durch Alter und Würde gleichsam geheiligt und von einigen Erfolgen begleitet war. Noch größere wurden ihm in den auswärtigen Geschäften zu Theil. Er war frei von den persönlichen Absichten, welche seine unmittelbaren Vorgänger ins Auge gefaßt hatten: auch durch das Verhältniß zu den Bourbonen von Spanien ließ er sich von den eigen französischen Gesichtspunkten nicht entfernen: er besaß ein seinen Jahren angemessenes, seltenes diplomatisches Talent. Allein es scheint wohl, als habe er doch zuletzt den Unterschied der Zeiten und der Dinge mißkannt. Nachdem er erreicht hatte, was die Umstände gleichsam von selbst darboten, ließ er sich in ein Unternehmen ein, das halb Europa gegen ihn aufregen mußte. Er streckte seine altersschwache Hand nach dem höchsten Kampfpreis aus, welchen die thatkräftigsten und machtvollsten Fürsten von Frankreich davon zu tragen nur vergeblich gestrebt hatten. Er rief damit einen Sturm herauf, in welchem er zuerst selber unterging. Das Andenken der Jahre des Glückes und Ruhmes, die er genossen, ward durch seine letzte Handlung aus dem Gedächtniß der Menschen vertilgt.

Achtzehntes Buch.

Zeiten der Regierung Ludwigs XV.

Die lange Minderjährigkeit war vorüber; der geborene König trat endlich an die Spitze seines Reiches.

Wenn man vergleicht, was man kaum unterlassen kann, wie Mazarin und wie Fleury ihren Zöglingen, in deren Namen sie die Regierung geführt hatten, dieselbe zurückließen, welch ein Unterschied erscheint dann zwischen dem Einen und dem Andern! Mazarin hinterließ seinem Zögling einen so eben geschlossenen glorreichen Frieden und eine nach der Wiederherstellung der höchsten Gewalt begierige Nation. Fleury hinterließ dem seinen einen mit wenigem Bedacht unternommenen, schweren, bereits halb verlorenen Krieg und eine Nation, die, des ihr auferlegten Gehorsams müde, durch die Unzulänglichkeit ihrer inneren Zustände aufgeregt, nach neuen Dingen trachtete.

Die Verlegenheiten des Augenblicks zeigten am besten, wie wenig das staatswirthschaftliche System Fleury's genügen konnte; für außerordentliche Zeiten gab es kein gesetzliches Hülfsmittel; heftige Bewegungen standen in Aussicht, wenn man sich ein solches schaffen und die Hindernisse in der Landesverfassung, die sich dem entgegensetzten, heben wollte.

Von den Uebeln, welche die letzten Jahre Ludwigs XIV. gedrückt hatten, war überhaupt noch keins beseitigt. Die Gemüther sträubten sich gegen die Bulle Unigenitus und ihre noch nicht einmal vollständig festgesetzte Geltung: fortwährend nährte sich der Hader der beiden großen Körperschaften, des Clerus und des Parlaments, an diesem Gegensatz. Die Reform=

tendenzen jener Jahre regten sich mit verstärkter Kraft in hohen und niederen Regionen. Aus der Verbindung der geldbesitzenden Familien mit dem Adel, die seitdem an die Tagesordnung gekommen war, gingen neue sociale Schwierigkeiten hervor. Alle lebendigen Geister beschäftigten sich vorzugsweise mit den möglichen Verbesserungen der inneren Zustände.

Von Anfang an konnte man zweifeln, ob Ludwig XV. die gefährliche Krisis, in der er die auswärtigen Angelegenheiten fand, überwinden und der wachsenden Gährung Meister werden würde. Es leuchtet ein, daß eins mit dem andern genau zusammenhing.

Erstes Capitel.

Kriege Ludwigs XV.

Der junge König beschwerte sich nicht über den Krieg, denn er hatte die Staatsverwaltung Fleury's in den letzten Jahren persönlich gebilligt und, wie von Kundigen behauptet wird, ihre kriegerische Wendung hervorzurufen beigetragen. Er wies Diejenigen von sich, welche den Cardinal zu tadeln wagten. Eben mit den Ministern, die unter demselben gedient hatten, ohne einen andern an die oberste Stelle zu setzen, unternahm er den Staat zu verwalten. Am meisten schenkte er Denen Gehör, welche für die eifrige Fortsetzung des Krieges stimmten.

Den dynastischen Gesichtspunkt, welcher in dem Beginn des Krieges mitgewirkt hatte, aber von Fleury wieder zurückgedrängt worden war, hob der König selbst in größerer Schärfe und Energie hervor. In einem abermaligen Familienvertrag ward bestimmt, daß für den dritten Sohn Philipps V., der bereits mit einer Tochter Ludwigs XV. vermählt war, ein neuer Staat in Italien gegründet werden sollte, bestehend aus Parma, Piacenza und Mailand in dem ganzen Umfang, wie es Oesterreich besaß. Ueberdieß versprach Ludwig XV., alle seine Macht anzuwenden, um Gibraltar sowie Minorca den Engländern wieder zu entreißen. Er kündigte hierauf sowohl den Engländern als dem Hause Oesterreich den Krieg in aller Form an und war entschlossen, ihn mit größter Anstrengung zu führen.

Mit jugendlichem Mannesmuth trat er in die Stellung,

welche sein Urgroßvater einst eingenommen; er vermeinte die alten Feinde mit besserem Glück zu bekämpfen als dieser. Daß sich Sardinien denselben anschloß, war ihm nicht unangenehm: er hoffte diese Macht der Gebietsstrecken zu berauben, die sie im Frieden von Utrecht erlangt hatte.

In der That hatte er einige Vortheile vor Ludwig XIV. voraus. Noch stand Holland nicht eigentlich in der Reihe seiner Feinde; noch behauptete sich der Kaiser aus dem Hause Baiern in Deutschland. Im Jahr 1744 fand es sogar der König von Preußen nothwendig, zu dessen Aufrechterhaltung und zu seiner eigenen Sicherheit die Waffen wieder zu ergreifen. Und indeß ließen sich die Dinge in England und Schottland auf eine solche Weise an, daß ein Versuch, den Prätendenten dahin zu werfen, eine gewisse Hoffnung darbot.

Dadurch geschah es, daß der Krieg eine Zeitlang wenigstens ohne Niederlage noch Verlust geführt werden konnte. Aber in Kurzem gewann alles eine andere Gestalt. Der König von Preußen, mißvergnügt darüber, daß Ludwig XV., von dessen Grenzen er die österreichischen Angriffe auf sich selber ablenkte, ihm dagegen so gut wie keine Hülfe leistete, schloß aufs neue einen besonderen Frieden. Carl Albert war gestorben, und hierauf bestieg der Herzog Franz von Lothringen nun doch den kaiserlichen Thron. Nach kurzem Hoffnungsschimmer ging die jacobitische Unternehmung ohne allen Erfolg in Rauch auf.

Die bourbonischen Mächte mußten ihren Krieg allein ausfechten.

Ludwig XV. schlug sich, wie die französischen Könige pflegten, mit Tapferkeit und Glück. Er erfocht den großen Sieg bei Fontenai, der, in die Reihe der königlichen Bataillen aufgenommen, von Voltaire über alles gestellt wird, was seit Jahrhunderten geschehen sei; und da die Franzosen in zwei andern Schlachten unter dem Marschall von Sachsen den Platz behielten, so fielen die österreichischen Niederlande beinahe ganz in ihre Hände; es wäre nur auf sie angekommen, auch über Holland,

das endlich noch am Kriege Theil genommen hatte, ihre siegreichen Waffen auszubreiten.

Dem König kam es zu Statten, daß Preußen, wenn es nicht für ihn war, sich doch auch nicht zum Bunde gegen ihn fortreißen ließ; aber dagegen setzten sich aus weiter Ferne russische Bataillone in Bewegung, um den Verbündeten im mittlern Europa Hülfe zu leisten.

Und indessen hatte Oesterreich in der Lombardei die Oberhand behauptet; es bedrohte, wie so oft in einem solchen Falle, die Provence. Vor allem aber: England trug nach manchem geringeren Erfolge wieder einen jener großen Siege davon, welche für das Uebergewicht zur See entscheidend geworden sind: bei Cap Finisterre 17. Mai 1747; es zerstörte zugleich die Kriegsmarine und die Handelsflotte von Frankreich. Die Colonien der Spanier und der Franzosen geriethen in augenscheinliche Gefahr.

Ludwig XV. sah sich hierauf zum Frieden genöthigt. Er bezeichnet selbst als seinen Beweggrund den Verlust der Marine und des Handels der beiden Kronen und die Ansammlung von Streitkräften, denen er nicht habe widerstehen können; genug, die Ueberlegenheit seiner Feinde zu Lande und zur See. Er verstand sich dazu, seine niederländischen Eroberungen herauszugeben gegen Zurückgabe der maritimen Eroberungen der Engländer.

So viel erreichte er wohl auch dann, daß Don Philipp in den Besitz von Parma, Piacenza und Guastalla gelangte, aber das war doch nur ein wenig erweitertes farnesisches Erbe; von Mailand ward ihm nichts zu Theil; und von der Wiedereroberung von Gibraltar und Portmahon konnte nicht die Rede sein. Der Prätendent wurde nicht ohne Aufsehen und mit einer Art von Gewaltsamkeit, die in diesem Falle etwas Schimpfliches hatte, da sie die Folge einer erlittenen Niederlage war, aus Paris entfernt.

In dem Frieden von Aachen, 1748, wichen die bourbo-

nischen Tendenzen vor den englischen aus dem Felde. Aber je nachtheiliger er für die Franzosen ausfiel, um so weniger durfte man auf sein Bestehen zählen. Wenn man bemerkte, wie einer der wichtigsten Punkte, die Festsetzung der Grenze zwischen den Besitzungen der beiden Nationen in Nordamerika, in demselben doch unentschieden blieb, so konnte man ihn nur als eine Art von Stillstand betrachten.

Es verdiente eine genauere Erörterung, zu welcher Aufnahme der französische Handel unmittelbar vor dem Erbfolgekriege gelangt war und wie er sich nach demselben wieder allenthalben herstellte: wie die Industrie und die Colonialproduktion der Franzosen mit der englischen in mannigfaltige und glückliche Concurrenz trat; wie ihre nordamerikanischen Colonien noch immer den englischen den Boden, auf welchem sich diese später zu welthistorischer Größe erhoben haben, streitig machten; in Ostindien stießen die Ansiedlungen der beiden Nationen in offenbarer Feindseligkeit an einander.

Daß es hierüber noch einmal zu einem großen Conflict kommen würde, war Niemand zweifelhaft. Unmittelbar nach dem Frieden berechneten die Franzosen, in wie viel Jahren sie wieder im Stande sein würden, sich mit den Engländern in offener See zu messen, und griffen zu finanziellen und ökonomischen Maßregeln von weiter Aussicht, durch welche sie dazu fähig zu werden hofften. Indem sie den Frieden freudig begrüßten, faßten sie gleichwohl die Herstellung der Seemacht mit einem Eifer ins Auge, den man noch nie an ihnen bemerkt hatte.

So systematisch und folgerichtig jedoch, wie die Absicht war, konnten diese Dinge, bei der Beweglichkeit der Nation, den Zuständen des Hofes und besonders der Natur des Fürsten nicht gehen.

Wenn man die Briefe Ludwigs XV., deren gar manche besonders aus dem geheimen diplomatischen Verkehr übrig sind, ansieht, so vermißt man weder Bildung, noch treffendes Urtheil;

wie man ihn nie etwas Ungehöriges sagen hörte,[1] so schreibt er gut und richtig. Der Ehrgeiz, die erste Rolle unter den Fürsten von Europa zu spielen, war im vollsten Maße auf ihn übergegangen. Lange Jahre hatte er sein „Bon“ gleichsam mechanisch unter die Verfügungen des Cardinals geschrieben: jetzt verschaffte es ihm persönliche Genugthuung, selbst zu regieren. Wenn er sich nur auch die Zeit, die dazu erforderlich ist, genommen, die Aufmerksamkeit, die dazu gehört, darauf gewandt hätte! Man hat so viel gegen die Autorität erster Minister in der Monarchie geeifert, aber gibt es nicht Fürsten, auch von geistigen Fähigkeiten, denen doch die Ruhe und Consequenz eines ihnen zur Seite stehenden Repräsentanten des Staates und seiner Interessen sehr nützlich sein würde? Ludwig hatte sich in den Jahren langer Jugend an eine Lebensordnung gewöhnt, welche von Jagd und Spiel, den Zerstreuungen des Landlebens und einer unaufhörlich aufgeregten Sinnlichkeit eingenommen war; er konnte kaum Zeit finden, um den Berathungen seiner Minister beizuwohnen, und sehr bald dauerten sie ihm zu lange.[2] Nur das Anekdotenartige, das im Laufe der Geschäfte vorkam, gewann ihm Interesse ab, nur das Epigrammatische und Anzügliche eines Vortrags leuchtete ihm ein; eine sorgfältige Ausführung wußte er nicht zu schätzen. Was nicht im ersten Moment Eindruck auf ihn gemacht hatte, war für ihn verloren; der Minister las in der Miene des Fürsten und entnahm aus seinem Stillschweigen, daß er mißfalle, und brach ab.[3] Die Gewohnheit riß ein, daß die wichtigsten Dinge

[1] Da Lezze: principe di ottima indole, bello e vigoroso di persona, sensato e maturo, non dice mai niente fuor di proposito, dissimulatissimo, oltra modo secreto, donato per inclinazione alla lettura, non comparisce spoglio di cognitioni, ma si mostra anzi intendentissimo.

[2] Francesco Morosini: tuttavolta non concedendo ai negotii il convenevol tempo per ben esaminarli e conoscerli, sostituisce più volontieri i piaceri della caccia etc., soggiacendo le facende a quella direzione che dalla volontà e dall arbitrio altrui viene loro data.

[3] Il commandait plus en se taisant que les autres souverains en parlant haut. (Flassan V, 246.)

von Jedem allein und in kurzem Gespräch abgemacht wurden. Jeder ward Meister von seiner Geschäftsabtheilung und verwaltete sie nach seinem Dafürhalten; das Zusammenwirken aller ward außer Acht gelassen. Vielmehr führte der unvermeidliche Gegensatz, in den ein Minister mit dem andern gerieth, zu Factionen, in denen ein jeder nur sich selbst zu behaupten, den andern zu verdrängen beflissen war.[1] Und wie vollends dann, als der persönliche Einfluß, welchen die Maitresse des Königs, Frau von Pompadour, auch dann ausübte, als ein sinnliches Verhältniß zwischen ihnen nicht mehr bestand, in die wichtigsten Angelegenheiten eingriff. Alles ward durch persönliche Reibungen beschäftigt. Man suchte nicht allein sich selbst zu fördern, sondern auch den Andern oder deren Freunden wehe zu thun; Einer unterstützte die Feinde des Andern: sie ließen gegen einander schreiben. Ludwig XV. war nicht zu durchschauen, wortkarg, unergründlich; leicht ließ er fallen, niemals nahm er wieder zu Gnaden auf. Am meisten arbeitete er in den auswärtigen Angelegenheiten: aber gerade hier kamen auch die meisten Entlassungen vor; unaufhörlich wechselten die Personen und veränderten sich die Richtungen, die Gesichtspunkte.

Nur darin blieb der König sich gleich, daß er in schwierigen Momenten immer auf entscheidende Maßregeln drang. Wer nichts wagt, pflegte er zu sagen, gewinnt nichts.

Und unerträglich war ihm jeder Schein von Mißachtung und Beleidigung.

Als bei dem Wiederausbruch der Streitigkeiten über die im Aachener Frieden unerledigt gebliebenen Punkte die Engländer alle Rücksicht aus den Augen setzten und die Unterhandlung durch Thätlichkeiten unterbrachen, gerieth er in heftige Aufregung. Er drohte, er wolle Georg II. in Hannover oder

[1] Francesco Morosini: Se per commune destino osservasi regnare nelle corti et in qualunque altra forma di governo reciproche gelosie e private passioni, tutto cio non è più comparabile alle continuate trame che a vicenda si ordiscono dal ministero francese.

gar in London aufsuchen.[1] Noch waren die Jahre nicht verflossen, welche man zur Vorbereitung für einen neuen Krieg gefordert hatte, und wie viel hatte an der Thätigkeit gefehlt, die zur Erreichung des Zweckes nöthig gewesen wäre; aber nunmehr schritt man mit Ernst und Eifer zu den Rüstungen, so daß die Franzosen bald im Stande waren, die Feindseligkeiten zu eröffnen. Niemand konnte sich darüber verwundern: das Feuer, das man schon lange glimmen sah, brach in helle Flammen aus.

Da trat nun aber die große, für die Weltgeschicke entscheidende Frage ein, in welcher Bundesgenossenschaft Frankreich diesen Krieg unternehmen, ob es abermals mit Preußen, alsdann aber England mit Oesterreich verbunden sein würde.

Jedermann erwartete das: in Ludwig XV. jedoch lebte ein Gefühl, das dagegen stritt: die selbständige Haltung des Königs von Preußen erfüllte ihn mit Unwillen. Schon im Laufe des letzten Krieges hatte ihn der rasche Friedensschluß desselben verletzt; daß Friedrich Bedacht nahm, die neuen Feindseligkeiten, mit denen Europa bedroht wurde, nicht nach Deutschland zurückwirken zu lassen, und einen Neutralitätsvertrag mit England traf, erschien in Versailles vollends als eine Abtrünnigkeit, die man nicht dulden dürfe.

Dagegen war auf der andern Seite Oesterreich in ein gutes Vernehmen mit den Bourbonen in Italien und Spanien getreten; es versprach jetzt, wenn ihm der Besitz von Schlesien wieder verschafft werde, dafür die belgischen Niederlande an die Bourbonen, zunächst an Don Philipp, in der That aber an Frankreich aufzugeben. Eben dahin ging der Ehrgeiz Ludwigs XV., seine Regierung mit einer Erwerbung wie diese zu bezeichnen, nach der seine Vorfahren so oft vergeblich getrachtet hatten: doch würde ihn dieß allein noch nicht entschieden haben. Aber einmal wirkte jener Streit der Factionen des Hofes auf

[1] Instruction von Nivernois bei seiner Sendung nach Berlin.

diese Sache zurück; Frau von Pompadour machte die Allianz mit Oesterreich zu einem Hebel ihrer Allgewalt. Dann aber trat noch ein Moment ein, das man in diesem Fürsten, in diesem Jahrhundert nicht mehr suchen sollte.

Ludwig XV. hatte seine Idee vom kirchlichen Verdienst dahin ausgebildet, daß er meinte, einem französischen König werde alles, was er auch begehen möge, durch die göttliche Gnade verziehen, wenn er nur die katholische Kirche schütze und mehre.[1] Nun war der Streit der Häuser von Oesterreich und von Frankreich, welches deßhalb meistens in enge Verbindung mit den Protestanten getreten war, doch auch oft von der Idee durchbrochen worden, vielmehr die katholischen Mächte zu vereinigen und ihnen eine gemeinschaftliche Richtung gegen die Protestanten zu geben. Das war der Gedanke des Friedens von Chateau Cambresis, der Ligue, der Verbindung zwischen Maria Medicis und Philipp III. gewesen, und auch seitdem hatte er sich zuweilen geregt, bei den Verabredungen, die zuerst in Wien über die spanische Erbfolge gepflogen, den Unterhandlungen, den Annäherungen, die dem Abschluß der Allianz zwischen Oesterreich, England und Holland entgegengesetzt wurden, bei der Abkunft zu Ryswik; noch nach der letzten Irrung über die polnische Krone, welche die Erhebung des katholisch gewordenen Hauses Sachsen zu derselben bestätigte, war den beiden Mächten vorgestellt worden, wie viel sie im Bunde mit einander gegen England so wie gegen die deutschen Protestanten auszurichten vermögen würden.[2] Eben damals waren wieder religiöse Irrungen in Deutschland, z. B. in Hessen, im Gange, bei denen Frankreich und Oesterreich gegen Preußen und Hannover zusammenhielten. Das kriegerische Preußen ward zugleich als die vornehmste Burg des Protestantismus betrachtet; es erschien als ein hohes kirchliches Verdienst im Himmel, wenn man es nieder-

[1] St. Priest, Chûte des Jésuites, 49, aus einer Aufzeichnung Choiseuls.
[2] Zwölf Bücher preußischer Geschichte S. W. XXVII, XXVIII, 228.

werfe oder doch beschränke. Auch aus den Zeiten Ludwigs XIV. lag das Beispiel einer ähnlichen Wendung der Politik vor. Nachdem er mit Holland verbündet gewesen war, hatte er diese Republik, als sie selbständig auftrat, mit Krieg überzogen, zugleich in der Absicht, die spanischen Niederlande wieder an sich zu bringen und dem Katholicismus Raum zu machen. Ungefähr in denselben Ideen und zu demselben Zwecke sollte nun Preußen bekämpft werden.

So geschah es, daß bei dem Ausbruch des Krieges von 1756 Frankreich gemeinschaftliche Sache mit Oesterreich machte. Der letzte französische Krieg war nicht deßhalb unternommen worden, aber er hatte doch das Resultat gehabt, daß die preußische Besitznahme von Schlesien bestätigt wurde; der nunmehrige Krieg hatte den ausdrücklichen Zweck, dem König von Preußen diese Provinz wieder zu entreißen.

Jedermann hat die großen Wechselfälle des Kampfes zwischen Preußen und Oesterreich im Gedächtniß. Werfen wir hier nur einen Blick auf die Unternehmungen von Frankreich und ihre Erfolge.

Die ersten Begegnungen zwischen Franzosen und Engländern fielen zum Nachtheil der letzteren aus. Minorca, das der Verbindung der Bourbonen in Spanien, Frankreich und Italien besonders im Wege stand, in Amerika einige wichtige Befestigungen der englischen Colonien geriethen in französische Hand: an beiden Küsten wich die englische Flotte vor der französischen zurück. In Ostindien mischte sich die Religion in den colonialen und commerciellen Streit. Ein irischer Jacobit Lally führte die Franzosen; den vornehmsten Widerstand leistete ihm ein französischer Refugié an der Spitze der Engländer, doch hatte der erste die Oberhand und ein Jesuit bereitete ihm bei seiner Rückkehr von der Eroberung von St. David einen triumphirenden Einzug in Pondichery vor.

In diesem glänzenden Beginne der maritimen Unternehmungen, welche den Franzosen einen glücklichen Fortgang ver-

hießen, wenn ihre Streitkräfte in einer nachhaltigen und consequenten Richtung dahin geleitet wurden, war es, daß der Krieg gegen Preußen unternommen ward, der eine noch größere Anstrengung und im Anfang selbst eine größere Theilnahme hervorrief. Denn in der französischen Nation ist nun einmal der Landkrieg, an den sich die meisten Erinnerungen des Ruhmes knüpfen, beliebter, als der Seekrieg. Ein Heer ward ins Feld gestellt, das gleichsam den Staat repräsentirte, an welchem Alles Theil nahm, was am Hofe einen Namen hatte oder reich genug war, um mit dem Glanz und Prunk, den man liebte, ins Feld zu gehen. Auch hier waren die ersten Erfolge glücklich und Glück versprechend. Die Armee der preußischen Verbündeten ließ sich in einer unhaltbaren Position finden, von Stelle zu Stelle zurückdrängen und ward endlich zu einer Convention genöthigt, die sie zur Unthätigkeit verdammte. Die Franzosen breiteten sich am untern Harz aus und konnten den Gedanken fassen, im nächsten Jahre Magdeburg zu belagern und dem König Friedrich in Sachsen auf den Leib zu gehen.

In diesem Augenblicke wäre es den Franzosen möglich gewesen, einen vortheilhaften und ehrenvollen Frieden zu schließen, wofür sich in Ministern und Generalen eine Stimme regte, wie es denn die sich ankündigende Erschöpfung der nationalen Hülfsquellen rathsam machte.

Aber dann wäre Friedrich nicht genöthigt worden, Schlesien herauszugeben: die Niederlande würden nicht genommen worden sein; Ludwig XV., der in der österreichischen Allianz seinen persönlichen Gedanken sah, in dem er sich gefiel und an dem er festhalten wollte, entschied für die Fortsetzung des Kampfes. Und wenn er seine Lage mit den politischen Beziehungen früherer Kriege verglich, war sie in so fern vortheilhafter, als er mächtige und eifrige Verbündete hatte. Wie oft hatte Frankreich gegen eine beinahe allgemeine Allianz sich schlagen müssen; jetzt hatte es die großen Reiche des Continents für sich. Sollte eine deutsche Territorialmacht, welche so eben erst zu europäischer

Bedeutung emporkam, so vielen und mächtigen Gegnern und ihrer fortgesetzten Anstrengung nicht völlig unterliegen müssen?

Aber dieser Feind zeigte eine Widerstandskraft, wie sie die Welt noch nicht gesehen hatte. Den in stolzem Muthe auf ihn heranrückenden französischen Schaaren brachte König Friedrich eine Niederlage bei, welche an Vernichtung grenzte; die übrigen wurden von seinen norddeutschen Verbündeten über den Rhein zurückgeworfen und am linken Rheinufer geschlagen. Seitdem wurden die in Deutschland verwendeten französischen Heere zur Rolle einer wenig bedeutenden Hülfsmacht herabgedrängt. Wie weit standen die norddeutschen Fürsten, Friedrich von Preußen, Ferdinand von Braunschweig über den Bourbons aller Linien, die in städtischem Wohlleben, mechanischer Religionsübung und persönlichen Zwistigkeiten ihre Tage hinbrachten: nur Einer von ihnen erschien im Felde, und dieser war nicht glücklich. Wie aber die Fürsten, so das Volk. In Frankreich klagte Alles, daß der kriegerische Geist erloschen sei. Die Käuflichkeit der Stellen, welche den unbedingten militärischen Gehorsam nicht durchdringen ließ und Anlaß gab, die Genüsse des Friedens im Felde fortsetzen zu wollen,[1] führte die nachtheiligsten Folgen herbei. In Norddeutschland hatte man sich nie besser geschlagen, nie so selbständig und so groß gefühlt.

Bald nach dem continentalen ward auch der maritime Streit entschieden.

Im Jahr 1759 faßten die Franzosen, wie sie sagten, die Absicht, den Stier an den Hörnern zu packen, eine Landung in England und zwar zugleich von drei verschiedenen Stellen her zu versuchen: von Dünkirchen aus in Schottland, von der Normandie her in England, von Niederbretagne aus in Irland. Um diesen Unternehmungen Nachdruck zu geben, wurden die Streitkräfte von der Küste des Mittelmeeres, wo sie jetzt keine

[1] Lettres Anglaises I, 110. Soumettez les officiers aux généraux, comme ils sont en Allemagne, vous perdez le premier ordre de l'état: il n'y aura plus que la pauvre noblesse qui prendra les armes.

Beschäftigung fanden, herbeibeschieden. Die Flotte von Toulon sollte sich mit der Flotte von Brest vereinigen. Aber zuerst ward jene auf ihrer Fahrt von den Engländern bei Lagos erreicht und geschlagen; dennoch kam auch die zweite aus ihrem Hafen hervor, als Admiral Hawke, der denselben bloquirte, durch Stürme genöthigt wurde, sich zurückzuziehen, und bereits gab sich hierüber eine gewisse Besorgniß in England kund; aber der Admiral ging, sobald es irgend möglich war, aufs neue in See; noch an der französischen Küste selbst, unfern Belle-isle, trotz der Schwierigkeiten, die ihm Wind und Wetter und die eigenthümliche Beschaffenheit jener Küsten entgegensetzten, im Widerspruch mit seinen Piloten, griff er sie an [1] und schlug sie vollkommen.

Was bei La Hogue begonnen, vor Malaga und Barcelona, am Cap Finisterre fortgesetzt worden, ward bei Lagos und Belle-isle nahezu vollendet: die englische Seemacht gelangte in Besitz des vollen und fürs erste unbestrittenen Uebergewichts.

Mit Nothwendigkeit aber wirkte dieß auf die übrigen Schauplätze des Kampfes zurück. In Amerika rüsteten sich die englischen Colonien zu einem allgemeinen Angriff auf die französischen; diese gaben ihre Sache mit nichten auf: alle Männer vom sechzehnten bis zum sechzigsten Jahre ergriffen die Waffen. Aber sie waren für sich allein der älteren und bei weitem entwickelteren englischen Ansiedelung nicht gewachsen. Ueberdieß aber: die Angloamerikaner wurden von England aus mit Eifer unterstützt; die französischen Amerikaner erhielten von ihrem Mutterland die Meldung, man könne ihnen nicht helfen, weil England die See beherrsche; sie mußten untergehen.

So ward in Westindien Guadeloupe, endlich auch das feste Martinique von den Engländern erobert. Die Festungen, welche den französischen Handel am Senegal schützten, fielen in ihre

[1] Circumstances critical to the public safety werden im Annualregister als das Motiv seines Eifers bezeichnet.

Hände. In Ostindien brach sich das Glück der Franzosen bei ihrem Angriffe auf Madras, die Engländer nahmen jetzt selbst die französische Ansiedelung Pondichery ein.

Noch zuletzt war Spanien zur Theilnahme an dem Kriege fortgerissen, ein neuer und zwar der unter diesem Namen berühmte Familienpact zwischen Ludwig XV. und seinem Vetter Don Carlos, der damals von dem neapolitanischen Throne zu dem spanischen aufstieg, geschlossen worden, aber der Minister, der ihn zu Stande brachte, hat kein Hehl darüber, daß seine Absicht damit nur dahin ging, ein neues Moment für die Friedensunterhandlungen zu gewinnen. Denn schon sahen sich die Franzosen in der unbedingten Nothwendigkeit, den Frieden zu suchen. Auch nach dem Vertrage mit Spanien würde dieser aber noch immer schwer zu erreichen gewesen sein, — da die in England vorwaltende populäre Partei den Kriegsvortheil so weit als möglich fortzuführen wünschte, — wäre nicht auch dießmal, wie vor funfzig Jahren in Utrecht, eine innere Umwandlung der englischen Politik den Franzosen zu Statten gekommen.

Durch den Frieden von 1762 gingen den Franzosen die nordamerikanischen Besitzungen verloren, selbst Louisiana, das den Spaniern für ihre Verluste überlassen ward; in den westindischen Colonien und den damit enge zusammenhängenden afrikanischen Ansiedelungen erzwangen sich die Engländer bedeutende Abtretungen; in Ostindien wurden alle Pläne auf erobernde Kriegführung aufgegeben. In Europa war es Verlust genug, nach so ungeheuren Anstrengungen nichts erreicht zu haben.

Ein anderer Erfolg des Krieges und zwar der nicht am mindesten bedeutende, obgleich er durch keinen Friedensartikel festzusetzen war, mochte darin liegen, daß Frankreich den direkten Einfluß, den es seit mehreren Jahrhunderten auf Deutschland ausgeübt hatte, nach und nach verlieren mußte. Nicht als ob die Entzweiungen zwischen den Deutschen aufgehört

hätten, aber wenn es eine kaiserliche Macht gab, wie das wieder hergestellte Oesterreich, welches die eine Partei, und eine Macht der Opposition, wie Preußen, welches die andere für sich hatte, beide im Gegensatz gegen Frankreich das eine früher, das andere später stark geworden, so blieb für die französischen Einwirkungen kein rechter Schauplatz übrig.

Damit wurde nun Frankreich nicht etwa ohnmächtig oder eine Macht zweiten Ranges. Durch die Allianz mit Oesterreich und den Familienpact mit Spanien, an denen es festhielt, behauptete es ein überwiegendes Ansehen im Süden von Europa.[1] Unter der Einwirkung dieser Bundesverhältnisse gelang ihm die Erwerbung von Corsika, die unter anderen Umständen bei der einen und der anderen dieser Mächte den nachdrücklichsten Widerstand gefunden haben würde.

Und auch den Engländern gegenüber waren die Franzosen nicht einen Augenblick gemeint, es bei der Entscheidung des letzten Krieges bewenden zu lassen. Alle ihre Gedanken gingen vielmehr dahin, den Kampf so bald als möglich wieder aufzunehmen.

Um aber dieß ausführbar zu machen, faßten sie aufs neue den Entschluß, sich in jeder Hinsicht in bessern Stand zu setzen.

Der vorwaltende Minister, Herzog von Choiseul, unternahm eine durchgreifende Reform des Landheeres. Ludwig XIV., sagte er, habe einst das Muster für die Bildung großer Armeen aufgestellt, aber seitdem seien diese bei den Deutschen um vieles vervollkommnet worden. Wenn man sie nicht nachahme, so werde ihre Ueberlegenheit in Disciplin und Waffenfertigkeit Frankreich einmal zu Grunde richten.[2]

In noch tieferem Verfall war die Marine. Choiseul ließ

[1] Mémoires du duc de Choiseul I, 104. Nous avons consolidé le plan formidable de l'alliance du Sud; la cour de Vienne n'est pas plus contente que celle de Londres de la possession de la Corse par la France, mais elle n'a rien dit, parce que son système de politique l'unit à la France.

[2] Mémoires du duc de Choiseul 1765 in den Berichten der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften 1848. III, 404.

sich erst in dem Detail dieser Verwaltung unterrichten, dann machte er den Plan, in einigen Jahren 80 Linienschiffe, 50 Fregatten in See zu bringen, welches alles sei, was Frankreich leisten könne, und legte mit dem Eifer, der ihm eigen war, Hand an, um ihn auszuführen.

Wurde aber auch das System der Allianzen aufrecht erhalten, die Wehrhaftigkeit zu Lande und zur See vermehrt, so verzweifelte Choiseul doch, den Krieg gegen England mit Erfolg führen zu können, wenn die französischen Finanzen nicht in den Stand gesetzt würden, die Mittel zum Krieg nicht allein eben so lange, sondern wenigstens noch ein Jahr länger darzubieten, als England. Wie schon 1697 und noch mehr 1713, so war im Jahr 1762 die Erschöpfung aller Geldkräfte das vornehmste Motiv zu dem Eingehen eines sonst nicht annehmbaren Friedens geworden. Sollte Frankreich jemals wieder mit England schlagen, so mußte es fähig werden, auch hierin den Wettstreit mit demselben zu bestehen und es zu überbieten.

Nun lag aber am Tage, welche unermeßliche Anstrengungen dem Lande zur Erreichung dieser großen Zwecke angemuthet werden mußten. Wollte man namentlich die finanziellen Kräfte auf eine nachhaltige und zum Ziele führende Weise vermehren, so war eine Reform des gesammten Staatshaushaltes und damit der inneren Staatsverhältnisse von Grund aus nothwendig.

Welch ein Unternehmen ist es überhaupt, in Momenten des Unglücks und des Mißcredits, wenn die Formen eines Staates seiner Stellung nach außen nicht mehr entsprechen, zu einer Umbildung derselben zu schreiten.

Die Unfälle des Krieges, die Verluste des Friedens hatten die Nation in ihrem Selbstgefühl gekränkt und verletzt; die nunmehr eintretenden Versuche der Verbesserung und Umgestaltung konnten, so wohl gemeint sie waren, doch nicht anders als die Unruhe steigern, die ohnehin die Gemüther ergriffen hatte.

Zweites Capitel.

Irrungen zwischen der geistlichen und der weltlichen Macht.

Dem siebenjährigen Kriege ging in Frankreich ein innerer Hader zum Theil noch voran und dann zur Seite, welcher die Theilnahme der Nation in nicht geringerem Grade als dieser beschäftigte und, da er die wichtigsten Fragen betraf, zu beschäftigen verdiente.

Den nächsten Anlaß dazu hatte eine finanzielle Anforderung an den Clerus gegeben, mit der die Regierung in der oben berührten Absicht bald nach dem Frieden von Aachen hervortrat. Um freie, nach ihrem Gutdünken verwendbare Geldmittel zu gewinnen, wollte sie das regelmäßige Einkommen so hoch bringen, daß jährlich 30 Millionen erübrigt, und davon 20 zur Abzahlung der schwersten und durch ihre Verzinsung drückendsten Schulden, 10 zur Sammlung eines Schatzes verwendet werden könnten.[1] Bei diesem Vorhaben war eine wesentliche Herabsetzung der Lasten, wie sie das Land nach der Herstellung des Friedens allgemein erwartete, nicht zu bewerkstelligen. Wohl entschloß sich der Finanzcontroleur Machault, den Kriegszehnten demnächst fallen zu lassen, aber statt desselben forderte er die regelmäßige Zahlung eines Zwanzigsten, d. i. einer Steuer von allem Einkommen, besonders auch dem von Grund und Boden, bis auf die Höhe von fünf Procent, und hatte die Genugthuung,

[1] Reflessioni et osservationi sulle finanze di Francia. Bei der Relation Francesco Morosini's über Frankreich 1752.

seinen Vorschlag trotz allen Widerspruchs, den das Parlament anfangs machte, doch zuletzt durch das standhafte Beharren des Königs und der Regierung angenommen zu sehen.[1]

Die Ausführung fand lebhaften Widerstand in den Provinzen, die sich auf ihre Privilegien beriefen; nicht geringeres Aufsehen, als die Anordnung selbst, machte die Aeußerung der Regierung, daß diese Privilegien jeden Augenblick zurückgenommen werden könnten.

Die Geistlichkeit war in dem Edict nicht namentlich bezeichnet, aber es hieß doch darin, daß die Auflage Alle und Jede nach dem Maß ihres Besitzes gleichmäßig treffen solle, und schon machten ihr einige Intendanten die Anmuthung, den Belauf ihrer Güter zu declariren, offenbar um sie zur Anlage der Steuer herbeizuziehen. Vieler Gunst hatte sie sich überhaupt bei der damals vorherrschenden Stimmung nicht zu versehen. Im August 1749 erschien ein Edict, das die Gütererwerbungen der todten Hand in sehr anzüglichen Ausdrücken beschränkte.

Der Clerus hatte sich vorgenommen, bei seiner Versammlung im Jahre 1750 das, was man that und was man vorhatte, zu bekämpfen; allein kaum hatten seine Sitzungen begonnen, so trat die Regierung mit neuen Anforderungen hervor. Zur Gründung jenes Tilgungsfonds verlangte sie vom Clerus einen Beitrag von achthalb Millionen.

Schon die Forderung an sich, die Höhe dieser Summe, aber noch mehr die Art, wie das Begehren motivirt wurde, erregte die Besorgniß und den Widerspruch der Geistlichkeit. Der königliche Commissär Ormesson ließ vernehmen, der König wolle in dem Herkommen, nach welchem der Körperschaft die Repartition und Einziehung der Gelder zustehe, die sie ihm

[1] (Monthyon) Particularités et observations sur les ministres des finances 124. La création de ce vingtième et de la caisse d'amortissement qu'il alimentait, étaient les deux plus belles institutions qui eussent jamais été établies en France: elles eussent pu prévenir les désastres survenus depuis en France.

zahle, nichts ändern. Worte von der schwersten Bedeutung. Sie enthielten die Ansicht, daß nicht die Bewilligung selbst oder die Versagung der geforderten Summe in der Macht der Geistlichkeit stehe, sondern ihr nur die Vertheilung und Eintreibung derselben überlassen bleibe. In andern Erlassen hatte die Regierung bereits ausgesprochen, der Clerus könne in Beziehung auf die Geldangelegenheiten nur als der Depositär eines Theils der obersten Autorität angesehen werden, sie selbst habe das Recht und die Pflicht, den bei der Vertheilung der Lasten eingerissenen Mißbräuchen abzuhelfen.

Es war wie ein combinirtes System, das die ganze Stellung der Geistlichkeit bedrohte, und sie säumte nicht, sich dagegen zur Wehr zu setzen.

Habe man sie doch, so sagt sie, als eine in den Staat eingedrungene Körperschaft bezeichnet, welche die der Nation unentbehrlichen Besitzthümer zu verschlingen suche: — aber was die Hauptsache, man mißkenne den Unterschied, der zwischen den weltlichen und den dem Dienste Gottes vorbehaltenen Gütern bestehe. Die geistlichen Güter, so heißt es in ihrer Gegenvorstellung wörtlich, sind Gott gewidmet; alles aber, was einmal dem Dienste Gottes gewidmet worden, ist heilig; ohne die Einwilligung der Diener der Kirche darf es zu keinem andern Gebrauch verwendet werden. Diese Rechte zu erhärten, steigt der Clerus bis zu den Satzungen des alten Testaments auf; hauptsächlich aber suchte er sie durch die Grundsätze des französischen Staatsrechts zu bestätigen. Er geht von den ersten Zeiten aus, in welchen die Verbindung zwischen dem romanischen Clerus und dem germanischen Königthum geschlossen worden, dem Concil von Orleans im Jahr 511, wo König Chlodwig die Immunität der geistlichen Güter anerkannt habe: durch alle folgenden Jahrhunderte führt er die Kette ähnlicher Anerkennungen bis in die Zeiten Ludwigs XIV. herab.[1]

[1] Procès verbaux du clergé T. VIII.

Der König scheint einen Augenblick in der ergriffenen Ansicht geschwankt zu haben: sein Conseil bewirkte, daß er daran festhielt.

Der Clerus empfing die bittere Antwort, wie man sich wundern müsse, da er dem König so viel von seiner unbedingten Autorität in weltlicher Beziehung sage, daß er selbst seine Güter derselben entziehen wolle. Beide Theile blieben unerschütterlich. Im September 1750 ward die Versammlung des Clerus aufgelöst.

An sich ein sehr bedeutendes Ereigniß, daß das gute Vernehmen zwischen Clerus und Staatsgewalt, auf welches Ludwig XIV. seine Verwaltung hauptsächlich gegründet hatte, plötzlich unterbrochen wurde; aber noch bedeutender durch die Motive jedes Theiles und deren Tragweite.

Die Geistlichkeit erneuerte einen Anspruch, der in ihrer ursprünglichen Unabhängigkeit, ihrer freien Mitwirkung bei der Entstehung der Monarchie historisch begründet und in den Zeiten, wo die allgemeine Kirche die vornehmste Gewalt der Welt ausgemacht hatte, sanctionirt worden war: so nahe sie seitdem dem Staate getreten, so hatte sie doch diese besondere Berechtigung sich immer vorbehalten. Auch jetzt war es merkwürdig, zu sehen, wie wenig die Regierung durch die Andeutung, daß sie den überbürdeten unteren Clerus unterstützen werde, bei demselben gewann: der kleinste Abbé fühlte seinen Stolz gekränkt, wenn man der Corporation, der er angehörte, ihre hergebrachte Unabhängigkeit bestritt.

Dagegen war den Weltlichen das Mitgefühl für diese Berechtigungen verschwunden, sie lebten nur noch in den Ideen der alles und jedes umfassenden Staatsgewalt und hielten die Behauptungen der Geistlichkeit für Visionen und Träume. Der König hob die Verpflichtung, welche er habe, die Güter des Clerus zu vertheidigen und zu beschützen, als den Grund seines Rechts, denselben zu den Bedürfnissen des Staates herbeizuziehen, hervor. Konnte man aber nicht in der That zweifeln, ob ihm

die Befugniß zustehe, von der so viele Jahrhunderte hindurch anerkannten Beistimmung des Clerus einseitig abzusehen? Eben an diesem Punkte mischte sich noch eine andere Ansicht in den Streit. Es ist hiebei gewesen, daß die Idee von der Volkssouveränetät zuerst in der Mitte des französischen Staats, und zwar zur Begründung der weltlichen Gerechtsame vorgetragen wurde. Ausgehend von der Theorie, daß die höchste Gewalt auf einer Abdankung des souveränen Volkes zu Gunsten des Fürsten beruhe, hatte einst Jurieu den Begriff der Souveränetät, wie sie dem Volke selbst beiwohnte, untersucht und auf den Grund der nothwendigen Beschränkungen derselben auch der von ihr herrührenden absoluten Herrschergewalt Schranken anzuweisen gemeint. Ganz anders die Verfechter der weltlichen Gewalt in Frankreich selbst. Sie lehrten, und zwar schon geraume Zeit vor Rousseau, daß die Souveränetät dem Volke als sein Eigenthum gehöre, der Fürst ihr Verwalter sei; deßhalb aber, so fuhren sie fort, könne es nicht allein kein menschliches, sondern auch kein göttliches Gesetz geben, durch welches Jemand der Pflicht, zu den Lasten der Gesellschaft, deren Mitglied er sei, beizutragen, überhoben werde; der Fürst selbst sei nicht berechtigt, seinem Staat die Beihülfe zu entziehen, die ein Jeder nach Maßgabe seines Vermögens demselben zu leisten schuldig sei; denn damit würde er nur den übrigen Mitgliedern desselben eine schwerere Last auflegen, als ihnen zukomme: er würde die Pflichten der distributiven Gerechtigkeit verletzen, auf denen seine Autorität und der Gehorsam beruhe.[1]

Dem Anspruch der ihre ursprünglichen Prärogative verfechtenden Geistlichkeit setzten die Gegner, die ihn bekämpften, nicht so sehr das Recht des Königthumes, welchem positive Beschränkungen anhaften, als die Idee des absoluten Staates ent-

[1] In der Schrift: Lettres: ne repugnate vestro bono. Londres 1750; welche ich jedoch in den großen Bibliotheken und auf dem Büchermarkt vergeblich gesucht habe; sie stammt von Bargeton: einen Auszug geben die Procès verbaux du clergé VIII, 405.

gegen, welche eine aller Widerrede überhobene Gewalt in sich schließt, und zwar auf den Grund einer Theorie, nach der auch das Fürstenthum selbst derselben untergeordnet erscheint. Unmittelbar aus dem Gegensatz der geistlichen und der weltlichen Gewalt ist die Idee der souveränen Nation, die über beiden stehe, hervorgegangen.

Doch hat dieser Gedanke damals noch wenig Eingang gewonnen: die allgemeine Aufmerksamkeit war zunächst auf einen andern Zwiespalt gerichtet, der ebenfalls auf den Confinien der geistlichen und der weltlichen Macht entsprang: der alte jansenistische Hader kam noch einmal zum vollen Ausbruch.

Cardinal Fleury hatte, wie wir berührten, bei aller Förderung der Bulle Unigenitus, den Gegnern derselben doch auch eine Zuflucht gelassen und sie nicht bis aufs Aeußerste gebracht: er wollte den geistlichen Krieg nicht wieder erneuert sehen.

Wo hätte sich aber je eine mächtige Partei mit der Schonung ihrer Gegner einverstanden erklärt? Die Anhänger der Bulle, die nur für den Begriff der ausschließenden Rechtgläubigkeit Sinn hatten, mißbilligten dieß Verfahren; ein neuer Erzbischof von Paris, Christoph de Beaumont, ein in seinem Leben untadelhafter, von Natur wohlgesinnter Mann, aber in seiner Amtsführung zelotisch und selbst inquisitorisch, von Geistlichen gleicher Gesinnung umgeben, trug kein Bedenken, die verbannten Jansenisten in ihrem letzten Asyl, dem großen Hospital, zu verfolgen; es gelang ihm, die jansenistisch gesinnte Priorin, die widerstrebenden Priester aus demselben zu entfernen. Um aber aller Abweichung ein Ende zu machen und die kirchliche Einheit der Hauptstadt wieder herzustellen, ordnete er an, daß den Sterbenden, die nicht ausdrücklich die Bulle annehmen oder doch bei einem orthodoxen Pfarrer gebeichtet haben würden, die Sterbesacramente verweigert werden sollten. Er hatte keine Scrupel dabei, die letzten Augenblicke der Menschen mit einer Frage, die eine zweifelhafte Bestimmung über einen einzelnen Glaubenssatz enthielt, zu bedrängen, gleich als enthalte sie die

Wahrheit an sich, oder als habe sie mit den Tröstungen der Religion zu schaffen. Es kam vor, daß die Menschen ohne Sacramente starben.

Diese Meinungen aber, die der Erzbischof durch so harte Maßregeln in ihrem letzten Versteck zu vertilgen meinte, lebten noch tief in den Gemüthern; die Mitglieder des Parlaments hielten sie noch großentheils fest und wollten sie nicht als ketzerisch, selbst nicht als schismatisch bezeichnen lassen. Das Pariser Parlament, von jeher gewohnt, den clericalen Ansprüchen Widerstand zu leisten, verbot die Sacramentsverweigerung, weil die öffentliche Ordnung unberechtigter Weise dadurch gestört werde.

Da nun die Geistlichkeit in Paris wie in den Provinzen die Sacramente zu verweigern fortfuhr und dagegen die Parlamente in solchen Fällen wider die Priester einschritten, so erfüllte sich das Land mit widerwärtigem Hader. Doch trat auch hiebei noch ein anderes Moment hervor: der Streit ward zugleich und vor allem ein principieller.

Der Erzbischof wollte Niemand das Recht zuerkennen, in die Amtsführung der Geistlichkeit einzugreifen, welches ein Ministerium sei, das sie von Gott habe. Das Parlament bestand auf seinem Recht, keine Handlungen zu gestatten, die mit den Gesetzen des Reichs in Widerspruch seien, sonst möchte die Geistlichkeit vielleicht zur Inquisition fortschreiten. Auch in einzelnen Fällen dürfe es die öffentliche Ordnung, die Ruhe der Familie nicht stören lassen; es betonte die Behauptung, daß alle Unterthanen, geistliche wie weltliche, der königlichen Autorität unterworfen seien, welche in diesen Dingen von dem Parlamente repräsentirt werde.

Es liegt auf der Hand, wie nahe dieser Streit den frühern berührt. Die Immunität der Geistlichkeit und ihr Anspruch, in geistlichen Dingen von der Jurisdiction des Parlaments eximirt zu sein, beruhen auf einem und demselben Grunde. Die Selbständigkeit eines Institutes, welches die Welt umfaßte und allenthalben die gleiche Geltung zu haben meinte, stieß mit

dem Anspruch des Staates, von seinem Princip aus Alles, was in seinem Umkreis lag, zu beherrschen, zusammen.

Und nicht lange, so zeigte sich, daß man auch in diesen Dingen den Staat und die königliche Regierung mit nichten als identisch betrachtete. Der Streit erreichte diese selbst unmittelbar.

Ohne Zweifel wäre es ihre Pflicht gewesen, den Ausbruch der Entzweiung überhaupt zu verhindern. Aber da sich Ludwig XV. nun einmal der Selbstregierung unterzogen hatte, ohne doch die dazu nöthige Mäßigung und Gediegenheit zu besitzen, und auch keiner seiner Minister ihn hierin vertrat, verlor man die durch Erfahrung erprobten Maximen aus den Augen. Die entgegengesetzten Principien theilten den Hof und den Ministerrath, in welchem bei jedem einzelnen Falle eine zufällige Majorität die Entscheidung gab.[1] Zuletzt aber erhielten die geistlichen Sympathien die Oberhand. Wie der König in dem Streit über das Hospital dem Erzbischof beipflichtete, so verdammte endlich auch das Conseil die Einmischung des Parlaments in die Sacramentsverweigerung.

Hierüber nahm das Parlament selbst eine dem Königthum feindselige Haltung an. Es forderte den König nicht allein in den dringendsten Worten auf, der Vertheidigung seiner eigenen Souveränetät kein Hinderniß in den Weg zu legen: sondern es fügte zugleich hinzu, daß es sich, wenn er es doch thäte, dadurch in dem einmal eingeschlagenen Verfahren nicht werde aufhalten lassen; denn seine Verpflichtung sei, die Fundamentalgesetze des Reichs in jedem Fall aufrecht zu erhalten. In dem Parlament unterschied man zwischen dem primitiven ursprünglichen Gehorsam, den man den Reichsgesetzen schuldig sei, und der Befolgung der jeweiligen Willensmeinung des Königs und stellte die erste Pflicht der andern bei weitem voran. Diese

[1] Relatione dell Abb. Cecchetti sopra gli affari correnti fra il clero et il parlamento 1753. Non si potè a meno di conoscere nel parlamento una specie di sicurezza confinante all' insulto, nella corte una specie di dubbietà ed incertezza, non lontana dalla timidità.

Körperschaft erklärte dem König unumwunden, wenn sie in die Nothwendigkeit gerathe, zwischen seiner Ungnade und der Verletzung ihrer Pflicht zu wählen, so sei ihr Entschluß gefaßt, das Opfer ihrer Treue zu werden, d. h. doch, sich um die Ungnade nicht zu kümmern. Die Fremden, die in Frankreich sonst nur Hingebung und Verehrung für den König bemerkt hatten, sind erstaunt, welch ein Geist drohender und beleidigender Hartnäckigkeit in den Parlamentsbeschlüssen herrsche, in ihrem ganzen Ton, in den einzelnen Worten.[1] Aber das Bedenklichste von allem war ihr Inhalt: der Versuch, dem Willen des Königs, wie er sich aussprach, einen anderen Willen, wie er sein sollte, entgegenzusetzen: dem ausdrücklichen Verbote das Gesetz, das doch nicht so klar am Tage lag.

Man erkennt die Bedeutung dieser Gegensätze. Auf der einen Seite die Regierung, welche Maximen absoluter Gewalt äußert, wie sie noch niemals durchgegangen waren: auf der andern die Absicht, sie selbst dem Gesetz oder noch einer andern Autorität unterzuordnen. Fast nicht weniger als in den äußeren, erlitt die Regierung Ludwigs XV. auch in den inneren Angelegenheiten Nachtheile und Niederlagen.

Der König exilirte das Parlament und richtete zur Ausübung der Jurisdiction einen neuen Gerichtshof ein, den er königliche Kammer nannte. Aber in der öffentlichen Meinung galt es für eine Ehre, exilirt zu sein, oder auch nur einer Familie anzugehören, die auf eine oder die andere Weise von diesen Verbannungen betroffen wurde. Die neue Kammer konnte sich keinerlei Ansehen verschaffen: die Advocaten weigerten sich, vor derselben die Processe zu verhandeln, obwohl sie dabei Schaden litten.[2] Der König sah sich durch den allgemeinen

[1] Unter anderen vermieden sie das Wort obéir, sie sagten lieber obtempérer.

[2] Barbier II, 502. Cette opposition générale à l'établissement de la chambre royale — fait bien connaître au parlement qu'on ne peut se passer de lui, — et cela ne peut que le rendre plus ferme dans ses prétentions.

Widerstand genöthigt, das Parlament wieder zurückzurufen. Er glaubte seine Ehre dadurch zu behaupten, daß er Stillschweigen über die religiösen Händel gebot, und in der That registrirte das Parlament dieß Edict, dabei behielt es sich jedoch die früher ausgesprochenen Grundsätze ausdrücklich vor.

Wiewohl es zweifelhaft scheinen könnte, so erhellt doch aus der Wendung der Dinge selbst und dann ihrem Fortgang, daß das Parlament, festhaltend an seinen Grundsätzen, die Oberhand nicht allein über die Geistlichkeit, sondern selbst über die Regierung und über den König behauptet.

Gegen Ende des Jahres 1756 ward das Gebot allgemeinen Stillschweigens erneuert, aber in dem Edict fehlten dem Sinne des Parlaments gemäß die Worte, daß die Bulle als Regel des Glaubens zu betrachten sei. Bei der Ausführung desselben behielt das Parlament vollkommen freie Hand; Thesen der Sorbonne, die ihm widerwärtig waren, belegte es mit seinem Verbot, weil die schwebenden Fragen dadurch berührt wurden. Es hielt sich für autorisirt, Mandements des Erzbischofs geradezu durch Henkershand verbrennen zu lassen. Beaumont selbst war fast immer im Exil; ließen sich seine Anhänger eine Sacramentsverweigerung beikommen, so wurden auch sie dafür mit Verbannung heimgesucht. Wie früher die jansenistischen Priester, so wurden jetzt ihre Gegner verjagt und verfolgt.

Im Gefühl dieser Uebermacht ist es dann gewesen, daß das Parlament noch eine andere seiner alten Feindseligkeiten erneuerte: es erhob seine Waffen aufs neue gegen den Orden der Jesuiten. Der Orden hatte die Bulle hauptsächlich provocirt und zu ihrer Ausführung in Frankreich beigetragen. Es liegt in dem natürlichen Gange der Dinge, daß er auch durch die Reaction gegen dieselbe betroffen wurde.

Der Zufall fügte, daß ein Rechtsstreit zwischen einer jesuitischen Mission in Westindien und einem Marseiller Handelshause vor die französischen Gerichte und dadurch vor die Parlamente kam, in Folge dessen der Orden als Gesammtheit in

Anspruch genommen werden konnte. Man ergriff den Anlaß, um seine Verfassung aufs neue zu untersuchen, ihre Unvereinbarkeit mit einem geordneten Staatswesen auszusprechen. Wie oft seit 200 Jahren hatte das Parlament als Vorfechter der Staatsidee dem Orden beizukommen gesucht! Jetzt lagen die Dinge so, daß es die Hoffnung fassen konnte, ihn in Frankreich zu vernichten.

Noch hatte der Orden mächtige Freunde und Anhänger; aber seine Feinde waren doch zahlreicher und mächtiger. Zwei von einander sehr verschiedene, ja einander entgegengesetzte Parteien verbanden sich gegen ihn. Die Einen griffen ihn in religiös-jansenistischem Eifer, die Andern aus weltlicher Gesinnung und Hinneigung zum Unglauben an.

Schon längst nahm die Literatur an allen auftauchenden Fragen wieder lebendigen Antheil; die wirksamsten von allen Verbündeten des Parlaments waren die literarischen.

Drittes Capitel.

Tendenzen der Literatur.

Nachdem einmal das unbedingte Ansehen der Staatsverwaltung Ludwigs XIV. gefallen und die Nothwendigkeit einer Abweichung von derselben den Menschen ins Bewußtsein gekommen war, unter der Regentschaft, welche alles Bestehende in Frage stellte und dessen Gegentheil möglich erscheinen ließ, bildeten sich Gesellschaften, in denen man die vorliegenden Uebelstände erwog und sich in Entwürfen neuer Dinge erging; ein Jeder meinte mit dem Maß seiner Einsicht dem gemeinen Wesen zu Hülfe kommen zu müssen. Recht als der Repräsentant der nüchternen und weitausgreifenden, noch vollkommen wohlwollenden Tendenz, die damals vorherrschte, erscheint der Abbé St. Pierre, lange Zeit Almonsenier der Herzogin von Orleans Elibeth Charlotte. Er ist der Erste, der in Frankreich den Ruhm Ludwigs XIV. ernstlich bestritten hat. Denn er verdammte nicht allein die Kriege, wie sie unter diesem Fürsten geführt worden waren, sondern den Krieg überhaupt, er meinte den ewigen Frieden aufzurichten, wenn man nur einige wenige Grundsätze, die er sogleich vortrug, annehmen wolle. Seine Meinung war bereits, daß die Größe von Frankreich auf die Entwickelung des Ackerbaues und, nach dem Muster von England, für das er eine sehr lebhafte Bewunderung zeigte, weil es, ohne so viele Heere ins Feld zu stellen, doch zuletzt die Oberhand behalten hatte, auf commercielle Thätigkeit gegründet

werden sollte. Eine aristokratische Verfassung zu empfehlen, blieb er jedoch weit entfernt. Von den Vorrechten der Provinzen oder Stände, welche der Regierung Widerstand leisten können, soll nicht mehr die Rede sein,[1] viel weniger von erkauften Aemtern; nur die Würdigsten sollten nach der Absicht des Herzogs von Bourgogne und zwar durch Wahl der Zunächststehenden zu den großen Stellen aufsteigen; er will den erblichen Adel zwar nicht abgeschafft wissen, aber er will ihn mit dem Dienst in Verbindung bringen; der Cölibat der Priester soll aufhören, nicht so sehr, weil er an sich verwerflich ist, als weil wohlgezogene Priestersöhne der Nation einen großen Vortheil bringen werden. Ueberhaupt gibt es kaum etwas, wie in den äußern Geschäften, — denn auch deren Abwandlungen begleitet er mit fortwährender Begutachtung, — so besonders in den innern und selbst in den Studien, worüber er nicht eine besondere, auf die gemeine Wohlfahrt zielende Meinung vorzutragen wüßte. Seine Aufsätze sind formlos, zugleich trocken und phantastisch, meistens jedoch nicht ohne eine begründete Anschauung oder ein Gefühl von rationeller Wahrheit, denn er meinte, daß sich alles durch Vernunft und Discurs werde zum Guten wenden lassen.

Unter den Ministern Ludwigs XV. sind die beiden Argenson namhaft, Söhne eines früheren Vorstehers der Pariser Polizei, welcher unter dem Regenten als Großsiegelbewahrer eine Rolle spielte, und wie dieser besonders dem Hause Orleans befreundet. Der ältere von ihnen, Marquis d'Argenson, Minister der auswärtigen Angelegenheiten von 1744 bis 1748, — Voltaire rühmt ihn fast als seinen vornehmsten Beschützer — war ein Freund und Verehrer St. Pierre's, besaß aber bei weitem gründlichere Einsichten und eine bessere Methode. Er hat Betrachtungen über die Regierung von Frankreich hinterlassen, welche,

[1] Ouvrajes, tome setieme (denn das ist seine Orthographie) 63: Il suit que bon gouvernement, pour conserver la tranquillité de l'état, doit abolir les assemblées des princes et du clergé.

als sie später bekannt wurden, eine durchgreifende Wirkung gehabt haben.

Argenson entwickelt darin vor allem den Gedanken, daß die Monarchie durch demokratische Institutionen erneuert und verstärkt werden müsse. Da die Sache der Monarchie die Sache des Volkes sei, so beklagt er, daß das Gute, was sie für das Volk thue, ihr nicht angerechnet werde, weil sie allein für sich zu arbeiten scheine und nur immer von den Rechten des Königs rede; man müsse ihr durch die Erweckung demokratischer Freiwilligkeit eine festere Grundlage geben und noch größeren Nachdruck verschaffen.[1]

Das vornehmste Mittel hiezu sieht er in der Einführung von Provinzialverfassungen. Er will die Verbindung zwischen Geldbesitz und Verwaltung, die in Frankreich so mächtig war, vollkommen aufheben; auch er bekämpft die Käuflichkeit der Aemter; die Stellen der Einnehmer, Schatzmeister und mancherlei Finanzbeamten sollen unterdrückt und die Auflage, die der König fordert, durch die Provinz selbst aufgebracht werden. So soll denn weder der Adel, so alt er auch ist, noch irgend eine Würde, so hoch sie auch stehen mag, von der Zahlung der Auflage entbinden; in der Provinzialversammlung, die man einrichten wird, soll Niemand ein Vorrecht zustehen, nur der größere Besitz soll Ehrenrechte gewähren, auch die königlichen Domänen sollen darin repräsentirt sein, eben wie der übrige Grundbesitz. Es versteht sich, daß dann auch der Unterschied zwischen den Provinzen schwinden müßte; Vorrechte der einen vor der andern darf es nicht mehr geben; das Maß der Leistungen soll sich nach der Bevölkerung, dem Ertrag des Landes und des Handels, wie der allgemeine Cataster sie ausweist, bestimmen.

[1] Considérations sur le gouvernement ancien et présent de la France. Il vaut bien mieux, en maintenant les lois constitutives de la monarchie, laisser son action au corps de la nation et ne reserver à l'autorité royale que la décision sur les principales difficultés. (S. 29).

In der Annahme einer allgemeinen Berechtigung geht er nicht bis zur vollkommenen Gleichheit fort: namentlich will er die Protestanten mit nichten zu den öffentlichen Aemtern zulassen und dem Adel einige Prärogative bei dem Hofhalt, in den Haustruppen des Königs vorbehalten; die Titel eines Jeden sollen aufs neue untersucht werden.

Auch fordert er nicht geradezu die Aufhebung der Immunitäten der Geistlichkeit, denn im Grunde verliere der Staat durch dieselben nicht so viel, aber er ist überzeugt, sie selbst werde dieselben aufgeben, da es ihr Vortheil sei; er schreitet bereits zu der Untersuchung fort, wie der zu dem Cultus und der Unterhaltung seiner Diener nicht unmittelbar erforderliche Theil der geistlichen Einkünfte verwendet werden solle, auf eine dem ursprünglichen Zweck entsprechende Weise; hauptsächlich durch die Provinzialadministrationen, an denen alsdann der Clerus selbst Theil nehmen wird, soll es geschehen.

Zur Seite der höchsten Gewalt bleiben ihm nur diese, ohne alle bisherige Vorrechte auf den Grund des Besitzes einzurichtenden, uniformen Provinzialverfassungen übrig; Argenson räumt ihnen eine gewisse Unabhängigkeit, aber mit beschränkten Befugnissen ein. Mit Entschiedenheit erklärt er sich gegen die allgemeinen Stände, denn die Erfahrung aller Zeiten habe gezeigt, daß von ihnen nichts Gutes komme. Zwischen den Fürsten und dem Volke bestehe gleichsam die geheime Uebereinkunft, sie nicht wieder herzustellen.

Wir hören einen Minister sprechen, der die mancherlei Hindernisse, welche die ungleichartigen Berechtigungen der Verwaltung in den Weg legen, worauf sie auch immer beruhen mögen, auf Adel, oder Geld, oder geistlichem Beruf, durch eine populäre Administration zugleich aufzuheben und zu ersetzen, die Ausübung der höchsten Gewalt aber nur noch unabhängiger zu machen denkt.

Sein Buch ist der Ausdruck der Ideen der monarchisch-liberalen Reform, wie sie in den Zeiten Ludwigs XIV. ent-

standen, in den letzten Jahren Fleury's, unmittelbar vor dem österreichischen Erbfolgekrieg, sich gestaltet hatten. In denselben Jahren arbeitete Montesquieu an seinem Werke über den Geist der Gesetze, welches, die Frucht zwanzigjähriger Studien, im Jahr 1748 erschienen ist. Die Einwirkung der Zeitumstände, so zu sagen der Gesichtskreis, unter welchem es entsprang, ist ungefähr der nämliche, durchaus verschieden aber ist die Richtung und Absicht.

Montesquieu sieht das Wesen der französischen Monarchie eben in den Elementen derselben, welche Argenson unterdrücken will, wie er sich ausdrückt, den intermediären Gewalten. Er verabscheut die Verbindung zwischen Despotismus und populärem Wesen, worin jener das Heil erblickt.

Argenson hat die Abschaffung der Gerichtsbarkeit der Herren in Antrag gebracht; Montesquieu nimmt sie ausdrücklich in Schutz. Er will nichts davon hören, daß man den Edelleuten die Erlaubniß geben soll, Handel zu treiben: das würde nur den Charakter des Adels aufheben und dadurch die Monarchie selbst schwächen: denn wo kein Adel, da sei keine Monarchie.

Wohl will er die geistlichen Gütererwerbungen beschränken, aber die Forderung, daß der Clerus die Lasten des Staates unmittelbar mitzutragen habe, zieht er in das Lächerliche. Was der Clerus mit Recht besitzt, soll ihm unverletzlich, auf alle Zeiten versichert sein.

Wenn schon Law daran gedacht hatte, die parlamentarischen Aemter zurückzukaufen und den Familien zu entziehen, so erklärt das Montesquieu für einen Beweis der Ignoranz dieses Schotten und seines den Despotismus begünstigenden Sinnes. Mit den Worten eines Alten weist er nach, daß die Käuflichkeit der Aemter ein aristokratisches Moment in sich trage, welches er für den wesentlichen Bestandtheil der Monarchie hält. Vornehmlich in Frankreich müsse es Corporationen geben, welche die Gesetze des Staates dem unaufhörlich beweglichen Willen des Fürsten gegenüber aufrecht erhalten. Man tadle die Ver-

zögerungen, die dadurch veranlaßt werden können, aber wohin würde die Nation gerathen, wenn nicht das Parlament Folgerichtigkeit und Nachdruck in die Geschäfte brächte. Ueberdieß sei es gut, daß dieselbe Beschäftigung sich in den Familien von einer Generation zur andern fortpflanze.

Die Auflösung der Provinzialstände in ihrer besondern Gestalt und Berechtigung, wie sie St. Pierre und Argenson empfahlen, würde er als ein großes Unglück ansehen: eben durch deren Einwirkung werde eine und die andere Landschaft in Blüthe erhalten; er verwirft die Idee der Uniformität in ihrer Allgemeingültigkeit; nur kleine Geister seien es, die sich durch den guten Anschein derselben fortreißen lassen.

Unter den Schriftstellern des achtzehnten Jahrhunderts hat Montesquieu ohne Zweifel das lebendigste Gefühl von dem Zusammenhang und Geiste der Institutionen der alten französischen Monarchie. In jenem Zwiespalt der politisch-historischen Ansichten, der sich aus dem Zeitalter Ludwigs XIV. in das achtzehnte Jahrhundert fortpflanzte, gehörte er gleichsam durch Geburt, denn er stammte aus einem parlamentarischen Geschlecht, und noch mehr durch seine Bildung der aristokratischen Seite an; sein Sinn war, die alten Institutionen zu beleben und zu stärken; aber wie er durch einen natürlichen Zug des Geistes von allem Gegebenen und Vorliegenden zu dem Allgemeingültigen und Idealen aufstrebte, so blieb er bei ihnen nicht stehen. Wie viel lag schon darin, daß er die katholische Kirche nicht als den unbedingten Ausdruck der Religion betrachtete, wofür sie selbst angesehen sein wollte, sondern ihre Herrschaft im südlichen Europa sogar von klimatischen Einflüssen herleitete: während der Protestantismus mehr den Bedürfnissen des Nordens entspreche. Ueberhaupt liebt er es, die ethnographischen Gegensätze auf die Einwirkung der Natur zurückzuführen, die disparatesten Regionen des allgemeinen Menschenwesens bringt er zuweilen in überraschende Verbindung. Die Eindrücke, die der Autor bei einer sehr ausgebreiteten Lectüre und durch die Er-

fahrung eines reichen Lebens empfing, die Bemerkungen, die er jede für sich machte, sind in seinem Werke zu einem Ganzen vereinigt. Der Geist der Gesetze ist Fragment, unter dem Anschein des Systems. Mangelhafte Beobachtungen, unsichere Resultate wechseln mit großen und umfassenden Anschauungen. Vor allem hat Montesquieu den englischen Institutionen eine eingehende und glückliche Aufmerksamkeit zugewendet. Ihre historische Entwickelung, der Gegensatz und Kampf, die Niederlagen und Siege, durch welche die englische Verfassung zu Stande gekommen ist, kümmern ihn jedoch wenig; er begreift sie als das fertige Produkt des staatbildenden Genius; in diesem Sinne stellt er sie dar und entnimmt aus ihnen die allgemeine Theorie der Constitution einer beschränkten Monarchie. Ein wirkungsmächtigeres Capitel ist wohl kaum je geschrieben worden, als das Capitel Montesquieu's über die englische Verfassung ist. Es hat selbst da zur Grundlage konstitutioneller Einrichtungen gedient, wo man übrigens von den Ansichten dieses Schriftstellers himmelweit abwich.

Ich weiß nicht, ob es wahr ist, was Viele damals annahmen, auch Montesquieu habe den schon ein paar Mal ausgesprochenen Gedanken gehegt, daß dem französischen Parlament eine ähnliche Gestaltung und Macht zu Theil werden sollte, wie sie dem englischen zustehe. Die Sympathie, die er für die altfranzösischen Institutionen an den Tag legte, würde aber damit sich selbst überboten und ihre Wirkung vernichtet haben. Dem Bestehen einer Institution kann es unmöglich förderlich werden, wenn ein Autor von diesem Range ihr eine andere Entwickelung verwandter Elemente, als das Ideal der politischen Lehre, entgegenhält. Ein gegebener Zustand verzichtet leicht darauf, das Höchste zu leisten, aber zu seiner Lebenskraft ist erforderlich, daß er es auf seinem Wege erreichen zu können meine. Gäbe er dieß auf, so würde ein Umsturz unvermeidlich sein.

Ueberhaupt aber tritt bei Montesquieu eine ganz andere Idee vom öffentlichen Leben hervor, als welche in dem fran-

zösischen Staate erschien, oder sich mit demselben vereinbaren ließ; obwohl von sehr bestimmten Fragen ausgegangen und positiven Inhalts, kam sein Werk doch der Opposition zu Hülfe, die sich im Gebiete der allgemeinen Gedanken erhob und allmählich den Charakter der Literatur zu bilden anfing.

Vom Standpunkt schriftstellerischer Virtuosität läßt sich die Literatur des achtzehnten Jahrhunderts nicht mit der des siebzehnten vergleichen; Männer, wie d'Alembert, die jenem mit allen ihren Bestrebungen angehören, bekennen doch, daß sie sich in einem nachaugusteischen Zeitalter fühlen, in welchem nur einzelne Erscheinungen sich über die allgemeine Mittelmäßigkeit erheben. Noch weniger wäre an die geistige Umfassung verschiedener Weltalter und das energische Suchen neuer Formen zu denken gewesen, das im sechzehnten Jahrhundert vorherrschte. Man blieb auf dem gewonnenen Gebiete stehen: das Modernklassische, das zur Darstellung gekommen war, befriedigte die Geister und erschien ihnen als das Ideal der Form.

Aber einmal hatte die Literatur des achtzehnten Jahrhunderts vor andern Epochen den Vorzug einer allgemeineren Verbreitung und Theilnahme. Durch die Stiftung der Akademien, welche einen gewissen Rang und das Ansehen gaben, das aus der Anerkennung Anderer entspringt, hatte sich in der Hauptstadt und den Provinzen eine Klasse von Männern gebildet, die, ohne zu den Gelehrten von Fach zu gehören, in der Literatur lebten; Alles nahm an ihren Produktionen Theil; die Hommes de Lettres fingen an eine besondere Klasse der Gesellschaft zu bilden: Männer vom höchsten Range wünschten in ihrer Mitte als Schriftsteller zu glänzen.[1]

[1] Wie es in dem politischen Testament von Belle-Isle, das schwerlich authentisch, aber von kundiger Hand verfaßt ist, heißt: La noblesse française est de toutes les nations celle qui compte aujourd'hui le plus d'hommes célèbres; les gentilshommes de province savent lire, les agréables de Paris étudient Pufendorf et Feuquières, les ducs font des épigrammes, les cardinaux des épîtres etc.

Und ferner stand die literarische Tendenz der erscheinenden Realität der Dinge um vieles näher. Die Zeit der Poesie und ihrer genialen Schöpfungen war vorüber, aber die Prosa blühte; die alte Erudition, obgleich sie fortdauerte, regte doch die Geister wenig an: bei weitem mehr die Kunde der Natur, welche allmählich in ihre glänzendste Epoche trat; und vor allem philosophische und politische Diskussion.

Im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts beherrschte der Cartesianismus, der sich allem Widerstand zum Trotz im Stillen verbreitet hatte, die allgemeinen Ueberzeugungen. Dieses System verdankte seinen Sieg besonders auch Malebranche, der, dem Meister folgend, doch für eine eigenthümlich theosophische Weltansicht Raum gefunden hatte, welche sich mit der Offenbarung und der Verfassung der öffentlichen Dinge in Staat und Kirche wohl vertrug. Das große Ereigniß, welches im zweiten Drittheil des achtzehnten Jahrhunderts auf dem Gebiete des Wissens und Meinens eintrat, war nun, daß die kosmischen Theorien des Cartesianismus von der erfahrungsmäßig begründeten Lehre Newtons besiegt wurden.[1] Die ganze akademische Welt und die zahlreiche theilnehmende Gesellschaft in den höhern und mittlern Kreisen des Lebens, die sich um sie vereinigte, machte diesen Uebergang; die ältern Männer zögernd, die jüngere Generation mit Feuer und Eifer. Die Geometer und Mathematiko-Physiker fingen an, wie vor Kurzem in England, durch den Beifall, den ihnen die höheren Klassen widmeten, eine große Rolle in der allgemeinen Literatur zu spielen: sie nahmen unter den Hommes de Lettres die vornehmste Stelle ein.

Wie nun aber in England Locke sich an Newton anzuschließen gesucht hatte, wiewohl er von diesem nicht anerkannt wurde, so ging in Frankreich diese ausgebreitete und wirksame literarische Genossenschaft, durch die Verwandtschaft der Methode

[1] d'Alembert: discours préliminaire de l'encyclopédie 1751. 141; il n'y a pas encore vingt ans qu'on a commencé en France à renoncer au Cartésianisme.

fortgezogen, im Gebiete der geistigen und religiösen Welt zu Locke über, dessen sensualistische Richtung überhaupt die folgenden Geschlechter zu beherrschen die Macht oder die Bestimmung hatte. Malebranche ward so gut verlassen, wie Cartesius selbst. Die Geometer traten in den Hintergrund: die Philosophen gewannen für ihre an sich abstrakten Probleme — das vornehmste von der Theorie der menschlichen Erkenntniß — die allgemeine Theilnahme.

Die Geschichte der Wissenschaft kann nicht hoch genug anschlagen, was sie für die Lösung derselben leisteten.

Condillac, der die angeborenen Ideen des alten Systems so entschieden verwarf wie Locke, nahm doch von den Quellen der menschlichen Erkenntniß, welche dieser Philosoph an deren Stelle gesetzt hatte, Sensation und Reflexion, nur die erstere an und ließ die zweite fallen, welche die eigentliche geistige Thätigkeit enthält.

Er selbst hielt zwar an der Immaterialität der Seele fest; wenn Locke einmal die Aeußerung hingeworfen hatte, daß die göttliche Allmacht auch der Materie die Fähigkeit zu denken verleihen könne, so bestritt dieß Condillac aus einer echten Ueberzeugung: Andere aber gab es, welche eben diese Ansicht mit größtem Feuer ergriffen; sie machten dieselbe zum Eckstein ihres Gebäudes. Sie vereinigten die negativen Seiten der Lehren Condillac's und Locke's und ließen den positiven Inhalt derselben fallen.

Eben für eine solche Richtung aber war die Zeit besonders empfänglich; der Sensualismus in Condillac's Fassung ward das Bekenntniß der überwiegenden Mehrheit der Hommes de Lettres: und eine nicht geringere Zahl gab sich materialistischen Hinneigungen hin.

Es hat einen innern Zusammenhang, daß die mit der Kirche aufs engste verbundene Staatsverfassung, die auf dem spiritualistischen Begriff beruht, sich nicht mehr in voller Geltung behaupten kann, und daß nun eine andere diesem Begriff

entgegengesetzte Theorie nach und nach bei dem an den öffentlichen Dingen theilnehmenden Publikum Eingang findet.

Man kann darüber streiten, von welchem Moment große Gährungen in Völkern und Staaten am meisten ausgehen, ob von dem innern Schwanken der Verwaltung und ihren Neuerungsversuchen, oder von den Einwirkungen der Literatur, deren Tendenzen wieder ihre eigenen Wurzeln haben. Vor Augen liegt, wie sehr beide in einander eingreifen.

Die Literatur des siebzehnten Jahrhunderts schloß sich an die in den großen Institutionen des Staates und der Kirche vorwaltenden Ideen an und entwickelte von dieser Grundlage aus ihre Weltanschauung, die Literatur des achtzehnten wandte sich von ihnen ab. Jene beruht auf dem Einverständniß der Geister mit dem, was ihnen vorlag, diese ging von dem Gefühl der Unzufriedenheit und des Mißbehagens aus. Damals stieß die Staatsgewalt Alles aus, was den recipirten Ideen widersprach, jetzt wandte sie, an sich selbst irre geworden, dazu nicht mehr die alte Strenge an; das Fremde und Widersprechende drang mit Macht in Frankreich ein. Was man früher bewunderte, verehrte, fing man nunmehr an zu bekämpfen und zu verachten.

Im siebzehnten Jahrhundert idealisirte man die Gegenwart und suchte von ihrem Standpunkt aus die Vergangenheit zu begreifen, deren Analogien sich anzueignen. In dem achtzehnten faßte man das Ungenügende der Gegenwart ins Auge und suchte sich eine neue Zukunft zu bilden.

Und dieser Gesinnung nun gab ein Schriftsteller, der an universaler Wirksamkeit vielleicht niemals seines Gleichen in der Welt gehabt hat, ihren vornehmsten Ausdruck. An Voltaire meinten seine Zeitgenossen einen Nachfolger von Corneille und Racine, diesen an Werth gleich, zu besitzen; er hatte ihre Formen, ihren Rhythmus, aber er unterscheidet sich von ihnen, wie sein Jahrhundert von dem ihren.

Corneille ist den staatbildenden Ideen zugewandt, schwung=

voll, kriegerisch, royalistisch; Racine vor allen Dingen religiös und der Kirche ergeben; Voltaire widmet sich in seinen besten dramatischen Produktionen den abstrakten Ideen von Knechtschaft und Freiheit, wie sie in England gefaßt worden waren, [1] oder er bekämpft den Fanatismus, dem er fast einen noch größeren Einfluß auf die französischen Geschicke zuschreibt, als er wirklich gehabt hat. Schon dadurch wendet er sich von dem Ueberlieferten, Nationalhistorischen gewaltsam ab; die klassischen Formen athmen den Geist der Opposition; überdieß aber ist er unendlich beweglicher als seine Vorgänger, mannigfaltiger, regsamer. Mit Vergnügen wirft seine Muse das tragische Gewand von sich ab und erscheint mit frivoler Geberde auf dem Markt, wo ein vornehmer oder niedriger Pöbel an dem Gemeinen seine Freude hat. Oder sie dringt in die Bibliotheken ein; mit raschem, leichtem und leicht zu befriedigendem Talent weiß sie sich über das Vergangene zu unterrichten und tritt dann kecken Muthes den Gelehrten entgegen, welche erstaunt und geneigt sind, ihr zu folgen: zuweilen ernst und in sorgfältiger Ausführung, meistens scherzhaft und leichtfertig, immer wohlredend und den Sinn der Menschen treffend, sammelt sie ein ungeheures Publikum in aller Welt um sich, das ihr mit unermüdeter Aufmerksamkeit Gehör gibt.

Die Unordnungen in Staat und Kirche, die schon erwachten Gegensätze, die Erschütterung aller alten Ueberzeugungen machen eine unermeßliche Wirkung möglich.

Voltaire war ein zu wohl organisirter Kopf, um sich in destruktive Theorien zu verlieren; aber zu seinen Füßen in Bewunderung seines Talentes und seiner Erfolge bildete sich eine Generation, die davor nicht zurückschrak. Die Literatur entwickelte bereits den theoretisch-aggressiven Geist, dem ein zu er-

[1] Ich meine vor allem den Tod des Cäsar, nicht die letzten Scenen, welche halb übersetzt sind und wegbleiben könnten, sondern das Ganze dieses Stückes.

reichendes politisches Ziel mit einem gewissen Bewußtsein vor Augen schwebt.

Als ein gemeinschaftliches Werk dieser Schule kann die Encyklopädie angesehen werden, in welcher die menschlichen Wissenschaften, Künste, Fertigkeiten zusammengefaßt und dem allgemeinen Verständniß nahe gebracht werden sollten. Was ihr aber ihren Charakter gab, war die sensualistische Doktrin, welche mehr oder minder erkennbar alle bedeutenden Artikel durchzieht. An der Spitze standen ein paar Männer, die mit dem Impuls, der in der Verkündigung einer neuen Lehre liegt, die eigenthümlichen, zu einer solchen Arbeit nöthigen Gaben verbanden: d'Alembert Scharfsinn und doktrinäre Sicherheit; Diderot eine unermüdliche Applikation für jeden Zweig des Wissens und Könnens; der Erste Klarheit, der Zweite Feuer und Glanz der Darstellung.

Ein anderes Unternehmen der Schule der Philosophen war nun aber der Kampf gegen die Jesuiten. An sich stand der Orden den neuen Richtungen der Literatur nicht ferne. Die Jesuiten haben im Gegensatz zu Malebranche, den sie nicht liebten, selbst die Schriften Locke's empfohlen und verbreitet. Wie manche von den Führern der neueren Schule hatten in den Collegien der Jesuiten zu ihren Füßen gesessen. Ursprünglich haben sich einige Mitglieder des Ordens erboten, an der Encyklopädie mitzuarbeiten. Allein in Kurzem stellte sich die Feindseligkeit der neuen Schule gegen alle positive Religion heraus. Die Jesuiten hielten an sich, von jansenistischer Seite machte man ihnen ihr Stillschweigen, bei so vielen Angriffen auf die Religion, zum Vorwurf. Endlich fand sich der Orden bewogen, durch seine literarischen Organe den Kampf gegen die Encyklopädie zu eröffnen. Aber dieser Streit wurde sein Unglück. Die Jesuiten waren nicht mehr die alten: ihre Gegner zahlreich, unermüdlich; ein überaus furchtbarer Feind war Voltaire, unvergleichlich im Gebrauch der leichten Waffen und niemals zu begütigen, wenn er einmal beleidigt war.

D'Alembert geht zu weit, wenn er den Ruhm der Niederlage der Jesuiten für die Philosophen in Anspruch nimmt; aber sie trugen das Meiste dazu bei, den Credit derselben in der öffentlichen Meinung zu zerstören.[1] Die Thatsache ist, daß die beiden Parteien, die literarisch-philosophische und die parlamentarische, so weit auch ihre tieferen Ueberzeugungen aus einander gingen, doch zunächst gegen die Jesuiten gemeinschaftliche Sache machten.

[1] D'Alembert: sur la destruction des Jésuites en France 281. „C'est proprement la philosophie qui par la bouche des magistrats a porté l'arrêt contre les Jésuites.“ Diese kleine Schrift bleibt immer eine Parteischrift, auch schlägt sie oft den scherzhaften Ton an, den diese Partei liebte, der aber dem Autor nicht immer wohl steht; aber sie enthält vieles Gute und hat ein historisches Gefühl des Momentes.

Viertes Capitel.

Conflicte der Gewalt und der Meinung gegen Ende der Regierung Ludwigs XV.

Zu einer überaus bedeutenden Stellung stieg das Parlament in Frankreich nach und nach wieder auf.

Durch sein Wort war das Testament des letzten Königs wenn nicht rückgängig gemacht worden, doch unausgeführt geblieben; durch den Widerstand, den es in dem Law'schen System leistete, hatte es seinen Credit in der Nation noch mehr befestigt. Seitdem hatte ein Schriftsteller von hoher Autorität seine Nothwendigkeit anerkannt, seinen Ansprüchen eine Theorie gegeben, auf welche es sich gewaltig stützte. Es hatte dann auf sich genommen, die Rechte des Staates und der Nation gegen die Tendenzen der Bulle Unigenitus zu verfechten, und war damit durchgedrungen; jetzt begann es den directen Kampf gegen deren Vorfechter, die Jesuiten.

Den Moment der unter der Einwirkung der Literatur wachsenden allgemeinen Ungunst ergriffen die Führer des Parlamentes, wenige Männer, nicht mehr als zwei oder drei, um die alten Anklagen zu erneuern; sie theilten ihre Ueberzeugungen und Absichten zuerst ihren Corporationen mit: feurig und geschickt, gaben sie ihnen einen Impuls, der die ganze Nation ergriff. Die Jesuiten glaubten lange nicht an ihre Gefahr; sie waren von der Heftigkeit der Angriffe, die sie erfuhren, überrascht, ihre Vertheidigung war schwach und ungenügend: es gereichte der Welt zum Erstaunen, wie wenig nachhaltigen Wider=

stand sie leisteten. Der König hätte sie gern durch eine Modification ihres Institutes gerettet, und so viele ihrer in Frankreich waren, diese hätten alle die Hand dazu geboten. Aber weder wollte das Parlament davon hören, noch war es in Rom durchzusetzen. Und bei weitem stärker war jetzt in Frankreich die Macht des Parlamentes, dessen Autorisation zu den Auflagen, ohne welche der Krieg nicht hätte geführt werden können, unentbehrlich war, als der Einfluß von Rom, oder die Rücksicht auf den Clerus, von dessen freien Bewilligungen, wie auch immer seine Worte lauteten, wenig erwartet wurde. Das Parlament sprach die Vernichtung des Ordens, die Verbannung seiner Mitglieder aus Frankreich aus. Der König ließ sich die Sache mehr gefallen, als daß sie aus seinem Willen hervorgegangen wäre. Denen, welche man später im Lande zu dulden für gut hielt, ward die Anweisung auferlegt, wie einst den Hugenotten, sich von der Hauptstadt entfernt zu halten.

Früher hatten die Jesuiten jeden Act der Autorität, der gegen ihre Feinde gerichtet war, gebilligt, wenn nicht provocirt. Aber es ist für einen Jeden selbst gefährlich, Handlungen der Willkür oder der auch einigermaßen gerechtfertigten Gewaltsamkeit zu befördern: was sie Andern gethan, geschah nun, und zwar unter besseren Formen, ihnen selbst.

Nach diesem großen Siege, im Gefühle fortschreitender Macht, faßte das Parlament, bei den dringenden Verlegenheiten des Staates, die Hoffnung und Absicht, einen noch stärkeren und festeren Einfluß auf die Regierung, zunächst eben in Beziehung auf die Finanzen, zu erwerben.

Während des Krieges hatte der Generalcontroleur der Finanzen den Versuch gemacht, das täglich zunehmende Bedürfniß nicht allein durch Beschränkungen in den Ausgaben, die ihm sehr wenig, und geschickte Geldoperationen, die ihm dagegen recht gut gelangen, sondern auch durch neue Abgaben, die nach dem Muster von England hauptsächlich auf die Wohlhabenden fallen sollten und unter dem Namen einer Subvention zusammen-

gefaßt wurden, zu erledigen;[1] und die Registrirung eines darauf bezüglichen Edicts erzwungen. Aber dagegen hatte das Parlament die Lehre aufgestellt, daß kein finanzielles Edict gesetzliche Gültigkeit habe, wenn es nicht durch freiwillige Beistimmung des Parlaments bestätigt werde. Das Edict hatte niemals durchgeführt werden können: der Generalcontroleur selbst war gestürzt worden.

Nach dem Kriege kam die Regierung auf Maßregeln zurück, die an die Entwürfe Machault's erinnerten. Indem sie zu sehr drückenden Auflagen schritt, stellte sie zugleich einen allgemeinen Cataster in Aussicht, welcher alle Güter, auch die der Geistlichen und des Adels umfassen sollte, um darauf eine gerechte, dem Werth der Güter entsprechende Grundsteuer zu basiren. Die Parlamente sahen in diesem Vorhaben Beunruhigung für die Gegenwart und Gefahr für die Zukunft. Sie setzten sich nicht allein lebhaft dagegen, sondern sie traten mit der Forderung hervor, daß der Nachweis des Einkommens und der Ausgabe dem Parlament vorgelegt werden sollte, dieses würde darüber in voller Freiheit berathen und wohl im Stande sein, die öffentliche Wohlfahrt wieder herzustellen.[2] Die Tilgungskasse, deren Erneuerung die Regierung für nothwendig erklärte, sollte ihrer Aufsicht übergeben werden, damit jede andere Verwendung der dazu bestimmten Gelder bestraft werden könne.

Schon hatte die Rechenkammer die Repartition aller Auflagen unter die Aufsicht eines höchsten Tribunals für die Finanzen zu stellen den Antrag gemacht. Denn das vornehmste aller Gesetze in der Monarchie sei die Unverletzlichkeit des Eigenthums; diese lasse sich aber nicht denken bei einer ungebundenen Befugniß der Regierung, Auflagen einzutreiben, und den fortwährenden Eingriffen der mit den Geldgeschäften Betrauten.[3]

[1] Impositions de nature à ne tomber que sur ceux de nos sujets que l'aisance de leur fortune met le plus en état d'en supporter de poids. Sept. 1759 bei Isambert XXII, 293.

[2] Bailly Histoire financière de France II.

[3] Remontrance de la chambre des comptes 1760.

Die Absicht ging dahin, daß der Regierung ein festes Einkommen bestimmt, dieses auf die Provinzen umgelegt und von denselben durch ihre eigenen Mittel aufgebracht werden sollte. Die Normandie machte sich anheischig, 40 Millionen, was den zwölften Theil des Gesammteinkommens bilden werde, an den König zu zahlen. Wo es keine Stände gab, traten die Provinzialparlamente als deren Vertreter ein; wo sie noch bestanden, waren sie beide einstimmig.

Es braucht nicht erst erörtert zu werden, wie gewaltig hiedurch alle Verhältnisse geändert worden wären; gleich damals bemerkte man, daß die Regierung in eine vollkommene Abhängigkeit von den Parlamenten gerathen würde. Diese selbst würden die Geldgeschäfte der Provinzen übernehmen, mit einer um so größern Unabhängigkeit, da auch die Jurisdiction in ihren Händen sei. An Grund zu gegenseitigem Mißvergnügen werde es nicht fehlen; wie höchst beschwerliche Bedingungen werde der König eingehen müssen, um künftig einmal Erhöhungen der Auflage von ihnen zu erlangen. Er würde im Frieden ihr Pensionär, im Krieg ein besoldeter Anführer, nicht mehr König, sondern das Oberhaupt einer Republik und in schlechterem Verhältniß als der König von England sein.

Ueber diese Ansprüche brach noch einmal der offene Kampf zwischen Parlament und Regierung aus; nie war derselbe bedeutender gewesen. Die Regierung hatte die Einheit des Reiches, die Idee des Staates überhaupt, die Interessen der Generalpächter, welche von dem Parlament abhängig zu werden fürchteten, für sich; das Parlament zählte auf provinzielle Sympathien und den Widerwillen, welchen die schwankende und regellose Verwaltung täglich mehr hervortrieb.

Die Regierung ließ die Verification ihrer Edicte durch die militärischen Gouverneurs erzwingen, die in den Provinzen dieselbe Rolle spielten, wie der König, wenn er in dem Lit de Justice erschien.

Indem es hierüber zu tumultuarischen Auftritten kam,

weniger noch zu Paris, wo man sich zur Nachgiebigkeit neigte, als in den Provinzen, wo die schwächeren Parlamente bereits aufgelöst und neue gebildet wurden, tauchte die Idee, daß alle Parlamente eine einzige große Genossenschaft bilden, die Angelegenheiten jedes einzelnen immer als allgemeine betrachtet werden sollten, mit doppelter Stärke wieder hervor. Einer der eifrigsten Verkündiger und Förderer derselben war der gelehrte de Brosses, der Restaurator des Sallustius. Er studirte die Geschichte des siebenten Jahrhunderts der römischen Republik, und wenn er sah, wie damals die militärische Gewalt über die bürgerliche Herr geworden war, so ergriff ihn der Gedanke, daß der innere Streit des französischen Reiches eben auf demselben Gegensatz beruhe und die nämliche Gefahr in sich schließe. Er wollte verhindern, daß jemals wieder die Registrirung eines Edictes durch Militärbefehlshaber erzwungen würde; in einem wohlgeregelten Staate hielt er überhaupt eine Gewalt der Controle, welche ein Veto einlegen könne, für nothwendig; eine solche sah er in den Parlamenten.[1] Er gefiel sich in dem Ehrgeiz, wie die alten Republikaner der unbedingten Gewalt durch eine Verschwörung in den Weg zu treten. Als der Plan einer Vereinigung durchging, nicht ohne daß es damit in dem Pariser Parlament, welches auf gewissen Prärogativen bestand, Schwierigkeit gehabt hätte, rühmte er sich, daß seine Verschwörung gelungen sei.

Von allen Seiten hörte man hierauf sehr weitaussehende Behauptungen verkündigen. Das Parlament von Dijon bestand auf dem Unterschied zwischen Monarchie und Despotismus, wie ihn Montesquieu aufgestellt hatte, und meinte der Richtung zu dem letzteren, welche die Regierung einschlage, entgegentreten zu müssen. In Bretagne, wo die Gährung allgemeiner war, erklärte man das Verfahren der Regierung für eine Verletzung

[1] Que la monarchie n'est pas un despotisme; que les lois excluent le pouvoir arbitraire.

der Constitution des Landes. In Grenoble ward bemerkt, daß in den Schritten der höchsten Gewalt eine absichtliche Pflichtverletzung, ein Attentat vorliege, durch welche der Sache der Nation Eintrag gethan und das Band des Gehorsams gelockert werde;[1] in Rouen behauptete man mit Nachdruck, daß der König der Nation einen Schwur geleistet habe. Bis zu dieser allumfassenden Aufstellung des Begriffes Nation gelangte bereits damals die Theorie der Parlamente. Der König setzte ihnen noch einmal den Ausdruck des vollsten monarchischen Selbstgefühls entgegen.

Im März 1766 kam er zu einem Lit de Justice von Versailles nach Paris und ließ eine Anrede verlesen, in der er den Parlamenten die Verwegenheit zum Vorwurf machte, mit der die irrigste Lehre von ihnen verkündigt werde, sowie die Neuheit der Ausdrücke, in welchen das geschehe; nach ihrer Meinung würde das Parlament das Organ der Nation, der Depositär ihrer Freiheiten, Interessen und Rechte, nicht allein dem König, sondern der Nation selbst verantwortlich sein, das Recht besitzen, an der Legislatur Theil zu nehmen, zwischen dem König und seinem Volke zu richten haben. „Aber mir allein," fährt er fort, „gehört die legislative Gewalt, unabhängig und ungetheilt, von mir haben die obersten Höfe ihre Autorität; in mir persönlich hat die souveräne Gewalt ihren Sitz: man will in der Nation eine von dem Monarchen abgesonderte Gemeinschaft erkennen, aber ihre Interessen und Rechte sind mit den meinen identisch und ruhen allein in meiner Hand."[2]

Daß der König der Nation geschworen habe, bezeichnet er als eine höchst gefährliche Meinung. Denn darin würde liegen, daß die Nation auch darüber entscheiden könne, ob er den Eidschwur halte; ja man könnte meinen, daß das die Bedingung

[1] Que des scènes qui épouvantaient le nation en compromettant ses droits relâchaient peut-être les liens sacrés de l'obédiencc.

[2] Mercure historique CLX, 264.

sei, unter welcher er die Krone trage. Aber der König schwöre Niemand als Gott, Gott allein sei sein Richter.

Die Vereinigung der Parlamente ward als eine Conföderation des Widerstandes bezeichnet und für null und nichtig erklärt.

Scheinbar traten hierauf beide Theile einen Schritt vor einander zurück; ihre Ansprüche blieben jedoch die nämlichen; die Union ward mit nichten aufgegeben; im Jahre 1770 gewann es sogar den Anschein, als wolle das Parlament, wie die geistlichen und finanziellen, so nun auch die administrativen Geschäfte seiner Aufsicht unterwerfen.

Der Gouverneur der Bretagne, Herzog von Aiguillon, hatte aus dieser Provinz abberufen werden müssen; die Anklage, die das dortige Parlament gegen ihn erhob, sollte von dem Pariser untersucht werden: dieses aber nahm Aussagen an, die sich auf königliche Befehle bezogen, und machte auf die Mittheilung der ministeriellen Correspondenz Anspruch.

Dem König schien dieß wichtig genug, um es dem Parlament in einer feierlichen Sitzung, der er selbst beiwohnte, verweisen zu lassen; „nur ihm," sagte er, „seien seine Diener über die Vollziehung der Befehle, die er ihnen gebe, Rechenschaft schuldig; er aber sei von der Treue und dem Eifer des Angeklagten überzeugt." Er zeigte sich entrüstet, daß man das Geheimniß der Verwaltung in den Proceß ziehen wollte, und verbot die Fortsetzung desselben in aller Form.

Das Parlament war weit entfernt, eine Rechtfertigung dieser Art anzuerkennen. Es sprach über den Herzog die Suspension von seiner Würde als Pair aus, bis er sich von dem Verdachte gereinigt habe, der seine Ehre beflecke; die übrigen Parlamente ließen sich zu noch heftigeren Aeußerungen fortreißen.

Es war ein Conflict, in welchem die Gegensätze der geistlichen und politischen Richtungen, die vorherrschenden Persönlichkeiten des Hofes und der Minister zusammengriffen. Man behauptet, Choiseul, welcher immer mehr auf Seiten der Par-

lamente war, habe sie unter der Hand zu ihrem Widerstand aufgeregt;[1] dessen Gegner, der Kanzler Maupeou, der Generaladvocat Terray, Aiguillon selbst, unterstützt von der damaligen Maitresse des Königs, der Dame Dubarry — denn Ludwig XV. entwürdigte die höchste Gewalt durch Sinnlichkeit und Ausschweifung vielleicht noch mehr, als selbst der Regent — bekämpften zugleich Choiseul und die Parlamente.

Ein neues Edict ward erlassen, in welchem das Recht der Parlamente, Vorstellungen zu machen, zwar anerkannt, aber für wirkungslos erklärt wurde, sobald der König für gut finde, auf seiner Meinung zu beharren. Merkwürdig sind die Vorwürfe, die ihnen damals gemacht wurden. Nach ihrer Meinung seien sie die Repräsentanten der Nation, die unumgänglichen Ausleger des öffentlichen Willens des Königs, überwachend die öffentliche Macht; die Gültigkeit der Gesetze hänge von ihrer Sanction ab, so daß ihre Autorität sogar höher stehen würde, als die des Königs, dessen legislative Gewalt auf die Befugniß, ihnen das Gesetz vorzuschlagen, beschränkt werde. Aufs neue werden sie erinnert, daß ihre Autorität sich lediglich von dem König herschreibe, der die Fülle seiner Macht sich dabei vorbehalten habe; sie seien das Organ des Gesetzgebers, wenn dieser es wolle, seine Räthe, die er höre, aber zum Gehorsam verpflichtet, sobald er bei seiner Meinung beharre; selbst die Auslegung der Gesetze komme der Gewalt zu, welche sie gegeben habe. Wäre es anders, hinge der König bei dem Erlaß und der Vollziehung der Gesetze von den Parlamenten ab, so würden sie der Herr sein, der König nur den Schatten der Souveränetät haben.[2]

[1] Aus den Depeschen in Theiners Clemens XIV. geht hervor, daß Choiseul keineswegs ein so entschiedener Feind der Jesuiten gewesen ist, als man annimmt: von einem ungehörigen Einfluß auf die Parlamente wagte ihn aber auch Montbarrey, der zu seiner Verwandtschaft gehörte, nicht freizusprechen. (Mém. de Montbarrey II, 49.)

[2] Procès verbal bei Isambert XXII, 502.

Die Parlamente ihrerseits meinten die alte Verfassung der Nation zu vertheidigen. Sie behaupteten, die Absicht der Regierung sei, sich ein in allen Dingen unterwürfiges Parlament zu schaffen. In Paris werde man ein solches von geringem Umfang und bei weitem kleinerer Anzahl von Mitgliedern einrichten und deren Selbständigkeit dadurch vollends zerstören, daß man ihr einige der vom König ernannten Deputirten der Provinzen und Ehrenräthe hinzufüge, deren Zahl jeden Widerspruch unnütz mache. Eben so werde man die Steuerhöfe aufheben und ihre Functionen den Intendanten übertragen; nur noch eine einzige Rechenkammer werde man bestehen lassen, die unter dem Generalcontroleur selbst stehen werde. Wenn dergestalt die ganze alte Magistratur zerstört sei, so werde man die Versammlung des Clerus auflösen und seine Besitzungen mit einer festen Grundsteuer belegen, diese aber durch königliche Beamte einziehen. Eben so werde man die Stände in den Provinzen, wo deren noch seien, aufheben. Aber auch die Privilegien des Adels, der Pairs denke man nicht zu dulden. Das neue Parlament werde alle diese Anordnungen gut heißen und ihnen eine gesetzliche Form verleihen.[1] Wir können nicht im Einzelnen untersuchen, wie weit die Absichten gegründet sind, welche der eine Theil bei dem andern voraussetzt; die Anklage selbst zeigt die Gegensätze, die hier einander gegenüber standen. Sie waren: absolute Monarchie mit vollkommener Vernichtung aller Unterschiede und Vorrechte auf der einen, Erhaltung, Weiterbildung derselben zu einer dauernden Beschränkung der monarchischen Macht auf der andern Seite.

Das Königthum und der Staat forderten freiere Hand; das Parlament und die Stände eine größere Beschränkung.[2]

Noch war die monarchische Autorität am mächtigsten. Als

[1] Journal de la révolution opérée par Maupeou I.

[2] Nach de Brosses (Foisset 329) machten die Parlamente das angebliche Wort des Jesuitengenerals sint ut sunt aut non sint zu dem ihren. Nous ne négocierons pas, il n'y a qu'à laisser agir tout uniment la violance.

die Mitglieder des Parlaments sich weigerten, unter diesen Umständen ihr jurisdiktionelles Amt auszuüben, wurden sie sämmtlich verwiesen und zerstreut. Schon war Choiseul gestürzt, und seine Freunde wurden vom Hofe verbannt. Den Prinzen von Geblüt, welche sich dem Parlament anschlossen, ward verboten, vor dem König zu erscheinen. Die Maupeou, Aiguillon und Terray, in welchen de Brosses ein neues Triumvirat zu sehen meinte, beherrschten, obgleich unter einander nicht immer einverstanden, den Staat und das Land. Manche meinten hierin den Beginn einer rein monarchischen Verwaltung zu erkennen; wer den Dingen näher stand, sah nur den Lärm momentaner Gewaltsamkeit, die wachsende Zwietracht. Den Fremden fiel es auf, wie viel besuchter die Landhäuser der in Ungnade gefallenen Minister, der verwiesenen Prinzen waren, als das Hoflager des Königs, die Behausungen Derjenigen, welche die Gewalt besaßen.[1] Unter den vornehmsten Männern war ein Schreiben in Umlauf, in welchem der Herzog von Orleans gebeten werden sollte, sich an die Spitze des französischen Adels zu stellen, um nicht geschehen zu lassen, daß die bisherige gesetzmäßige Regierungsweise in eine willkürliche und despotische verwandelt werde. In den parlamentarischen Kreisen wiederholte sich, daß man es für eine Ehre hielt, exilirt zu sein.[2]

Doch ließ sich auch den Parlamenten der Sieg in diesem Kampfe nicht versprechen.

Vor allem hatten sie den Stand gegen sich, mit welchem vereinigt sie für das herkömmliche Recht und die Privilegien einzustehen vermocht hätten. Die Geistlichkeit konnte ihnen nicht vergessen, daß sie die Unabhängigkeit des geistlichen Principes angetastet hatten. Schon die Anklage gegen die Jesuiten erklärten sie für eine Beleidigung gegen die Kirche, die ein In-

[1] Horace Walpole to Conway, Paris 30. Juli 1771. The king's tradesmen are ruined, his servants starving. Compiegne is abandoned, Chantilly crouded.

[2] In den Lettres de Mme de Deffand I. II.

stitut, das man mit so schweren Vorwürfen überhäufe, so lange Zeit geduldet und gut geheißen habe. Wodurch aber sei ein weltlicher Gerichtshof überhaupt berechtigt, in Sachen eines geistlichen Ordens ein Urtheil zu fällen? Das Parlament war nicht ohne Besorgniß vor der Reaction, die ihm von dieser Seite drohte. Hauptsächlich um sich gegen diese zu sichern, hat es seinen ganzen Einfluß angewendet, die Aufhebung des Ordens durch die oberste geistliche Gewalt in Rom auszuwirken.

Ueberdieß aber war in der Literatur, welche die öffentliche Meinung beherrschte, ein Geist wach geworden, der ihrer Auffassung von dem französischen Staatsrecht und ihren Forderungen von Grund aus widerstritt.

Im vollen Gegensatz zu den Ansprüchen der Parlamente auf die Leitung der finanziellen Verwaltung im Sinne provinzieller Selbständigkeit erhob sich die Theorie der Physiokraten, die rasch zu allgemeiner Geltung gelangte und wie die einzig mögliche Lösung eines verwickelten Problems erschien. Ihr Begründer Quesnay, ein Arzt von Profession, betrachtete den Staat als einen Körper, dessen innere natürliche Construction man erst entdecken müsse, um seine Leiden und Krankheiten zu heilen. Da das ganze Wesen desselben auf dem Naturgesetz beruhe, so meinte er, der Fürst habe die Gesetze nicht zu ersinnen und zu machen, sondern nur zu finden und zu verkündigen. Die Lehre, welche diese Schule aufstellte, so einseitig sie sein mag, ist für die Fortbildung der Wissenschaft der Staatswirthschaft von großem Einfluß geworden; in den Conflicten des Moments war ihr Sinn, die Untauglichkeit intermediärer Berechtigungen nachzuweisen. Denn nur diejenige Gewalt, welche den Einzelnen die Sicherheit des Eigenthums verschaffe, ohne die keine Blüthe des Ackerbaues möglich sei, habe auch das Recht, die Früchte desselben zu theilen.[1] Aus

[1] Quesnay, Maximes générales du gouvernement économique: Maxime I^{ère} que l'autorité souveraine soit unique et supérieure à tous les individus de la societé. Physiocrate I, 80. (Daire.)

der souveränen Autorität und den ihres Eigenthums sicheren Individuen setzt diese Schule den Staat zusammen.

Auch hiebei aber blieben die Führer Derer, die sich Philosophen nannten, nicht stehen. Unter dem Einfluß des Streites gegen die Geistlichkeit und der allgemeinen Anarchie der Geister gelangten ihre religiösen und politischen Meinungen erst zu vollem Ausdruck. Sie entfernten sich nicht allein von denen ihrer alten Verbündeten, der Parlamente, sondern von allen Ideen, auf welchen Königthum und Kirche beruhten.

Nicht im vollen Sinne des Worts kann man Autoren, wie Helvetius und Holbach, als Urheber der Werke betrachten, die ihren Namen tragen; diese sind mehr Produkte geselliger Kreise, dissertirender Gastmähler, als eines gesammelten Nachdenkens: allein daß sie die Ansichten Vieler ausdrückten, vermehrte noch ihre Wirksamkeit.

Was schon früher mit Ironie und Geist vorgetragen worden war, daß die Selbstliebe das Princip der menschlichen Handlungen sei und sein dürfe, tritt bei Helvetius als allgemeingültige Doktrin hervor: er sieht das Heil der Welt in der Verbindung dieses Triebes mit dem öffentlichen Nutzen, der auf demselben Princip beruhe, und der für ihn das Maß der Sittlichkeit und der Wahrheit selbst ist. Da findet er dann nichts hassenswürdiger als die Corporationen, welche ihren besondern Vortheil dem allgemeinen Nutzen entgegensetzen. Der Gesetzgebung schreibt er das Recht und die Pflicht zu, sie zu vernichten.[1]

[1] Das Werk des Helvetius de l'esprit hatte Tercier, ein höherer Beamter im auswärtigen Amt, die Censur passiren lassen und ward darüber mit dem Verlust seiner Stelle bestraft, jedoch nicht mit voller Beistimmung des Königs. Merkwürdig, wie sich Ludwig XV. darüber ausdrückt: 3. März 1759. (Ms.) Le C[l] de Bernis fut sur le point de le renvoyer, mais se contenta de lui laver la tête. M. de Choiseul a pris ce prétexte là pour renvoyer Tercier; mois je ne connois ny ne veux connoître que mes secrétaires d'état; ainsi je les laisse entièrement les maîtres de leurs commis. J'ai été fâché de l'affaire où il s'est engagé, et d'autant plus, que sûrement il n'avoit lu ce livre de l'esprit que très superficiellement.

Bei Holbach verschwinden neben der als unumstößlich betrachteten materialistischen Theorie die Ideen von Freiheit, Unsterblichkeit und Gott; der Grund aller Dinge ist ihm die ewige, ewig bewegliche Natur. Das Buch: System der Natur, ist zugleich eine ideologische Kriegserklärung gegen Staat und Kirche. Der Fürst, der das Abbild der bestrafenden und belohnenden Gottheit, die ja selbst nicht existire, sein wolle, erscheint als ein willkürlicher schnöder Despot.

Mit diesen materialistischen Philosophen darf man Rousseau nicht zusammenwerfen. Wenn man von ihren Schriften zu den seinen übergeht, so hat man ein Gefühl, als würde man von dem übertäubenden Gespräch einer städtischen Gesellschaft in einen Landaufenthalt versetzt, wo man wieder mit sich selber leben kann. Indem bei Jenen der Geist, seinen Ursprung und seine Bestimmung suchend, sich selbst abhanden kam, erhebt sich in Rousseau das lebendige Bewußtsein der unsterblichen Elemente des wahrhaften Daseins. Auch er setzt sich dem Bestehenden und zwar fast mit dem paradoxesten Eifer entgegen, aber er läßt sich seinen Gott nicht rauben; er reißt sich selbst nicht vollkommen von den Zuständen los, denen er ursprünglich angehört. Die natürliche Religion, die er vorträgt, erscheint wie eine Idealisirung des protestantischen Christenthums, das er in Genf in sich sog; von der politischen Constitution, die er als das Ideal aufstellt, sagt er selbst, er habe ihre wesentlichen Grundsätze von Genf hergenommen: den ursprünglichen Vertrag, das Wesen der Souveränetät, die Herrschaft der Gesetze, die Einrichtung der Regierung, die periodischen Versammlungen.[1] Sein Souverän, in dem Contrat social, ist der große Rath; was er Fürst nennt, sind die Conseils von Genf. Angesichts der stolzen Denkmale des Königthums und der großen Vasallen, bei St. Germain, in Montmorency — denn da hat Rousseau

[1] Lettres écrites de la montagne. Oeuvres XII, 206: J'ai pris votre constitution que je trouvais belle, pour modèle des constitutions politique.

seine wirksamsten Werke und auch dieses geschrieben — ersann er sich das Ideal eines Staates, das in den Formen einer kleinen Republik seinen Ursprung hat. Der Gedanke, durch welchen Rousseau die Menschen am meisten für sich gewann, ist der Vorbehalt individueller Freiheit bei der unbedingten Herrschaft einer Staatsgewalt auf der Grundlage der Beschlüsse der Mehrheit. Man darf zweifeln, ob dieß seine ursprüngliche Idee war; denn an sich ist ihm der allgemeine Wille der objektive rechte Wille, er könnte in einer herrschenden Persönlichkeit erscheinen:[1] der wahre Gesetzgeber würde die Gottheit sein. Aber wie Menschen und Dinge nun einmal sind, und selbst der Strömung der Meinungen folgend, gründet auch er zuletzt Gesetz und Verfassung auf die Beschlüsse der Mehrheit, in denen er den allgemeinen Willen anerkennt. Sie erscheinen ihm als der Ausdruck der Souveränetät des Volkes, welche ewig unveräußerlich diesem das Recht gewährt, die Regierung, sobald es ihr gefällt, abzuändern. Es leuchtet ein, wie sehr die Anwendung republikanischer Abstractionen auf die Verfassung einer alten Monarchie dem Geiste derselben widersprechen muß. Die Rechte, welche der große Rath einer städtischen Genossenschaft den Magistraten derselben gegenüber ausübt, werden auf ein ganzes Volk in Bezug auf seinen Fürsten übertragen. Aber so standen die Dinge in Frankreich, so viel Reiz hatten diese Ansichten, daß sie als allgemein gültig betrachtet wurden. Sie brachten eine ungeheure Wirkung hervor. Wir begegnen ihnen in den Berathungen und Beschlußnahmen der Parlamente: theoretische Historiker spüren ihren Analogien in den alten Zeiten nach.[2] Wie durch Montesquieu die Ideen der englischen, so geriethen durch Rousseau die Abstractionen der genferischen Verfassung mit dem altfranzösischen Wesen in Contact. Man baut aus ihnen Ideale für dessen Umbildung auf.

[1] La volonté générale est toujours droite. — La grande âme du législateur est le vrai miracle, qui doit prouver sa mission.

[2] Mably, Observations sur l'histoire de France I, 296.

Mochten nun aber die wirksamen Schriftsteller des Tages der materialistischen Doctrin folgen oder ihr widerstreben, darin stimmten sie überein, daß sie sich dem historisch gebildeten Staate entgegensetzten und ihn von Grund aus verwarfen. Aus den literarischen Kreisen drangen ihre Lehren in die Schulen vor.

Einst hatte Richelieu den Gegensatz der Sorbonne und der Jesuiten auch deßhalb gepflegt, weil in ihrem Widerspruch mit einander die Staatsgewalt freiere Hand behalte. Zuerst nun war der alte Charakter der Sorbonne zerstört worden: man hat auf einmal hundert Doctoren jansenistischer Hinneigungen halber ausgestoßen; und die Schulen waren allenthalben in die Hände der Jesuiten gerathen. Jetzt aber waren auch diese gestürzt, geächtet, verjagt. Die Schulen fielen der Leitung der Philosophen anheim; die Ideen der Neuerung kamen in der heranwachsenden Generation zur Herrschaft.

Alles wirkte zusammen, um eine allgemeine Gährung hervorzubringen; die Conflicte der Körperschaften, welche die religiösen und gerichtlichen Institutionen verwalteten, unter einander und mit der höchsten Autorität; der plötzlich unversöhnlich erscheinende Widerstreit der Grundsätze, auf die der Staat gebaut war; die persönliche Entwürdigung des Königthums, das Zerwürfniß in den obersten Kreisen, die Mißachtung der Klasse, deren Prärogative von der Kriegführung herstammten, in Folge ihrer Niederlagen; endlich auch die Ueberzeugung, daß Frankreich seine alte politische Bedeutung nicht mehr besitze. In so fern hatte die erste Theilung von Polen, die ohne Rücksicht auf Ludwig XV. vollzogen ward, obwohl dieser Fürst einst sein Augenmerk anhaltend dahin richtete, eine das Nationalgefühl aufregende Rückwirkung auf Frankreich.

In ruhigen Zeiten umgeben die Vorstellungen der Menschen den Staat, in dem sie leben, wie ein reiner, durchsichtiger Horizont; unter Umständen, wie die damaligen, erheben sich die Meinungen in ihrer Unbedingtheit und ihren Wider-

sprüchen zu gewitterschwangeren Gewölken. Alle Elemente des Lebens und Denkens bereiteten sich zu einer allgemeinen Erschütterung.

Niemand dürfte behaupten, daß es für eine energische zugleich und wohlwollende, festhaltende und reformirende, ihrer Sache gewisse Regierung unmöglich gewesen wäre, die Gefahren zu bestehen. Wenn sich aber eine solche nicht bildete und die entzweiten Kräfte mit einander in Kampf geriethen, so konnte auch Niemand sagen, wohin ein solcher führen würde. Ludwig XV. fürchtete wenig für sich, so lange er lebte, wie sich aber sein Nachfolger behaupten würde, ward ihm selbst zweifelhaft.

Wir berühren die Grenzgebiete, auf welchen zwei Epochen der Geschichte des menschlichen Geschlechts sich von einander scheiden.

Die Ereignisse, die sich ankündigten und folgten, sind zu groß, als daß wir sie auch nur andeutend in ein Geschichtsbuch ziehen könnten, das vornehmlich dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert und der Entwickelung der alten Monarchie in ihren bedeutendsten Momenten gewidmet ist. Eine Zeit trat ein, wo dieselbe vollkommen zerstört zu sein schien, und die Fluth der in Frankreich siegreichen Umwälzung, Kirche und Staat vernichtend, sich über Europa ergoß. So weit ist es jedoch nicht gekommen. Die Tendenzen der Revolution sind nicht wieder beseitigt worden; aber eben so wenig haben sie vollkommen gesiegt. Die historischen Entwickelungen des alten Europa und vor allem Frankreichs haben nicht erdrückt, nicht einmal unterjocht werden können. Die Lebenskraft der alten Ideen hat nicht allein Widerstand geleistet, sondern eine überaus kräftige Rückwirkung ausgeübt. Durch Aktion und Reaktion ist ein neues Weltalter heraufgeführt worden.

Ranke, Leopold von, 1795-1886

Französische Geschichte

Bd.: 4

Stuttgart [u.a.] 1877